

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

Chefredakteur: Wolfgang Joho

Redaktionskollegium: Helmut Hauptmann, Rosemarie Heise

Henryk Keisch, Achim Roscher, Elli Schmidt, Paul Wiens

INHALT

Einführung	3
Zum 75. Geburtstag von Ernst Thälmann:	
Ein Alltag aus seinem Leben / <i>Heinz Willmann</i>	4
✓ Vorabend / <i>Karl Veken</i>	8
✓ Parteilichkeit und schöpferische Freiheit des Schriftstellers /	
<i>Elisabeth Simons</i>	53
Die ersten Stunden zu Haus / <i>Werner Reinowski</i>	69
Seine erste Aktion / <i>E. R. Greulich</i>	85
Im Lager / <i>Fritz Selbmann</i>	98
Die Prüfung / <i>Marta Naxerath</i>	112
Genosse Wollni hilft auf dem Lande / <i>Bernhard Seeger</i>	129

ERSTE VERSUCHE

Jupp / <i>Harry Falkenbayn</i>	145
--	-----

NEUE BÜCHER

Kurt Batt: Ein eigenständiges Erzählertalent (Herbert Nachbar, „Die Hochzeit von Länneken“), S. 150; *Werner Liersch*: Halbzeit (Martin Walser, „Halbzeit“), S. 153; *Hans Jürgen Geerds*: Von der Dramatischen Ballade zur Legende (Kuba, „Die Legende vom Klaus Störtebeker“), S. 157.

UMSCHAU

Heinz Auerbach: Dramatik aus dem Äther, S. 160; *I. M. Lange*: Sie wußten, was sie tun, S. 164; *Gertrud Meyer-Hepner*: Ernst Beutler zum Gedenken, S. 166; *Rolf Richter*: Eisensteins „Panzerkreuzer Potemkin“ in der deutschen Literatur, S. 167; *S. T.*: Zu Ehren Thomas Manns, S. 171; Informationen u. a.

Was die Besten ersehnten und erstrebten und was den Grund legte für die Schaffung des ersten sozialistischen Staates in der deutschen Geschichte, wurde vor fünfzehn Jahren – am 21. April 1946 – Wirklichkeit: die Vereinigung der beiden deutschen Arbeiterparteien zur Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands.

Diesem im wahrsten Sinne historischen Ereignis, das Markstein und Wendepunkt auch für unsere kulturelle, literarische Entwicklung bedeutet, ist das vorliegende Heft gewidmet. In ihm erzählen Schriftsteller unserer Republik, die selbst mit dabei waren und aktiven Anteil an der Entwicklung hatten, vom Kampf, von den Niederlagen und den Siegen der deutschen Arbeiterklasse in den letzten Jahrzehnten.

Keiner der vorliegenden Beiträge wurde eigens für diesen Tag geschrieben; Auszüge aus in der Entstehung begriffenen oder vollendeten und demnächst erscheinenden Arbeiten, könnten sie dennoch alle für diesen Tag geschrieben sein. Unterschiedlich in ihrer künstlerischen Aussage, haben sie eines gemeinsam: sie beweisen, welche herrschende Rolle der Kampf in den Reihen der Partei im Leben und Schaffen dieser Schriftsteller gespielt hat und spielt.

Ein lebensnahes Bild von jenen letzten Jahren der Weimarer Republik, in der die Arbeiterklasse vergeblich, weil in sich gespalten, den Faschismus aufzubalten versuchte, zeichnet Karl Veken, der selbst seit seiner Jugend in der KPD mitkämpfte. Elisabeth Simons berichtet von der Tätigkeit des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller in der gleichen Zeit. In die Illegalität und das Martyrium der gebetzten und eingekerkerten Genossen führen das Kapitel aus Werner Reinowskis Roman „Zwei Brüder“ und der Abschnitt aus E. R. Greulichs Buch „Keiner wird als Held geboren“, während Fritz Selbmann die führende Rolle der Partei im Konzentrationslager schildert. Die Brücke vom Kampf zum Sieg wird geschlagen mit Marta Nawraths Darstellung aus einer Parteischule und mit Bernhard Seegers Schilderung eines Parteifunktionärs, der auf dem Lande hilft.

EIN ALLTAG AUS SEINEM LEBEN

Zum 75. Geburtstag von Ernst Thälmann

Im Sommer 1930 fuhr ich von Berlin nach Hamburg, wo ich zu jener Zeit für die „Arbeiter-Illustrierte-Zeitung“, die „AIZ“ tätig war. Als ich während der Fahrt durch den D-Zug ging, sah ich in einem Abteil Ernst Thälmann sitzen. Es befanden sich noch zwei Reisende dort, die aber offenbar mit Thälmann nichts zu tun hatten. Er hatte einen Fensterplatz, las in einem Buch und machte Eintragungen in ein Notizheft.

Ich blieb in der Nähe des Abteils stehen. Am liebsten wäre ich natürlich zu ihm gegangen und hätte ihn begrüßt; aber mit welchem Recht durfte ich ihn in seiner Arbeit stören? Wer weiß, ob er mich überhaupt erkannt hätte. Bisher hatte ich mit dem Parteivorsitzenden nur flüchtig zu tun gehabt, ihm einmal etwas gebracht, dann einen Bericht in seiner Anwesenheit über die Agitationsarbeit im Hamburger Hafen gegeben. Ich war auch von ihm nach der Betriebszeitungsarbeit in den Hamburger Werften gefragt worden. Daran würde sich der Vielbeschäftigte wohl kaum erinnern. Deshalb beschloß ich, in seiner Nähe zu bleiben, ohne daß er davon wußte.

Es war ein Schuß Jugendromantik bei dieser Überlegung. Erst kürzlich war ein Angriff auf Thälmann versucht worden. Da hätte ich ja den Auftrag haben können, schützend in seiner Nähe zu sein. Ich bildete mir bald selbst ein, daß es so wäre, holte meine Sachen in die Nachbarschaft des 1.-Klasse-Abteils, das Thälmann als Reichstagsabgeordneter benutzte, und beschloß, ihn nicht aus den Augen zu lassen und auf jede Gefahr zu achten.

Für meinen Eifer gab es im Zuge allerdings keine Betätigung. Als ich wieder an dem Abteil vorbeiging, sah ich, daß die beiden Mitreisenden schliefen und Thälmann noch immer las und schrieb. Am Dammtorbahnhof in Hamburg stieg er aus. Unbemerkt folgte ich. In der Nähe des Bahnhofs hatte ein Obstverkäufer seinen Stand aufgeschlagen. Thälmann kaufte sich eine Tüte Birnen. Er stopfte sie in seine Aktentasche, schob die blaue Schiffermütze etwas aus der Stirn, aß im Gehen aus der Tasche und schlen- derte so den Alsterwiesen zu.

Dort saßen an diesem sonnigen Nachmittag Gruppen von Männern, jüngere und ältere. Sie waren offenbar arbeitsgewohnt, aber es gab in dieser Zeit viele willige Hände, die ohne Beschäftigung blieben. Thälmann setzte sich zu einer Gruppe dieser Arbeitslosen. Ich blieb in einiger Entfernung. Es war nicht auszumachen, ob er die Männer kannte. Er gab dem einen von ihnen Feuer, bot einem anderen eine Zigarette an, saß, rauchte und beteiligte sich an ihrem Gespräch. Nach einiger Zeit tippte er an seine Schiffermütze und ging weiter.

Unterwegs wurde Thälmann mehrmals begrüßt. Ein älterer Mann – offenbar ein Hafenarbeiter – ging ein Stück mit ihm und bog dann in eine Seitenstraße ab. Ein Radfahrer, der uns entgegenkam, bremste, als er ihn erkannte, sprang vom Rad und ging eine Strecke mit ihm, wobei er eifrig auf ihn einsprach, dann stieg er wieder auf das Rad und fuhr weiter. In der Nähe des Dragonerstalls ging Thälmann in eine Kneipe. Ich wunderte mich, denn vor kurzem hatte mir ein Genosse gesagt, der Wirt sei „ein ganz verbohrter SPDler“, mit dem könne man nicht vernünftig reden, und die Leute, die dort verkehrten, wären auch nicht viel besser. Thälmann schien das nichts auszumachen. Im Vorbeigehen sah ich ihn im eifrigen Gespräch mit einigen Männern an der Theke stehen.

Am Abend mußte ich an einer Sitzung der Erweiterten Bezirksleitung der KPD teilnehmen. Als ich in das Sitzungslokal kam, waren schon fast alle Stühle besetzt. Auf der Tagesordnung stand ein Bericht des Sekretärs der Bezirksleitung über die Lage im Hamburger Hafen, wo es eine Lohnbewegung gab. Kurz vor Eröffnung der Beratungen kam Genosse Thälmann. Er war als Vorsitzender der Partei die meiste Zeit im Zentralkomitee in Berlin tätig. Seine Wohnung hatte er aber noch in Hamburg und gehörte auch der dortigen Bezirksleitung an. An diesem Abend hatte niemand mit seinem Kommen gerechnet. Die Genossen begrüßten ihn herzlich. Einer rief: „Bring dir einen Stuhl mit, Teddy!“ Thälmann holte sich aus dem Vorzimmer einen Stuhl, stemmte ihn an einem Bein hoch und setzte sich neben Fritz Lux, der damals politischer Leiter des Stadtteils A war.

Die Genossen am Vorstandstisch baten den Parteivorsitzenden, dort Platz zu nehmen. Das tat er auch, aber den Vorschlag des Sekretärs, an seiner Stelle zu sprechen, da der „Genosse Thälmann sicher viel Wichtigeres zu sagen hätte“, lehnte er strikt ab. „Das könnte dir so passen, Hermann. Gib mal ruhig deinen Bericht; er interessiert uns alle sehr.“

Der Bericht wurde gegeben. Thälmann nahm auch danach nicht das Wort. Er forderte die im Hafen tätigen Genossen auf, zu dem Gesagten ihre Meinung zu äußern. Dann stellte er Fragen, wollte wissen, welche Verbindungen zu den sozialdemokratischen Genossen im Hafen bestün-

den, welche Besprechungen mit ihnen geführt worden seien. Besonders interessierte er sich dafür, in welchem Kreis die von unseren Genossen aufgestellten Forderungen beraten würden.

„Wie war das vorgestern am Amerika-Kai, Fritz? Was hast du da dem sozialdemokratischen Obmann gesagt? – Habt ihr die Lage im Hafen mit den Erwerbslosen besprochen?“

So hagelte es Fragen über Fragen. Die Gesichter der Genossen wurden lang und länger. Woher konnte Ernst Thälmann das alles haben? Gestern hatte er doch noch in Berlin gesprochen. Erst im Laufe des heutigen Tages konnte er nach Hamburg gekommen sein. Wie kam er zu dieser Kenntnis der Lage, zu diesen Einzelheiten, die fast immer das Wesentliche trafen und von einer exakten Information über die Stimmung auch unter den sozialdemokratischen Arbeitern zeugten?

So dachten wohl die meisten. Es blieb kein Platz mehr für große Redensarten. Thälmanns Fragen rüttelten auf, schärften den Blick und den Verstand, machten komplizierte Fragen einfach. Sie zeigten im Kleinen das Große und bewiesen, daß beharrliches Ringen um jeden einzelnen Grundvoraussetzung für jeden politischen Erfolg ist.

Die Sitzung zog sich mehrere Stunden hin, aber keiner merkte, wie die Zeit verging. Am Ende gab es ein klares Arbeitsprogramm. Jeder von uns begriff, was getan werden mußte, um unseren Zielen ein Stück näherzukommen.

Im Jahre 1936 gehörte ich zu einer Gruppe deutscher Antifaschisten, die als Gäste in Leningrad an den Feierlichkeiten zum 1. Mai teilnahmen. Abends gab es im Theater eine Festvorstellung von Rossinis Oper „Wilhelm Tell“.

Mit lebhafter Anteilnahme verfolgten die Bestarbeiter und Pioniere der sozialistischen Landwirtschaft des Leningrader Bezirks die Vorgänge auf der Bühne. Die Handlung spielte für die meisten der Zuschauer nicht irgendwo in der Schweiz. Für sie war es ein deutsches Stück, und was auf der Bühne vorging, verschmolz mit dem, was sie über Deutschland, über den Hitlerterror, über den Kampf der deutschen Antifaschisten wußten.

Geßler, das war der Bedrücker. Tell der deutsche Freiheitsheld. Thälmann war im Bewußtsein der Sowjetmenschen damals der populärste Deutsche, war Inbegriff des Kampfes gegen die Hitlerbarbarei.

Mit atemloser Spannung verfolgte das Publikum Tells Herausforderung des Tyrannen, die berühmte Apfelschußszene und schließlich die Abrechnung mit Geßler. Unbeschreiblicher Jubel, als den Landvogt schließlich sein verdientes Schicksal ereilte.

Wir ließen es natürlich in unserer Loge auch nicht an Beifall fehlen. Vielleicht erkannte man uns inmitten der anderen Ausländer als Deutsche,

jedenfalls erscholl aus dem Parkett der Ruf: „Hoch lebe Genosse Thälmann!“ Und alle Besucher des großen Theaters erhoben sich spontan von ihren Plätzen, klatschten Beifall und grüßten an diesem Kampftag der internationalen Arbeiterklasse, inspiriert durch das gemeinsame Kunsterlebnis, den Mann, der auch hinter Gittern und Kerkermauern das Banner des Kampfes gegen Krieg und Faschismus fest in seinen kräftigen Händen hielt.

Der stolze feste Gang Ernst Thälmanns beherrscht das Bild, über dem gleichsam wie gesprochene Gedanken Thälmanns die Worte liegen: Das Wertvollste, was der Mensch besitzt, ist das Leben. Es wird ihm nur ein einziges Mal gegeben. Und benutzen soll er es so, daß er sterbend sagen kann: Mein ganzes Leben, meine ganze Kraft habe ich dem Herrlichsten in der Welt, dem Kampf für die Befreiung der Menschheit gewidmet.

Schluß des Films „Ernst Thälmann – Führer seiner Klasse“,
von Willi Bredel und Michael Tschesno-Hell.

VORABEND

Der Zeitungshändler im Kiosk händigte Lilo aus: Von den Nazis „Völkischer Beobachter“ und „Angriff“. Von den Kommunisten die „Rote Fahne“. Den „Börsenkurier“, die „Börsenzeitung“, das „Berliner Tageblatt“. Den „Lokalanzeiger“. Den „SPD-Vorwärts“. „8-Uhr-Abendblatt“. „Das Tempo“.

„Hier ist noch eine neue Zeitung von der kommunistischen Opposition. Der Nazi Strasser gibt auch eine Oppositionszeitung heraus.“

„Ach du lieber Gott!“ sagte Lilo lachend, „armes Deutschland!“

„Die ‚Morgenpost‘, gnädiges Fräulein?“ Lilo winkte ab: die war für die Dummen. Sie trug drei Pfund gedrucktes Papier ins Café und fing an zu lesen: Jagd auf die Wahrheit!

Die Vorbereitungen für das Konzert und für die Ägyptenreise waren die Kulisse, hinter der sie vor Fred und den Eltern die aufwühlenden Gedanken und Überlegungen verbarg. Ihr Geist war in einer Art tätig, die sie oft erschreckte. Aber gleichzeitig packte sie eine beglückende und weiterdrängende Erregung. In solchen Augenblicken war der Verlobte ihr fast fremd. Wenn er von dem bevorstehenden Prozeß sprach, wichtig und großartig, schien ihr das alles belanglos. Zwei Gedanken wirkten in Lilos Bewußtsein wie Steinchen, die im Wasser Kreise tanzen lassen.

Der erste war der harte und nüchterne Vorwurf Walter Blums: „Parasitär!“ Der zweite, ebenso hart und nüchtern, aber noch aufwühlender und weiterreichend, war der von jenem drahtbebrillten schlanken Regisseur hingeworfene Satz: „Kunst ist Waffe, Genossen!“ Parasitär? Walters Vorschlag, vor den Arbeitern von Karr und Helders zu spielen, wurde Lilos Protest gegen dieses widerliche Wort, das in ihr Vorstellungen von ekelhaften Schmarotzern weckte, schleimig, schillernd und unersättlich.

Lilo schlug die Zeitungen auf.

Die „Rote Fahne“ rief natürlich wieder zum Streik auf, weil die Metallindustriellen einen Lohnraub von acht Prozent vorbereiteten. Lilo glaubte es nicht, sie hätte sicher etwas gewußt.

Die kommunistische Opposition kündigte in ihrem Blatt eine große Enthüllung gegen die KPD an.

Wie denn? fragte sich Lilo. Nicht einmal die Kommunisten waren sich einig?

Das „Berliner Tageblatt“ forderte den Wirtschaftsminister auf, den Streit zwischen Metallarbeitern und Metallindustriellen zu schlichten, um einen Streik zu vermeiden, der die Wirtschaft unnötig lähme. Das war auch die Forderung des „Vorwärts“.

Der „Angriff“ knallte über die ganze erste Seite: „Berlin muß den Roten entrissen werden!“

Die anderen, „Lokalanzeiger“, „Tempo“, „8-Uhr-Abendblatt“ und „Vossische Zeitung“, berichteten eingehend über neue Streifzüge des Nachtgespenstes. Ein bekannter Hellseher hatte angeblich die Spur des Verbrechers gefunden. Der „Börsenkurier“ stellte fest: „Krisenzeichen über Deutschland!“ Lilo entdeckte in einem Bericht den Namen ihres Vaters in Verbindung mit großen Geschäften in Spanien. Auch den Namen Helders fand sie im „Börsenkurier“.

Spanien? Sie erinnerte sich jenes Mittwochnachmittags, an dem Fred von der Weigerung Walter Blums, nach Spanien und Jugoslawien zu fahren, erzählt hatte. Warum war er nicht gefahren? Hatte ihn das hübsche blonde Mädchen gehalten? Oder ...?

Achtlos ließ Lilo den Pack Zeitungen liegen. Darin die Wahrheit suchen, wie ein Huhn im Sande nach einem Körnchen?

Die Wahrheit war lebendig, man mußte sie in den Menschen suchen – oder in der Kunst. Sie blickte auf die Uhr. Walter Blum mußte schon zu Hause sein.

Sie lenkte den Zitronengelben zum Baltenplatz. Walter Blum sollte ihr sagen, warum er nicht nach Spanien gefahren war. Vielleicht hatte er noch so ein Wort für sie, das wie ein Zeitzünder wirkte und tagelang im Kopf nachknallte. Vielleicht trug dieser starke, eigenwillige Bursche ein Fünkchen Wahrheit in sich?

Als Lilo im Halbdunkel in dem häßlichen Treppenhaus aufwärts stieg, schaukelte eine Erinnerung aus ihrer früheren Kindheit auf ihren Gedanken. Ein alter Rechtsanwalt hatte sie in ein Kaleidoskop blicken lassen – er zauberte bunte, märchenhaft schöne Gebilde, die sich bei jedem Stoß veränderten. Eines Tages war sie zu ihm gegangen, um noch einmal einen Blick in die seltsame Welt zu tun. Ganz aufgeregt hatte sie bei dem alten Herrn geklingelt – voll Erwartung auf Wunder –, wie jetzt bei Walter Blum.

Es blieb still hinter der braungemaserten Tür. Lilo klingelte dreimal, ehe sie es aufgab. Wie schlecht es aus den Wohnungen roch. Sie blickte durch das Treppenfenster in den Lichtschacht hinab.

Parasitär! hallte das laute Echo in ihr. Sie wandte sich mit einer entschiedenen, ein wenig theatralischen Geste zur Treppe. Es stand plötzlich für sie fest, daß das bevorstehende Konzert ein Ereignis von größter Bedeutung sei, mehr noch als ihr erstes Konzert im Kreise der Freunde und

Verwandten. Sie beschloß, solche Konzerte für die Arbeiter von Karr und Helders regelmäßig zu veranstalten.

Alfred Karr nickte freundlich, als sie ihm den Plan mitteilte. „Das ist eine gute Idee, Lilo! Mach ihnen schöne bunte Programme: Strauß, Waldteufel ...“

„Aber Vater – ich möchte ihnen gute, ernste Musik ...“

„Ja – versuch es!“ Er tätschelte ihre Hand. „Wann ist dein erstes Konzert?“

„Übermorgen.“

Fredi riet: „Spiel Wagner – nichts von den Juden Mendelssohn, Mahler – vor allem keine Russen!“

Karr nickte diesmal. „Keine Russen!“

Tags darauf kam der Vater nervös und ärgerlich zum Abendbrot. „Es wird nichts daraus, Lilo! Das Pack streikt.“ Er lachte sarkastisch auf. „Du kannst zu ihrer Streikversammlung in den Musikersälen gehen und ihnen die Internationale vorspielen.“

Lilo erinnerte sich an die „Rote Fahne“.

„Es geht um acht Prozent?“ fragte sie ruhig.

„Ja“, erwiderte Alfred Karr gereizt. „Aber wir haben den Wirtschaftsminister und die Gewerkschaft auf unserer Seite. Es wird nicht lange dauern. – Die Löhne sind zu hoch, mein Kind!“

„Schade um das Konzert.“ Lilo war verwirrt.

„Bedenke dich bei den Kommunisten!“ brummte Alfred Karr. Er stand auf und ging in sein Arbeitszimmer. „Verdammtes Pack!“

Der dritte Streiktag der Metallarbeiter war ein Freitag, Lilos Einkaufstag.

Sie durchschlenderte das wimmelnde große Warenhaus Tietz, Frankfurter Allee. In der Lebensmittelabteilung beobachtete sie den bekannten Kunsthistoriker Professor Doktor Verleiner, einen baumlangen Riesen mit grauem Spitzbart und zugespitztem weißem Schnurrbart.

Er trug eine schwarzgraue Pelerine. Sein grüner Hut war mit einem rasierpinselähnlichen Gernsbart geschmückt. Aus den langen umgelegten Ecken seines gestreiften Kragens stand ein kolossaler Kropf hervor. Ein goldgefaßter Sauzahn zierte die breite Krawatte. Genießend wählte der Professor ein Täubchen, einen Hummer und französischen Käse. Schmatzend kostete er den Hummer, ehe er ihn unter seiner Pelerine verbarg. Er bemerkte Lilo nicht. Lilo erreichte ihr Ziel, die Musik- und Notenabteilung im Erdgeschoß. Herr Sievert, der Abteilungsleiter, zupfte seine bunte Fliege zurecht und eilte dienernd herbei. Er ließ den neuen Katalog für die vornehme Kundin bringen.

„Öffnen Sie den Steinway!“ befahl er würdevoll einer Verkäuferin. Lilo intonierte leise, es war ein herrlicher Flügel. Sie blickte empor. Wie Stufen eines römischen Theaters lagen die fünf Etagen des Warenhauses in der Runde über ihr. Die kleinen bronzierten Säulchen der Geländer ringsum ließen den Blick auf die Menschenströme dort oben frei. Das Brodeln tausend naher Stimmen und das Wispern aus der Höhe vereinigten sich zu einem erregenden Brausen. Ganz in der Nähe dudelte ein Grammophon den neuen Schlager: „Leutnant warst du einst bei den Husaren, als wir jung und glücklich waren – denkst du noch daran zurück?“ Hört, hätte sie rufen mögen, schaut alle hinunter – ich spiele auch etwas, warum liebt ihr dummen Menschen die gute Musik nicht? Hört die Sprache der edlen Seelen ... Lilo ließ ihre Finger gleiten und lächelte über ihre Gedanken.

„Spako, der Sparkochtopf der sparsamen Hausfrau verhilft Ihnen zu einem Sparkonto!“ rief ein eifriger Verkäufer, dessen Stand nahebei liegen mußte. In diesem Augenblick flammten die riesigen Leuchter auf. Ein türkischer Teppich von gewaltigem Ausmaß, zwischen den Geländern der dritten und fünften Etage gespannt, ließ verschlungene Arabesken bunt leuchten.

Sie würden in dem Lärm nicht einmal meine Stimme hören, dachte Lilo und sah auf die Noten, die Herr Sievert, zwei Finger an der Fliege, dienstbereit auf den Notenständer stellte.

„Etwas Neues, gnädiges Fräulein, ‚Les Préludes‘ von Liszt, eine interessante Bearbeitung für Harmonium und Klavier.“ Er strahlte Lilo stolz an. Sehen Sie, sollte es bedeuten, ich habe Ihren besonderen Wunsch nicht vergessen, ich weiß, was ich einer solchen Kundin schulde.

„Ich zeige Ihnen Spako ...“ Das schwang sich wieder über das Summen und Brausen der Masse.

Lilo nickte Herrn Sievert dankend zu und suchte in „Les Préludes“ die erregenden Fanfarenstöße, jene aufpeitschende hinreißende Stelle, die das Blut zum Sieden brachte: Sieg! Sieg! Sieg!!! Sie fand die Stelle und spielte die jubelnden Fanfaren. Wie durch einen Schleier sah sie, daß Menschen herbeikamen, die den Flügel umringten und mit ernsten Gesichtern zuhörten.

„Das ist grandios“, hörte sie eine metallische Männerstimme hinter sich sagen. „Es zerreißt einen fast!“ Ihr war, als kenne sie die Stimme aus einem Traum.

„Ja“, antwortete langsam eine weiche Stimme, „da hat Liszt einmal Feuer gefressen – und konnte so flammend sprechen. Eine geniale Komposition!“

Die Nähe von Menschen, die mit ihr fühlten, beglückte Lilo. Für einen Augenblick schien ihr, als sei hier, bei ihr am Flügel, das Zentrum des

ganzen verwirrenden Trubels in dem Riesenbau, als müßten die Tausende ringsherum und dort ganz oben schweigen und der trunkenen Jubelfanfare eines Genies lauschen. Hört, dachte sie glücklich, hört ...

Was jetzt blitzschnell folgte, kam Lilo zunächst wie ein Traum vor, so unwirklich, unmöglich und unvorstellbar schien es ihr.

Die erste Stimme sagte in die fern werbende Stimme des Spako-Anpreisers hinein: „Los – alle sind da.“ Die Worte, leise gesprochen, schienen Lilo aus unerklärlichen Gründen wie leuchtende Raketen.

Plötzlich fühlte sie sich an den Hüften gefaßt. Sie wurde von ihrem Sitz emporgehoben. Ihre Hände schlugen, als sie emporschwebte, auf die Tasten. Umschauend, wieder auf dem Boden stehend, blickte sie in die freundlichen Augen des Mannes mit der verbogenen Nickelbrille, der in den Musikfestsälen die Worte gesprochen hatte: „Kunst ist Waffe, Genossen!“

Kaum stand sie auf dem Boden, da saß der blasse Pianist mit der hellen zerschlissenen Jacke auf ihrem Platz. Im gleichen Augenblick formten die Umstehenden einen Halbkreis. Vor ihnen stand der junge Mann im Rollkragenpullover, ein rotbeklebttes Sprachrohr in der Hand. Alle zusammen waren wie eine ungeheure Stahlfeder, in fünf Sekunden von Riesenfäusten gespannt, bereit loszuschnellen.

„Los“, sagte der Zarte mit der Nickelbrille zu dem Blassen am Flügel mit einem eigenartig verzerrten Lächeln. Der Pianist ruckte den Kopf, worauf der im Rollkragenpullover das Sprachrohr an die Lippen hielt und eine Sirene gellen ließ. Er drehte das Sprachrohr wechselnd nach allen Seiten, nach oben und nach unten.

Die Burschen und Mädchen im Halbkreis legten die hohlen Hände an den Mund und verstärkten die Sirene mit schrillen Lauten.

„Verzeihen Sie bittel!“ Der Regisseur der Truppe wandte sich leise zu Lilo, und ein Abglanz des merkwürdigen Lächelns hing noch um seine Nickelbrille. „Und ich danke Ihnen auch, Sie haben uns mit Ihrer Siegesfanfare in gute Stimmung versetzt. Sie spielen gut, Mädchen! Geben Sie acht! – Wenn Sie wollen, können Sie jetzt etwas von uns lernen.“

Die Sirene stieg zum zweitenmal an.

Er trat schnell an den linken Flügel des Halbkreises, von wo er Lilo noch einmal wie ein alter vertrauter Freund zublinzelte.

Auch der Pianist, der die Hände zum Anschlag erhoben hatte, schaute Lilo aus blassem Gesicht groß und piffig an, als wollte er sagen: Nichts für ungut, Mädchen!

Obwohl Lilo eindeutig Gewalt angetan worden war, war sie mehr überrascht als erschrocken. Die künstlerische Disziplin dieser Menschen übte die gleiche Wirkung auf sie aus wie bei der Probe in den Musiksälen. Sie fühlte sich nicht bedroht und war beinahe mehr Mitwirkende als Zuschauende.

rin. Sie wehrte Herrn Sievert, dessen Finger an der Fliege zappelten, ruhig ab, als er ihr seinen „männlichen Schutz“ anbot, um sie in Sicherheit zu bringen.

„Kommen Sie bitte in mein Büro, Gnädigste. Es ist ein ungeheurer Skandal.“

Eine verschüchterte Verkäuferin rief ihn ans Telefon: Der Chef! Als die Sirene zum drittenmal anstieg, stand Lilo noch immer neben dem Flügel, fast im Brennpunkt des Bogens aus Menschen, selber gespannt wie noch nie in ihrem Leben. Als sie dann mit drei schnellen Schritten aus dem Kreisbogen heraustrat, trieb sie mehr Korrektheit und Stilempfinden der Nicht-dazu-Gehörenden als Ablehnung und Protest.

Sie erkannte in der Reihe, vierte von links, die Freundin Walter Blums. Gerda warf Lilo einen Blick verächtlicher Feindschaft zu. Sie war die einzige, die wußte, wer vor zwanzig Sekunden an diesem Steinway gesessen hatte: Die Tochter des Millionärs Karr, des verhaßten Scharfmachers Karr, die Verlobte Dr. Fred Helders, Sohn des Industriellen und Scharfmachers Helders von Helders AG, Tochter und Braut von Räubern der acht Prozent.

Die Sirene verstummte. Ein Sprechchor dröhnte durch die hochragend gewölbte Halle: „Die rote Sirene – die rote Sirene – die rote Sirene . . .“

Der Sprung aus der aufpeitschenden Siegesfanfare in diese dramatische Wirklichkeit kam für Lilo zu unvermittelt. Sie konnte sich nicht damit abfinden, ruhig dabeizustehen. Es jagte sie hinauf in die oberen Stockwerke, sie wollte dieses einmalige moderne Amphitheater von oben sehen. Plötzlich war sie von singenden Menschen umgeben. Auf der Treppe längs des Geländers, über das man aus den Etagen auf die eigenartige „Bühne“ tief unten hinabsehen konnte – überall sangen Menschen das Lied mit, das die Rote Sirene angestimmt hatte. Lilo sah verhärmte, einfache Menschen, arm, sogar schäbig gekleidet, die wunderbare Worte nach einer packenden, volkstümlichen Melodie sangen: Sonne – Freiheit – zum Lichte empor – dunkles Vergangene – leuchtende Zukunft. Die Gesichter veränderten sich, umrandete Augen gewannen durch das Lied Glanz.

Inmitten einer lauten Gruppe Arbeiter entdeckte sie Professor Verleiner, der seinen Bergsteigerstock drohend schwang und eine Rede über „nationale Würde“ hielt.

„Der gehört in die Antiquitätenabteilung“, sagte ein junger Arbeiter. „Kaiser Wilhelm hat vergessen, den mitzunehmen, als er nach Holland türmte.“

„Steh hier nicht im Wege, du Piesepampell“

Man drängte Verleiner achtlos beiseite. Er japste empört nach Luft, sein kolossaler Kropf tanzte über dem goldgefaßten Sauzahn auf und ab. Da bemerkte er Lilo und stürzte zu ihr.

„Gnädiges Fräulein“, sagte er theatralisch, „darf ich Ihnen meinen Schutz anbieten? Der Pöbel . . .“

Die Stimme versagte, der Kropf hüpfte weiter. „Geschäftsführer!“ Er stieß seinen Bergsteigerstock auf den Boden. „Geschäftsführer! Wo bleibt die Polizei?“

Lilo ließ ihn stehen und eilte weiter hinauf. Sie stand im vierten Stock, ihr gegenüber hing der prächtige türkische Teppich. Das Lied verklang: „Ewig der Sklaverei ein Ende . . .“

Da sah Lilo, wie oberhalb des Teppichs zwei auffallend kleine Kerlchen flink über das Geländer kletterten. Zwischen ihnen, wie Cäsaren auf der Imperatortribüne eines Zirkus, standen Walter Blum und ein junger Mann mit einem Büffelkopf. Sein Gesicht hatte zahllose Fältchen und Runzeln. Kräftige Arme schauten aus den umgeschlagenen Ärmeln eines karierten Wollhemdes heraus. Sie warfen den beiden kleinen Burschen, die über das Geländer geklettert waren, blitzschnell die an den Säulenfüßen festgeknoteten Enden einer Schnur zu. Sekunden später rollte ein großes rotes Tuch über den türkischen Teppich: „Berliner! Übt Solidarität mit den streikenden Metallarbeitern!“ Von unten rief der Sprechchor dreimal die gleichen Worte.

Lilo wollte nicht entscheiden, ob der Beifall, der das Haus durchbrauste, diesen Worten oder den kleinen mutigen Artisten galt. Sie hörte hinter sich eine herrische Stimme.

„Mein Mann ist Mitinhaber der Firma. Ich verlange, daß Sie sofort die Polizei rufen. Sehen Sie sich das an – solch ein Skandal!“

Eine elegante, auffallend stark gepuderte Frau, deren Brillanten die großmaschigen lila Handschuhe durchstrahlten, wies wie tollwütig auf das rote Tuch und blitzte einen Mann in Schwarz an, der offenbar zur Geschäftsführung des Warenhauses gehörte.

„Gnädige Frau“, entgegnete er – seine Stimme klang trotz der devoten Verbeugung brutal –, „der Zauber ist in spätestens fünf Minuten zu Ende. Rufe ich aber die Polizei, dann gibt es einen Skandal, und das Geschäft ist für heute beendet. Ich habe die Verantwortung für den Umsatz – nicht Sie!“

„Sie werden entlassen . . .“, keifte die Inhabergattin giftig und fuchtelte mit ihrem lila gepunkteten Schirm umher. „Sie, Sie . . .“, die Stimme zischte. „Mein Mann . . .“

Der Schwarze wandte sich kalt einer Gruppe von Verkäufern und Verkäuferinnen zu.

„Gehen Sie an die Plätze – preisen Sie an – verkaufen Sie – plaudern Sie mit der Kundschaft. Freundlich sein, lächeln!“

Er verzog sein verzerrtes Gesicht zu einem maskenhaften Lächeln und verbeugte sich tief vor Lilo. „Gnädiges Fräulein, darf ich Ihnen unsere Pelze zeigen?“

Lilo winkte ab. Sie erreichte das oberste Stockwerk, wo junge Arbeiter mit zwei Verkäufern diskutierten.

„Was stellt ihr euch so fein? Ihr schiebt Kohldampf wie wir – nur daß ihr Schlips und Kragen tragt.“

Lilo blickte in den Kaufhausschacht hinab. Die beiden kleinen Artisten vom Geländer näherten sich, sie hielten bunte Markenbogen in den Händen.

„Für die streikenden Metallarbeiter.“

Viele kauften eine Marke. Lilo gab dem, dessen große rote Ohren weit abstanden, eine Mark.

„W-w-wieviel?“ fragte er eifrig. Wie er mit den Ohren wackelt, dachte Lilo.

„Stimmt so!“ antwortete sie freundlich. Er zählte schnell zehn Solidaritätsmarken ab und reichte sie ihr errötend. Sie hörte, wie er beim Weggehen zu seinem Begleiter sagte: „ne s-s-sympathi-thi-thi-sierende Int-tellektuelle, Maxe!“ Trotz der kurzen Beine war ihm die geflickte Hose zu kurz.

Dann brauste unten die Internationale auf, von Hunderten Stimmen nach oben getragen. Noch einmal sah Lilo flüchtig Walter Blum. Er sang in der Menge mit, die Mütze in der Hand, wie die Mehrzahl der Männer – als sängen sie ein heiliges Lied.

Lilo vermied es, ihm zu begegnen, aber sie erinnerte sich an seine Worte von der untergehenden und der aufsteigenden Klasse.

Wie ein Choral verhallte die Internationale: „... erkämpft das Menschenrecht.“ Der Geschäftsbetrieb floß nicht sofort weiter. Eine drückende Traurigkeit überfiel Lilo, als sie bemerkte, wie kalt und feindlich die einfachen blassen Menschen sie betrachteten. Wieder begegneten ihr die beiden Knirpse, armselige Kerlchen. Sie strahlten und zappelten vor Freude ...

Nach dem Abendbrot kam Fred Helders. Er machte sich über die Noten her und wollte die Piano-Harmoniumausgabe „Les Préludes“ sofort mit Lilo spielen. Zusammen mit dem Kassenzettel fielen die Solidaritätsmarken aus dem Notenblatt. Sie gingen von Hand zu Hand, bei Frau Helders und Mercedes Karr von Fingerspitze zu Fingerspitze.

„Woher hast du das?“ fragte Fred Helders erstaunt. Er betrachtete den Arbeiter, an dessen Handgelenken Teile einer zerrissenen Kette geschmiedet waren.

„Internationale Arbeiterhilfe, ist das nicht kommunistisch?“ flüsterte Freds Mutter erschrocken.

Lilo erzählte kühl und unbeteiligt von der Demonstration im Warenhaus. Sie habe die Marken gekauft, um unbehelligt zu bleiben.

„Gekauft???“

„Du hast den Streik unterstützt?“ fragte Fred Helders überrascht. Alfred

Karr fing dröhnend an zu lachen, seine starken Zähne blitzten wie ein Tigergebiß.

„Großartig!“ rief er. „Hoffentlich haben sie dich erkannt: Karrs Tochter unterstützt den Streik gegen ihren Vater – das ist großartig!“ Er tätschelte Lilos Hand. „Im Winter wirst du deine Konzerte für unsere Arbeiter beginnen, Lilo.“ Er betrachtete verächtlich die Solidaritätsmarken. „Phantasten!“

„Sie hätten ihr etwas antun können!“ Frau Helders erregte sich fürsorglich, sie schlang ihre zarten langen Finger ineinander.

„Deine Phantasten streiken bereits die zweite Woche“, sagte Mercedes ironisch. Sie schob ihre kräftig geschminkten Lippen vor wie ein Pferd, das nach Zucker grapscht.

Alfred Karr schlürfte Wermutwein. Er blinzelte mit einem Auge in die goldbraune Flüssigkeit und ahmte Mercedes' Ton scherzhaft nach. „Ja – Phantasten, Verehrte! Die Regierung ist auf unserer Seite, der Schlichter, die Gewerkschaft auch – und für die Phantasten gibt es Gummiknüppel.“ Er ließ den gespielten Ton fallen. „In drei Tagen wird gearbeitet. Wer's nicht tut, der wird an die Luft gesetzt, wir müssen ohnehin entlassen. Die Sache ist klar.“

Wie zur Bekräftigung rieb C. F. Helders energisch seine grauen Schläfen mit den Handballen. Karr hatte ihn gelehrt, daß auch in der Republik ein starker Kurs möglich war. Auf dem Boden von Brünings Notverordnungen konnte sich sogar ein Monarchist mit der Republik abfinden. Er betrachtete zufrieden den bulligen Karr. Welch ein Partner! Ausgerechnet an den kritischen ersten Tagen des Streiks hatte Karr durch seinen Mittelsmann, Rechtsanwalt Alexander, Flugzeugaktien erwerben lassen. Helders war mit eingestiegen. Seit der Nobile-Pleite am Nordpol, seit dem Non-stop-Flug des Obersts Lindbergh, der in 34 Stunden von New York nach Paris geflogen war, engagierte sich Karr in dieser Richtung. Jetzt hatten sie gemeinsam einen weiteren Schritt getan.

Es muß klappen, muß, muß, sagte sich Helders sen. und bemühte sich, seinem vegetativen Nervensystem mit kräftiger Schläfenmassage Glauben und Hoffnung aufzuzwingen. Er wußte von Karrs Raketenexperimenten. Er kannte Karrs geheime Pläne. Nein, der Mann war kein Phantast! Karr hatte den General Nobile als einziger vor seinem Nordpolflug gewarnt. Es muß – muß – muß – wiederholte C. F. Helders und massierte mit lächelndem Seitenblick auf Fredi.

Lilo spielte „Les Préludes“ von Franz Liszt. Fred begleitete sie auf dem Harmonium.

„Herrlich!“ rief Fred Helders, als die triumphal emporsteigenden Fanfaren aufklangen. „Das ist grandioser als Wagner und Verdi.“

„Wir lassen es auf ihrer Hochzeit spielen.“ Frau Helders beugte sich weit zu Mercedes Karr. Wann wollte Lilo endlich heiraten?

„Ich lasse es auf dem Tempelhofer Feld spielen, wenn die erste deutsche Maschine vom ersten Flug um die Erde landet!“ rief Alfred Karr und goß sich, von dem Spiel angeregt, ein neues Glas Wermut ein. Er tauschte einen bedeutungsvollen Blick mit Helders sen., der fortfuhr, langsam und ausdauernd seine grauen Schläfen zu streichen. Er neigte den Kopf ein wenig, als Karr das Glas erhob. Er trank nicht mehr, er rauchte nicht mehr: Maßvoll leben – alt werden!

Mercedes Karr schloß, den Kopf hintenüber auf das Sesselpolster legend, die Augen und gab sich den triumphalen Klängen hin.

Sie sah den Stierkämpferkopf Hans-Joachim Noltings vor sich, der in der letzten Zeit durch ihre sinnlichen Träumereien spukte: Knien muß er vor mir!

Für Fred Helders begleitete die Musik den Wunsch, Walter Blum im bevorstehenden Prozeß bis aufs Blut zu demütigen. Töten möchte ich dich, brach es in ihm los.

Lilo sagte entflammend: „Man sieht wirklich bei der Musik Siegesfahnen wehen.“ Ihr fiel das mitreißende Lied ein, bei dem die Männer die Mützen abgenommen hatten: „Die Internationale erkämpft das Menschenrecht.“

Mitten in den riesenhoch steigenden Schlußakkorden des vierhändigen Spiels befiel Lilo Traurigkeit. Sie stand auf und faßte sich an den Kopf.

„Ich möchte nicht mehr spielen.“

„Sie ist müde.“

„Der Pöbel hat sie erschreckt.“

„Komm zu mir, Lilo!“

Lilo kam sich vor wie ein Kind, das etwas sehr Schönes geträumt hat und nicht weiß, was es war. Mercedes sah erschrocken die Trostlosigkeit in Lilos Augen. Der Prozeß gegen Fredi macht ihr Sorge, dachte sie.

Spät am Abend ging Mercedes in Lilos Zimmer.

„Ihr sitzt jetzt in einem Boot“, sagte sie. „Im Leben gibt es solche Dinge. Schweigen – das ist die große Kunst der Frauen. Es liegt in deiner Hand . . . Vergiß nie, daß wir jetzt alle in einem Boot sitzen. Und heirate Fred bald, Mädchen!“

Lilo nickte. Sie erinnerte sich, daß der Mann mit der Nickelbrille sie auch „Mädchen“ genannt hatte: „Sie spielen gut, Mädchen!“

Mercedes war beruhigt, als Lilo lächelte.

Dr. Alexander betrat den Gerichtssaal in wehendem schwarzem Talar. Er verbeugte sich tief vor dem kahlköpfigen Staatsanwalt Dr. Fabian, der auf seinem erhöhten Sitz rechter Hand hauchend und reibend so hingebungs-

voll seine Brille putzte, als hinge von ihrer Reinheit sein juristischer Scharfblick ab.

Der imposante Kopf des Justizrats Dr. Alexander erinnerte an den Perückenstock im Schaufenster eines Friseurs, der Perücken für Bühne und Maskenfeste anpreist: glänzend, elegant, gewellt, dicklippig und frisch gepudert.

Dr. Alexander war nicht groß, die mangelnde Körpergröße ersetzte er durch Eleganz und Pose. Er hatte schauspielerisches Talent, aber er verlor sich nicht im Selbstgenuß, er stellte dieses Talent raffiniert und zielsicher in den Dienst „des Rechtes“.

Fast auf dem Fuß folgte ihm Dr. Ausländer. Auf Vorschlag der Bezirksleitung der Partei hatte sich Walter mit Rechtsanwalt Dr. Ausländer, einem der wenigen Genossen unter den Juristen, beraten. Walter kannte den Juristen mit dem eckigen westfälischen Dickschädel aus der marxistischen Arbeiterschule, wo dieser nach der Hinrichtung von Sacco und Vanzetti einen Vortrag über Klassenjustiz gehalten hatte. Durch Gerdas Vermittlung hatte Dr. Ausländer für Anna Meltzer im Armenrecht eine Nebenklage gegen Helders eingereicht. Dr. Ausländer und Dr. Alexander standen sich nicht zum erstenmal als Gegner gegenüber, sie wußten, was sie voneinander zu halten hatten. Jeder von beiden verachtete den anderen um der Klasse willen, der er sich verschrieben hatte.

Grimmig hatte der Anwalt zu Walter gesagt: „Niemand in Berlin hat so viel Prozesse gewonnen wie Alexander – und doch hat er sie, alle zusammengenommen – verloren. Niemand hat so viel Prozesse verloren wie ich – und doch sind sie, rechnet man sie alle zusammen, für die Zukunft gewonnen. Wir gewinnen auch heute, Genosse Walter, obwohl sie uns wahrscheinlich mit ihren schurkischen Paragraphen in die Pfanne hauen.“

Er lächelte dabei, und seine fleischigen dicken Nasenflügel zitterten kampfgerig. Das Haar, grau von Natur und fettig, das zu „Stehhaaren“ aufrecht gebürstet war, gab ihm Ähnlichkeit mit einem witternden Dachs, der einen Gegner überlisten will. Er knipste mit dem Schloß seiner Aktenmappe und sagte bissig: „Anna Meltzer contra Dr. Fred Helders – wie kann das ausgehen? Ja, wenn ich der Staatsanwalt wäre oder der Richter...“

„Aber es ist doch alles sonnenklar, Genosse Ausländer“, entgegnete Walter.

„Ich habe dich auf Überraschungen vorbereitet. Du kennst unsere Theorie vom ‚Unterbau und Überbau‘? Also los, jetzt steigen wir in den Überbau – da stinkt’s genauso wie unten. Laß dich nicht überrumpeln!“

Der Justizwachtmeister rief die „Strafsache Helders“ auf, Fred Helders, Lilo Karr, Walter Blum, Gerda und Anna Meltzer betraten den Saal. Auf

einen höflichen Wink Dr. Alexanders nahm der Angeklagte auf der Anklagebank Platz. Die Falte zwischen Fred Helders' dichten schwarzen Augenbrauen war schärfer als sonst, man merkte ihm an, daß er erregt war. Er lächelte Lilo aufmunternd zu, die, blaß und schön, das Lächeln nicht erwiderte. Dr. Alexander trat zu ihr und küßte ihr die Hand.

Ein wohlwollendes Nicken drückte sein Mitgefühl für Anna Meltzer aus, die grau und verschüchtert neben Fred Helders Platz nehmen wollte. Der Justizwachtmeister wies ihr den Platz neben Gerda an. Sie trug den rechten Armstummel in einer schwarzen Binde.

Walter Blum, anfangs ein wenig verwirrt durch die schwarzen Talare und das strenge Aussehen des Staatsanwaltes, durch den Vorsitzenden, der aussah wie ein gerupfter Geier, und durch die Schöffen, unter denen er den Lebensmittelhändler Weißpflug erkannte, beobachtete heimlich Fred Helders. Mit einem Ohr nahm er dabei die geleierten Informationen des Geierköpfigen auf.

„Dem Gericht liegt ein Schreiben gestrigen Datums vor, in dem Frau Anna Meltzer ihre Nebenklage zurückzieht und Herrn Rechtsanwalt Dr. Ausländer der Rechtsvertretung enthebt.“ Der Vorsitzende neigte den Kopf ein wenig. „Wir können Herrn Dr. Ausländer damit entlassen.“

Das war der erste Schlag. Ausländer parierte sofort: „Ich bin maßlos überrascht. Meine Mandantin, Frau Meltzer, hat mich davon nicht in Kenntnis gesetzt. Ich halte mich für verpflichtet, meine Mandantin darauf aufmerksam zu machen, daß sie die Wahrnehmung ihrer materiellen Entschädigung in letzter Minute aus der Hand gibt. Erlaubt das hohe Gericht mir die Frage, ob meine Mandantin . . .“

Dr. Alexander spreizte die Hände wie ein Schauspieler und sagte halblaut dazwischen: „Sie ist doch gar nicht mehr Ihre Mandantin, Herr Kollege!“

Aber es erfolgte ein scharfer Gegenhieb: „Ist sie etwa die Ihre, Herr Kollege?“ Der Hieb saß.

Der Vorsitzende klopfte unwillig mit dem Bleistift auf den Tisch. „Bitte keine Disputel! Zeugin Meltzer, halten Sie Ihr Schreiben aufrecht?“

Anna Meltzer schrak zusammen und erhob sich langsam wie ein Schulmädchen. Sie schwieg hilflos.

„Vielleicht hat sie vergessen, was sie geschrieben hat“, sagte Dr. Ausländer gütig. Walter begriff die Taktik des Genossen, der, wohl wissend, daß er eine Minute später matt gesetzt war, einen Schatten über den ganzen Prozeß werfen mußte. „Vielleicht will sie ihr Schreiben rückgängig machen. Ich bitte den Herrn Vorsitzenden . . .“

Der ließ den gefürchteten roten Advokaten nicht zu Ende sprechen. „Frau Meltzer ist kein kleines Kind . . .“, sagte er freundlich-geduldig.

Dr. Ausländer rief scharf: „Aber ein sehr einfacher, leicht zu beeinflussender Mensch.“

Walter sah, daß Fred Helders wie auf Kohlen saß. Sein Anwalt, Dr. Alexander, erhob sich langsam und beugte sich theatralisch zum Angriff vor.

„Will der Kollege damit den Vorwurf der Zeugenbeeinflussung...“

Dr. Ausländer fiel ihm ins Wort: „Ist es nicht möglich, meine Herren, daß irgend jemand, der Frau Meltzer nicht wohlgesinnt ist, sie beeinflusst hat? Ich denke nicht daran, von strafbarer Zeugenbeeinflussung durch den Angeklagten oder seine Braut zu sprechen. Ich maße mir nicht die Rechte des Vertreters der Staatsanwaltschaft an.“ Er wandte sich Staatsanwalt Dr. Fabian zu, der noch immer seine Brille putzte. „Vielleicht will der Herr Staatsanwalt dazu etwas sagen?“

Der schüttelte den Kopf: Ohne Interesse; ihn interessiere der Verkehrsunfall, der zu ahnden sei. Das andere, Entschädigung oder nicht, sei Privatsache.

„Wollen Sie heute gegen den Angeklagten als Nebenklägerin auftreten?“ fragte der Vorsitzende Anna Meltzer sachlich.

Sie schüttelte scheu den Kopf.

„Sie müssen es sagen!“

„Nein.“ Fred Helders atmete deutlich merkbar auf.

„Die Zeugen können hinausgehen. Herr Dr. Ausländer, das Gericht entläßt Sie.“

Jetzt kommt's also auf mich an, dachte Walter. Er sah, daß Fred Helders Lilo einen Blick zuwarf.

Was mag er dafür wohl bezahlt haben? Walter Blum ging mit den übrigen Zeugen hinaus. Anna Meltzer wich draußen einer Begegnung mit Dr. Ausländer aus. Der zuckte die Schultern und legte Walter Blum seine Taktik dar.

Die Vernehmung des Angeklagten dauerte nicht lange. Als erster Zeuge wurde der Hauptbelastungszeuge Walter Blum aufgerufen. Er sprach die Eidesformel ohne „Gott den Allmächtigen“, was bei dem Lebensmittelhändler Weißpflug ein Stirnrunzeln hervorrief. Er hatte den ehemaligen Schlosser aus Täve Birnbaums Laden erkannt. Es kam so, wie der Genosse Ausländer befürchtet hatte. Dr. Alexander klärte das Gericht darüber auf, daß der Zeuge, ein verhetzter Kommunist, wegen übler Sachbeschädigung von Helders entlassen worden war. Der Betriebsrat habe gegen die Entlassung nicht protestiert. Warum wohl nicht? Jetzt halte der Zeuge die Stunde der Rache für gekommen. Unglaublich sei jedes Wort. Ja – und wie verhalte es sich mit der Zeugenbeeinflussung? Habe der Zeuge oder seine Braut – die Schauspielerstimme kletterte hoch –, vielleicht sogar beide,

die unglückliche Anna Meltzer aufgehetzt, gegen seinen Mandaten zu klagen – oder nicht? Wenn das bedauernswerte Fräulein Anna Meltzer trotzdem die Hetzer abgewiesen habe, beeindruckt durch die Güte und Menschlichkeit des Herrn Dr. Helders und seines hochgeschätzten Fräulein Braut, der jedermann die tiefe Anteilnahme ansehe, so spreche das für die Lauterkeit ihres einfachen, einsamen Herzens. Aber die hochherzige Hilfe seines Mandanten, die dieser freiwillig leiste, sei nicht zu verwechseln mit einem Rechtsanspruch, denn Anerkennung eines Rechtsanspruches bedeute Anerkennung einer Schuld. Darum gehe es heute: schuldig oder nicht schuldig im Sinne des Gesetzes, Gefängnis oder Freiheit für einen angesehenen, achtbaren Bürger. Bei diesen Worten nickte der Schöffe Weißpflug sachverständig.

Walter, in dem die Wut hochstieg, zwang sich, kalt und ruhig zu bleiben. Er richtete das Wort an den Verteidiger. Der Vorsitzende griff nicht ein. Er, Walter Blum, habe die Löwenmäuler nicht rot angemalt, das sei nicht nachgewiesen und nicht nachweisbar, sonst hätte Dr. Helders es wahrhaftig versucht. Aber er sei ehrlich genug zuzugeben, daß er sich ebenso wie alle Arbeiter herzlich über die rasierten Löwenmäuler freue.

Kalle, Max, Meta Zabel, Anneliese und viele andere im Zuhörerraum klatschten stürmisch in die Hände. Der Geierköpfige schwang die Glocke und drohte die Räumung des Saales an, wenn es nicht ruhig bleibe.

„Sie dürfen keine Propagandareden halten“, wandte er sich an Walter. Der dachte an den Rat des Genossen Ausländer.

„In einem Punkt möchte ich die Rede des Herrn Verteidigers unterstreichen“, sagte er höflich. „Der Herr Rechtsanwalt rühmte die hochherzige Güte und Menschlichkeit des Angeklagten. Ein Beweis dafür ist der Lohnraub von acht Prozent . . .“

Der Vorsitzende schwang die Glocke und ließ den tobenden Zuhörerraum räumen.

Walter, der noch immer am Zeugentisch neben der Anklagebank stand, sah das verkraufte, Überlegenheit vortäuschende Gesicht des wütenden Gegners. Nach der Räumung des Zuhörertraumes drohte der Vorsitzende Walter eine Ordnungsstrafe für den Fall an, daß er noch einmal Propagandareden halte.

Dr. Alexander befragte Gerda, die gleiche Aussagen machte wie Walter, nicht weiter. Die Tatsache, daß beide Aussagen übereinstimmten, sei keineswegs überraschend.

Anna Meltzer sagte aus: „Ich weiß nicht, wie es kam. Ich bin nun mal so eine alte Schusselliese. Das gnädige Fräulein war so gut zu mir – es wird schon so sein, wie’s der Herr Doktor geschildert hat.“ Sie blickte Fred Helders scheu an.

„Haben der Zeuge Walter Blum und seine Braut Gerda Sie aufgehetzt, Klage gegen Herrn Dr. Helders zu erheben?“ fragte Dr. Alexander die aufgeregte Anna Meltzer. Sie schwieg und sah den Angeklagten, dann Walter Blum, dann Gerda und zuletzt Lilo Karr an. Offenbar wollte sie keinem dieser Menschen weh tun.

„Sprechen Sie frei die Wahrheit!“ mahnte der Geierköpfige.

Kaum hörbar, mit einem ängstlichen Blick auf Walter, antwortete sie: „Er sagte, ich müsse Nebenklage erheben, weil ich jetzt arbeitsunfähig bin. Dr. Helders sei schuldig, er habe doch viel Geld ...“

„Ich habe keine Fragen mehr“, sagte Dr. Alexander schroff, er schob theatralisch die Hände in die Ärmel seines schwarzen Talars wie ein Geistlicher und lächelte die Schöffen süßlich an.

Lilo wurde nach Aufruf vom Vorsitzenden darauf aufmerksam gemacht, daß der Paragraph 52 der Strafprozeßordnung ihr das Recht gebe, als Braut des Angeklagten die Aussage zu verweigern.

„Ich mache von diesem Recht Gebrauch“, entgegnete Lilo nach einigem Zögern. Sie ging an ihren Platz und senkte die Augen vor Walter Blum, der sie groß und wie fragend ansah. Die beiden geladenen Sachverständigen widersprachen einander – wer hatte recht?

Staatsanwalt Dr. Fabian beantragte drei Monate Gefängnis – die Mindeststrafe.

Der Verteidiger zerpflückte Walter Blums Aussage und rühmte die einfache Ehrlichkeit der Anna Meltzer: „Ich bin so eine alte Schusselliese.“ Sein Mandant werde das unglückliche Menschenkind nicht im Stich lassen, seine Lage erlaube ihm jede Großherzigkeit.

Das hohe Gericht sprach den Angeklagten frei. Fred Helders legte, glücklich erregt, den Arm um Lilo Karr. Sie ging blaß und schön an seiner Seite hinaus.

Warum war Walter Blum stärker als Fredi? Und warum unterlag er, obwohl er stärker war?

Lilo fuhr nicht nach Ägypten. Sie suchte Wärme und Freude bei Beethoven, Bach und Chopin. Sie fand im „Johann Christoph“ von Romain Rolland den ganzen Winter über Gedanken, die sie mit ihrer Welt in überraschende Konflikte brachte.

Ein unbekannter Absender schickte ihr die „Linkskurve“ und einen Roman von Traven, der sie sehr aufrüttelte. Sie wurde den Gedanken nicht los, daß Walter Blum dahinterstecke.

„Sie rollen richtig, Vati!“ Püppis Augen verschenkten ihren silbernen Glanz an den Vater.

Die zwei kleinen Traktoren, aus Garnrollen und gezwirbeltem Gummi

gebastelt, rumpelten ihre holprigen Wendungen über den Küchentisch. Püppi zappelige Finger hinderten sie am Absturz. Sie verzog drohend das Gesicht. „Wenn die Weißgardisten wieder anfangen, werden aus den Traktoren Panzer, hat Gerda gesagt.“

Der Genosse Schneider sah vergnügt dem Start seiner Roten Traktoren zu. Ein wenig wichtigtuerisch, wie es Erwachsene sind, wenn sie Kindern etwas zeigen können, stakste er mit seiner Krücke um den Tisch herum. Püppi ließ plötzlich die Traktoren im Stich. „Ich kann auch was!“

Sie stellte sich vor den verblichenen Küchenschrank und sang das neue Lied, das Gerda frisch vom Übersetzer zu ihren Roten Jungpionieren gebracht hatte:

*Jetzt kommt bald die Mamutcbka
raus aus der Fabrik,
arbeitet mit Paputcbka
für die Republik.*

*Keine Sorgen macht sie sich,
weiß ja, wo wir sind.
Freut sich wieder sicherlich
übers Sowjetkind.*

*Über alles haben wir
gründlich nachgedacht.
Tapfer kämpfen wollen wir,
wie es vorgemacht.*

Püppi sang „tapfer kämpfen wollen wir“ so hart und entschlossen, daß es ganz aus der Melodie herausfiel.

„Duftel!“ sagte der Vater, und es klang rau, obwohl er sich gründlich geräuspert hatte. „Ein schönes Lied, Püppi!“

Püppis Mutter war für drei Nächte zur Reinigung einer ausgeräumten Fabrik angenommen worden. Püppi kochte Grießsuppe aus verdünnter Milch.

„Wann machs’n du Revoluzion, Vati?“ fragte sie.

„Wir sind dabei, Püppi. Aber es ist schwer, und so schnell geht’s nicht. Die russischen Genossen haben auch viele Jahre kämpfen müssen. Ihre Sozialdemokraten waren nicht so stark wie unsere – wir müssen erst die Einheitsfront schmieden. So wie gestern abend.“

Sie aßen Grießsuppe mit Brot, es war schwer, das kauende Mäulchen am Plappern zu hindern.

„Gibt’s auch mal Sahne, wenn du Revoluzion gemacht hast?“ wollte sie wissen.

„Ja“, erwiderte er, „und Vollmilch mit Ei zur Grießsuppe – und eine neue Schule bekommt ihr auch.“ Er schnallte sein Holzbein fest.

„Das ist fein. In der ‚Grauen Laus‘ stinkt es, es ist immer dunkel. Lehrer Olbrich haut – heute hat er Steppke vertrimmt. Gibt’s auch ’n neuen Lehrer? Gerda wollen wir!“

Sie lag im Bett wie ein Pflrsich. Es gab immer noch was und noch was zu plappern, als Walter und Gerda kamen, um den Vater abzuholen. Um zu zeigen, wer sie war, sagte sie: „Ihr könnt das Licht ausmachen, ich hab keine Angst.“

Das war Püppis letzte Erinnerung an ihren Vati . . .

Zur selben Zeit, als Püppi Schneider vom Bett ihrem Vater zuwinkte, beendete Josefa Born einen Streit mit ihrem Vater.

Josefa war ein hübsches Mädel, trotz einer etwas zu großen Nase. Sie arbeitete mit Gerda in der Druckerei Hegemann, wo sie jüngstes Mitglied des Betriebsrates und Gewerkschaftsfunktionärin war. Sie gehörte der Sozialistischen Arbeiterjugend an.

Im Leben junger Menschen gibt es Meilensteine, Punkte, an denen etwas aufspringt, was ihrem Denken, Fühlen und Wollen neue Impulse, oft sogar eine neue Richtung gibt. So war es Josefa Born ergangen.

Josefas Vater war ein alter Sozialdemokrat. 1918 war er mit der roten Binde am Arm heimgekehrt. Seine Stimme hatte vor Rührung gezittert, als er im Soldatenrat eine Rede hielt: „Die Macht liegt in unserer Hand! Unser Genosse Ebert ist Reichskanzler – wir werden endlich den Traum des freien Volksstaates verwirklichen: allgemeine, gleiche, freie und geheime Wahlen!“

Seit 1918 schritt Born auf der mit Wahlzetteln bestreuten Straße der Republik von Weimar zum Sozialismus. Preußen war schon rot regiert – und das Reich sollte bald folgen. Nur richtig wählen – ihr habt’s in der Hand! Wer wird denn so dumm sein und Hitler wählen? Die achtjährige Josefa schritt an seiner Seite. Sie blieb dort zwölf Jahre lang – dann schwenkte sie nach links. „Die Reaktion zieht den Faschismus groß. Nur die vereinte Arbeiterklasse kann ihn schlagen, Vater.“

Gerda und Walter hatten ihr geholfen, sich aus dem reformistischen Schleim zu lösen.

An diesem Abend hatte Josefa ihrem Vater fest erklärt: „Ich gehe hin!“ Sie meinte die Aussprache kommunistischer und sozialdemokratischer Genossen, die bei Knucki stattfinden sollte.

Die gleiche Zusammenkunft war das Ziel Wolfgang Schneiders, Walters, Gerdas und einiger anderer Genossen, die in geduldiger Kleinarbeit das Beispiel vom Baltenplatz zuwege gebracht hatten, das die „Rote Fahne“ gelobt hatte.

Die Straßen waren um diese Stunde leer. Wolfgang Schneider durchlebte noch einmal den Sieg vom Abend vorher. Die junge Sozialdemokratin Josefa Born hatte in der Protestkundgebung ihre Genossen vom „Reichsbanner“ aufgerufen, im Kampf gegen den Faschismus allen Antifaschisten die Hand zu reichen, auch den kommunistischen Klassenbrüdern.

Wolfgang Schneider humpelte zwischen Walter und Gerda am Keglerheim vorbei, das auch heute wie ausgestorben schien. Er trug den Glanz von Püppis Augen und den Triumph der einigen Arbeiterfront im Herzen.

Vor Lolas Blumenladen trafen sie Josefa Born. Josefás Gesicht spiegelte das Innere eines jungen Menschen wider, in dessen Leben etwas Großes, Neues eingetreten ist. Die Begrüßung erfolgte stumm. Josefa Born scheute sich, „Freiheit“ zu sagen – die Genossen vermieden den Rot-Front-Gruß. Schließlich sagten alle, reichlich verspätet: „Guten Abend“, worüber sie lachen mußten.

Mitten in dies schöne zukunftssträchtige Lachen hinein knallten Schüsse.

Walter Blum hörte Kugeln pfeifen – er sah die Mündungsfeuer mehrerer Schußwaffen im Hauseingang neben dem Lebensmittelgeschäft Weißpflug aufblitzen. In der Nähe splitterte Glas.

Seinen ersten instinktiven Verfolgungssprung bremste Walter sofort, als er bemerkte, daß Josefa Born auf dem Pflaster lag. Wolfgang Schneider schwankte und sank aufstöhnend zu Boden, ehe Walter ihn fassen konnte.

Gerda hielt ein Auto an, sie trugen die Verletzten in den Wagen. „Hospital Friedrichshain! Bleib du hier, Walter!“

Es gab nicht viel Worte. Die Schützen waren sicher längst über die Hinterhöfe verschwunden. Immer mehr Menschen sammelten sich um Walter, der bei der Blutlache stand. Sechs Minuten nach dem Feuerüberfall hielten mehrere Polizeiwagen am Baltenplatz. Das Keglerheim wurde besetzt. Leutnant Matschina leitete die Aktion. Viktor Vogel kam heraus.

„Was ist das wieder für eine Schweinerei?“ brüllte Matschina, „wer hat geschossen?“

„Die Kommune!“ antwortete Viktor Vogel mit zackigem Hackenknall frech.

„Wir werden die Sache untersuchen!“ Drohend schritt er an Viktor Vogel vorbei ins Lokal.

Hauptwachtmeister „Kiste“ schwenkte wichtig seinen vierschrotigen Hintern vor der Mannschaft, die mit Karabinern bewaffnet war. „Niemand darf stehenbleiben; scharf rangehen!“

Walter stand vor dem Keglerheim. Er war fest entschlossen, sofort seine Aussagen zu machen. „Matschbirne“ und „Kiste“ würden selbstverständlich die Nazis schützen. Walter nahm sich vor, als Zeuge unverzüglich ein schriftliches Protokoll zu verlangen – je eher desto besser.

Der Baltenplatz war bereits schwarz von Menschen, die der Überfall alarmiert hatte.

„Weitergehen! Nicht stehenbleiben! Entweder Sie gehen weiter, oder ...“

Kiste beobachtete wütend, wie die Menschen im Schlendengang um den Platz herumspazierten. Konnte er das verbieten?

Kalle und Max arbeiteten sich an Walter heran.

„Wolfgang Schneider und Josefa Born angeschossen?“

„Ja, beide im Krankenhaus Friedrichshain – mit Gerda.“

„Bleib beim Keglerheim!“ riet Max, „wir organisieren einen Beobachtungsdienst. Wenn wir wissen, welche SA-Leute erst jetzt ankommen, kennen wir den Kreis, der für den Überfall in Frage kommt.“

Paul Pannewitz kam mit Margot Rogalla.

„Beobachten!“ höhnte Paul. Er rief Kurt herbei, in dem er einen Verbündeten suchte. „Beobachten! Laß uns die ‚Rote Jungfront‘ zusammenrufen – dann Pusten her und draufgeknallt, wenn sie herauskommen!“ forderte Paul Pannewitz. Walter und Kurt gerieten mit ihm aneinander.

„Massenmobilisierung oder Terror – was ist richtig?“

Kalle stotterte auf Paul Pannewitz ein, bis er mit zuckendem Gesicht aufhören mußte, weil er kein Wort mehr herausbrachte. Auch Paul schwieg, aber er war verbissen und trotzig. Schließlich knirschte er: „Macht nur so weiter – so kommt ihr nie an die Macht. Wie machen’s die Nazis? Sind wir die Heilsarmee oder ’ne revolutionäre Partei?“

Er schob wütend die Hände in die Lederjacke.

Walter trat entschlossen auf Matschbirne zu, als dieser herauskam, um den Einsatz der Polizisten zu überblicken.

„Herr Leutnant – ich bin Zeuge des Überfalls. Ich will aussagen.“

„Was will der Kerl?“ schrie Kiste und sprang hinzu.

In diesem Augenblick bremste ein brauner Personenwagen vor dem Keglerheim. Sechs betretene uniformierte SA-Leute entstiegen dem Wagen. Kiste trat zurück.

„Wir kommen von der Gauleitung – warum ist unser Sturmlokal besetzt?“ fragte forsch ein elastischer großer Mann, dem die übrigen den Vortritt ließen. Er berührte den Schirm seines betreteten braunen Käppis flüchtig mit zwei Fingern, ein Gruß für den Leutnant, der hackenknallend salutierte.

„Parteigenosse Graf Hetzdorf!“ schrie Viktor Vogel vom Eingang her und stürmte, den Arm hochreichend, herbei. „Melde: Wieder Schießerei mit Kommune!“

Graf Hetzdorf hob lächelnd den Arm. „Danke, Kamerad Vogel. Wir werden die Sache untersuchen. Darf ich Sie bitten, Herr Leutnant?“ Die beiden verschwanden im Keglerheim.

Walter stand völlig überrumpelt abseits, unschlüssig, wie er sich verhal-

ten sollte. Da erkannte er in einem der sechs Nazis aus dem braunen Personenwagen Fred Helders. Dessen Fuß stockte, als Walter Blum dicht vor ihm stand. Zum erstenmal sah Walter Blum ihn in der faschistischen Uniform. Fred Helders trug nicht das einfache grobe Braunhemd der SA-Leute. Sein Anzug, aus feinem Stoff, war geschneidert, das Hemd gerippt, wie es bei den reichen Jungen üblich war. Der glatte Scheitel glänzte im Licht der Autos.

Bist schnell aufgestiegen, dachte Walter Blum verächtlich, wirst wohl bald ganz oben sein, bei denen.

Wieder du! durchzuckte es Fred Helders, bist du wieder da? Er freute sich über die Wirkung seiner braunen Uniform. Kalt maßen sie einander. Der Haß fraß sich in diesen Sekunden noch tiefer. Klasse gegen Klasse – Mann gegen Mann – ihr oder wir – du oder ich. Wenn sie irgendwo in verlassenener Gegend ohne Zeugen einer dem anderen gegenübergestanden hätten – sicher wäre nur einer lebend vom Platz gegangen.

Der eine dachte an die Schande der blutigen Löwenmäuler, an die Demütigung vor seiner Braut, an den Hohn vor Gericht, an die tiefe menschliche Enttäuschung, die ihm der andere bereitet hatte, dessen bloße Existenz ihn schon mit Unruhe und Widerwillen erfüllte: Ein Prolet, ein Untermensch. Ein Spritzer vom Massenschlamm. Ein dreckiger Kommunist, der seine Hand nach Besitz und Macht ausstreckte, die nach Rasse und Recht dort lagen, wohin sie gehörten. Der andere sah ein Mützenband „Friedrich der Große“ und in der Hand des sauberen Jungen das Diana-Luftgewehr. Ihm erschien die klare Stirn und das ermordete Lächeln des Matrosen Max Reichpietsch vom Flaggschiff „Friedrich der Große“. In ihm lebte der starke gesunde Haß des Sklaven, dem man Leben, Glück und Zukunft stiehlt: schwarze Listen, Hunger, Arbeitslosigkeit.

Ihre Augen rangen miteinander. Dann warf Fred Helders an Walter vorbei einen unsicheren Blick über das weite Rund des brodelnden Baltenplatzes. In dieser Sekunde empfand Walter Blum seine Verbundenheit mit der Masse, die sich unter dem Schlag aufbäumte, den ihr der alte tückische Feind versetzt hatte: Wieder Schüsse auf uns!

„Was wollen Sie?“ brüllte Kiste Walter jetzt zum zweitenmal an.

Im Türbogen des Keglerheims rief Matschbirne grob: „Reinbringen, den Zeugen!“

Walter hatte das Gefühl, daß sein Herz kalt wie Eis wurde. Er schritt an Fred Helders und Kiste vorbei in die Gaststube. Sachlich registrierte er: Viktor Vogel stand mit dem Grafen Hetzdorf in einer Ecke unter einem Hitlerbild. Sie sprachen halblaut miteinander. Etwa acht SA-Männer, von denen er nur drei kannte, saßen schweigend an dem großen runden Schanktisch: die Wache. Graf Hetzdorfs Begleiter standen an der Theke, wo Atze

Klemm ihnen lächelnd Kognak eingoß. Soeben trat Matschbirne zu ihnen und bestellte einen „Zweistöckigen“.

„Die Jungs haben keine Schießdinger“, sagte Atze Klemm ruhig, mit breitem Lächeln. „Das einzige, was sie in der Tasche haben, wenn sie hierher kommen, ist ihr Geld – und das landet hier!“ Vergnügt ließ er den Mechanismus seiner Registriertasse klingeln, in deren eisernem Sockel er die Pistolen des Sturms verbarg. „Ich will doch nicht mit Ihnen in Konflikt kommen, Herr Leutnant – zum Wohl!“

Die am runden Tisch stießen sich an und feixten. Sie reckten überrascht die Häse, als sie Walter erkannten.

„Kommune – was will der hier?“

Festen Schrittes ging Walter auf Leutnant Matschina zu. Er horchte nach hinten und nach unten, wo die Kegelbahnen lagen: Stille!

Wo waren die anderen? Atze Klemm spielte den Wirt, dem jeder Gast willkommen sein muß.

„'ne Molle?“ fragte er Walter freundlich. Der wandte sich ab.

Fred Helders kam in die Gaststube, er trat zu Viktor Vogel und Graf Hetzdorf.

„Er ist Zeuge des Vorfalls“, sagte Matschbirne und kippte seinen Kognak hinter. „Der Kommissar ist unterwegs.“

„Spezialist für falsche Zeugenaussagen – den kennen wir“, rief Fred Helders denen am runden Tisch mit zynischem Wink auf Walter zu.

Er will dich provozieren, dachte Walter.

Da betraten drei SA-Leute durch die Hintertür die große Gaststube: der lange Jochen Kluth, der Spaßmacher Norbert Fuchs und der junge Weißpflug aus dem Lebensmittelgeschäft. Sie blinzelten in der Helle und wollten sich zu denen am runden Tisch setzen.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte Norbert Fuchs frech. „Das ist ja heute bei uns still wie in der Kirche.“

Walter erstickte das aufkommende Meckern durch vier Schritte.

„Wolltet ihr eigentlich die Frau, den Mann oder mich – oder uns alle drei umlegen?“ Walter ließ sich keine ihrer Bewegungen und Regungen entgehen.

„Wa-wa-was?“ stammelte der junge Weißpflug, der sich verfärbte und nervös an seinem Lederkoppel zupfte. Die kleine Bürste auf der linken Seite des rasierten Eierkopfes stand struppig-wirr, mit Pomade versteift, aufrecht.

Norbert Fuchs riß blitzschnell seine hellbraunen Hosen herunter und streckte Walter unter dem Grölen seiner Kameraden den nackten Hintern spitz entgegen. Die vernarbte alte Schußwunde leuchtete weiß im Fleisch. „Da – das kam von euch!“ Er zeigte auf die Narbe. Unter dem Hemd trug er eine dicke schwarze Schlächterjacke, deren fransiger Rand über einer

Tätowierung baumelte: eine Katze jagte eine Maus, die halb im After verschwunden war. Die an der Theke und die am runden Tisch krümmten sich vor Lachen: das ist der Norbert Fuchs – die Blüte kennt ihr nicht???

„Schau dir bei dieser Gelegenheit meinen Südpol gut an!“ rief der Spaßmacher des Sturms, der die ganze Berliner SA mit Lachstoff versorgte.

Matschbirne rieb sich die tränenden Augen und sagte streng: „Machen Sie hier keine Dummheiten – der Herr ist Zeuge.“ Er wandte sich zur Theke, um sein Lachen vor Walter zu verbergen.

Walter ließ sich nicht bluffen, sondern sagte ruhig zum jungen Weißpflug: „Eure Knie verraten euch. Die Polizei wird die grüne Mauer, über die ihr geklettert seid, finden.“

Sogar Norbert Fuchs verlor seine spaßige Laune, als aller Augen sich auf ihre Knie hefteten: sie waren mit leuchtend-grüner Kalkfarbe beschmiert. Als die drei sich anschickten, die Farbe wegzuklopfen, rief Walter befehlend: „Herr Leutnant, verhindern Sie, daß sie die Spur beseitigen!“

Norbert Fuchs grinste vergnügt. Für zwei Sekunden aber verzog er das Gesicht zu einer hypnotisch-beschwörenden Grimasse, er flüsterte denen am runden Tisch etwas zu und wies mit dem Kopf zur hinteren Tür.

„Lassen Sie das!“ brummte Matschbirne unwillig winkend. Der lange Jochen am runden Tisch stand auf und ging langsam zum hinteren Ausgang.

„Halt!“ rief Walter laut. „Er will zinken!“

Der Angerufene knallte die Hacken vor Matschbirne zusammen. „Herr Leutnant, bitte austreten zu dürfen!“ Er lachte Walter frech an.

Da explodierte der Graf Hetzdorf: „Was erlaubt sich das rote Schwein in unserem Sturmlokal! Ich verlange . . .“

Walter trat dicht vor den Leutnant. „Ich verlange, daß Sie die Hinterseite des Keglerheims absperren lassen . . .“

„Schmeißt den Kerl raus!“ sagte Fred Helders und trat kochend vor Wut mit ausgestreckten Armen auf Walter zu. Walter sprang zurück, er holte zum Schlage aus. Er sah, daß die drei Mörder mit den anderen durch die Hintertür verschwanden.

„Halt!“ rief Matschbirne laut. Er begriff, daß die Dinge zu weit gingen. Mit gezogener Pistole brüllte er: „Oberwachtmeister – Gaststube besetzen lassen!“

Da fielen von der Tür her die ruhigen Worte: „Zwei Tote an einem Abend – genügt Ihnen das noch nicht, meine Herren?“

Der Mann trat zu Walter. Er trug einen grauen Hut und eine dicke Aktenmappe. Ihm folgte Kommissar Kretschmar, der Fred Helders mit einer angedeuteten Verbeugung begrüßte.

Der mit der Aktenmappe stellte sich vor: „Dr. Ansbach von der Mordkommission.“

Dr. Ansbach blickte ein wenig verwundert auf den Sowjetstern, den der junge Arbeiter an seiner Jacke trug.

„Wer sind Sie?“

„Ich bitte meine Aussagen als Zeuge zu Protokoll zu nehmen.“

Kiste erschien mit zehn Mann, um die Gaststube zu besetzen. Das geschah schnell unter dem Poltern der Polizeistiefel.

„Sind die Hinterausgänge besetzt, Herr Leutnant?“ fragte Dr. Ansbach sachlich.

„Ich wollte es gerade anordnen“, erwiderte Leutnant Matschina verwirrt. Aber Kommissar Kretschmar, der Walter forschend musterte, rief plötzlich: „Das ist doch . . . das ist doch die Type mit der Blutsuppe . . . der uns so aufs Kreuz gelegt hat . . .“

Er tauschte einen glotzügigen Blick mit Fred Helders.

„Was ist los?“ fragte Dr. Ansbach verwundert.

„Herr Dr. Ansbach!“ rief Kiste beschwörend, „sehen Sie sich vor, das ist ein ganz gefährlicher Bursche . . .“

„Ich nehme ihn auf mich“, sagte Dr. Ansbach ruhig. „Ich glaube nicht, daß er seine Genossen ermordet hat. Besetzen Sie die Hinterausgänge. – Und Sie, meine Herren?“ Er wandte sich an die SA-Führer, die an der Theke standen.

Graf Hetzdorf stellte sich auf Offiziersart vor. Sie seien gekommen, um bei der Aufklärung der Schießerei zu helfen. Aber es kam um eine Nuance zu arrogant heraus.

Es handle sich nicht um eine Schießerei, sondern um einen Mordüberfall, stellte Dr. Ansbach sachlich fest. Zwei Tote und ein Schußloch in der Scheibe des Fahrradgeschäftes dort am Platz – der Inhaber habe Glück, die Scheibe sitze noch fest.

In diesem Augenblick öffnete sich die Hintertür. Jochen Kluth, der junge Weißpflug, der fromm dreinblickende Norbert Fuchs und acht weitere SA-Leute, jetzt ebenfalls mit leuchtend-grünen Knien, traten grinsend ein.

Vor Kiste mit seinen Leuten traten sie zackig auf die Seite. „Bitte – Herr Oberwachmeister!“

„Haben Sie Aussagen zu machen?“ fragte Dr. Ansbach den Grafen Hetzdorf. Walter fühlte, daß der Kommissar Abstand wahren wollte.

„Nein . . . aber . . . wir sind daran interessiert . . .“

Dr. Ansbach mißverstand absichtlich falsch. Er sagte ein wenig schnipisch: „Selbstverständlich können Sie der Mordkommission helfen, die Mörder zu finden.“

Er ließ sich von Atze Klemm in einen kleinen Raum hineindienern. Es war das Zimmer, in dem die von Püppi ausgekundschaftete Verhandlung mit Direktor Nolting und dem alten Wirt stattgefunden hatte.

„Gibt es weitere Zeugen?“ fragte Dr. Ansbach im Türrahmen.

Er ordnete an, den Ausschank von Alkohol einzustellen. Graf Hetzdorf verzog unwillig das Gesicht, aber er schwieg.

Kiste kam zurück und meldete: „Das Gebäude ist vorn und hinten gesperrt.“

„Der Zeuge bittet!“

Dr. Ansbach winkte Walter zum Protokoll. Kommissar Kretschmar ging mit Leutnant Matschina auf die Straße, um den Platz zu überwachen. Mit zynischen Gesten wandten sich die SA-Leute zu der Tür, die sich hinter Walter schloß. Norbert Fuchs kehrte ihr sein spitzes Gesäß zu.

Walter nahm den angebotenen Stuhl. Er betrachtete aufmerksam den Mann, der ihm gegenüber saß. Klug. Energisch. Klare offene Augen, in denen jetzt etwas wie Freundlichkeit aufleuchtete.

„Ihr Name?“

„Walter Blum.“

„Sie kommen in die Höhle des Löwen? Sie haben Mut, Herr Blum.“

Der Kommissar legte Papier und Bleistift zurecht.

Walter fielen die Helderschen Löwen ein. Der junge Löwe stand im Braunhemd draußen . . .

„Ich bin Kommunist!“ gab er einfach zur Antwort.

„Das ist gleichbedeutend mit Mut haben?“

Ein Zug von Neugier legte sich über das hagere gebräunte Gesicht des Kommissars. Walter spürte die sympathische Regung. Ein Demokrat? Ein Sozialdemokrat? Auf jeden Fall war der Mann im grauen Anzug, der eher einem Künstler ähnelte als einem Kriminalisten, keiner von den getarnten Faschisten, die in der Polizei untergeschlüpft waren.

„Hätten Sie den Mut, Kommunist zu sein?“ fragte Walter. Wenn der andere kein Faschist war – was er sonst war, war zunächst gleichgültig –, so mußte diese Stunde wie keine andere geeignet sein, ihn wachzurütteln.

Dr. Ansbach legte den grünen Bleistift hin und stand mit einem Ruck auf. Er machte ein paar Schritte und blieb an dem kleinen Fenster stehen.

„Ich habe in den letzten vier Monaten sieben ermordete Kommunisten gesehen“, sagte er langsam. „Es gehört wirklich Mut dazu . . .“

„Und wieviel tote Faschisten haben Sie gesehen?“

„Zwei – aber das spielt für Ihre Frage keine Rolle.“

Er wandte sich um. Walter sah das Gesicht eines ehrlichen Menschen vor sich, den wie hunderttausend andere die Frage quälte: Wohin soll das führen? Wie geht es weiter?

Gewohnt, schnell und prinzipiell zu reagieren, legte Walter alles in die zwei Worte, aber noch mehr in die lange Pause zwischen den zwei Worten:

„Und . . . Sozialdemokraten???“

„Keinen!“

Walter sagte sehr leise: „Sie werden heute den ersten sehen. Die Genossin Josefa Born war Sozialdemokratin. Eine Sozialdemokratin – die den Mut zur Einheit hatte!“

Vertrauen, dachte Walter, Vertrauen sollst du jetzt zu mir haben! Komm nicht mit der sachlichen Amtsmiene des Kriminalisten ...

Dr. Ansbach trat zum Tisch. Er ergriff den grünen Drehbleistift und drehte an dem Knopf.

Walter sprach weiter: „Das da draußen ist schon Militär. Die Reaktion formiert sich. Deutsche Volkspartei, Wirtschaftspartei und den kleinen Bürgerplunder haben sie schon geschluckt. Über Deutschland hängt das Gespenst: Faschismus!“

„Faschismus!“ Dr. Ansbach wiederholte das Wort, er nickte nachdenklich.

Walter beobachtete, wie seine Worte in den Mann eindrangten. Er ließ nicht locker.

„Draußen stehen sie: der Graf, die Offiziere, der Fabrikant, die Bürger-söhne. Ein paar zerlumpte dumme Arbeiter haben sie mit Bärenstiefeln, Kordhosen und Freibier gekauft. In tausend Kneipen im Lande hocken sie so, warten auf den Befehl zur ‚Nacht der langen Messer‘. Ob man Ihre Mordkommission dazu rufen wird?“ Korrekt und gründlich deckte der Kommissar Morde auf, stand gewissermaßen über den Parteien. Sah er nicht, daß der Mord legalisiert werden sollte? „Sie sind Sozialdemokrat?“ fragte Walter leise.

Die Kopfbewegung konnte Ja bedeuten, aber sie war kein Nein.

„Vereint schlagen wir sie im Parlament. Vereint liquidieren wir ihre Mordnester. Vereint ...“

Der andere unterbrach: „Ihr macht es uns sehr schwer!“

„Der Innenminister ist euer Genosse. Der Polizeipräsident ist euer Genosse. Warum schützen sie das braune Mordgesindel?“

„Die Demokratie ...“

Der andere stockte.

„Die Demokratie?“ fragte Walter eindringlich. Der andere ergriff sichtlich bedrängt den Protokollblock.

„Die Demokratie?“ wiederholte Walter nachdrücklich.

„Sie haben recht“, erwiderte Dr. Ansbach aufseufzend. „Wir weichen zu weit zurück. Aber ich werde Ihnen heute beweisen, daß ich die Mörder finde.“

„Wir müssen neue Morde unmöglich machen, Herr Doktor!“

Ernst und herzlich, spürbar von Walters Auftreten beeindruckt, forderte Kommissar Ansbach Walter auf zu erzählen, was er von dem Feuerüberfall wußte.

Walter schilderte zunächst die Entwicklung des „Keglerheimes“ zum strategischen Stützpunkt, zählte die bisherigen Überfälle auf und wies darauf hin, daß Dr. Fred Helders bereits versucht hatte, ihn als Zeugen zu mißkreditieren: Spezialist für falsche Aussagen!

„Interessant! Wie kommt er dazu?“ rief der Kommissar. Er hatte den Bleistift hingelegt und lauschte gespannt der dramatischen Schilderung des Konflikts Helders–Blum.

„Sie haben eine erstaunliche Fähigkeit, die Zusammenhänge zu sehen“, rief er, „Sie sind tatsächlich ein ‚ganz Gefährlicher‘! Nun erzählen Sie mir, bitte, was sich heute abend abgespielt hat.“

Der plötzliche Gedanke, daß seine kleine Freundin Püppi ihren Vater verloren hatte, schmerzte Walter so, daß seine Stimme zitterte, als er mit seiner Aussage begann. Aber die exakte und nüchterne Arbeit Dr. Ansbachs riß mit. Zum erstenmal erlebte Walter, wie man Strich an Strich fügt, um ein Bild der Tat und ein Porträt des mutmaßlichen Täters zu zeichnen.

„Wenn die drei kein Alibi haben, sitzen sie drin“, sagte Dr. Ansbach, als er seinen Block zuklappte. „Daß die anderen mit den grünen Knien erst nachträglich über die gleiche Mauer geklettert sind, um ihre Freunde zu entlasten, ist klar. Unter Eid sieht so etwas anders aus! Es kommt natürlich viel auf den Staatsanwalt an . . .“

„Auf die Macht kommt es an!“ sagte Walter.

Sie drückten einander fest die Hand.

„Sie imponieren mir.“ Dr. Ansbach legte ihm die Hand auf die Schulter. „Sie gäben einen guten Kriminalisten ab.“

„Es gibt Tausende wie mich“, entgegnete Walter einfach.

„Ich suche jetzt die grüne Mauer, Herr Blum.“

Als Walter mit Dolchblicken im Rücken das Lokal verließ, war der Baltenplatz fast menschenleer. Es war spät geworden. Polizisten standen an den Ecken und trieben jede Ansammlung auseinander.

„Weitergehen! Nicht stehenbleiben!“

Kiste sah pfeifend an Walter vorbei und trommelte mit dem Gummiknüppel gegen den Stiefelschaft. Walter eilte zu Knucki.

An der Großen Frankfurter riefen die Zeitungsverkäufer die späte Sensation aus: „‚Tempo‘ . . . die Zeitung im Tempo der Zeit: Hellseher Hanussen will das Nachtgespenst von Berlin fangen.“

Ich weiß doch, dachte Walter, daß die Hellseherei Humbug ist – und doch, wenn man es immer wieder liest und hört, könnte man beinahe daran glauben. Er blieb stehen.

Eine kleine Schar später Kellner, nächtlicher Straßenmädchen, verbummelter Pärchen und zufälliger Passanten betrachteten entzückt im weißen Licht der zischenden Karbidlampe den seltsamen „Dressur-Akt“ auf einem

Tischchen an der Hauswand. In einem Kasten liefen fünf weiße Mäuse mit zierlichen Schleifchen über schmale Trommeln, die sich unter ihren flinken Beinchen schnell drehten. Eine verborgene Übersetzung drehte ein winziges grell gefärbtes Karussell und eine kleine rote Windmühle. Zwei hurtige Tiere rannten auf dem schmalen Rande eines Leuchtturms in der Runde. Winzige Glühbirnen in allen Farben flammten auf, verloschen und flammten wieder auf.

„Helfen Sie einem Arbeitslosen, seinen Dressurakt zu finanzieren“, sagte ein junger Mann im Lodenmantel, dessen geschminkte Gehilfin einen Beutel umherreichte, wobei sie nach rechts und links Ausschau hielt, ob ein Polizist das illegale Unternehmen bemerkte.

Die Zuschauer spendeten. „Ach, wie süß – wirklich niedlich.“

Die dralle Büfetteuse von Aschinger, Urbild einer Amme, hielt den Kopf ganz schief vor Bewunderung. Walter beobachtete die unermüdlichen Läufer, für die es kein Rechts, kein Links und kein Zurück gab. Vorwärts, weiter! Es gab kein Rasten und kein Schnuppersn. Dabei waren sie nicht umzäunt und nicht unter Glas – ein Sprung hätte ihnen die Freiheit gebracht, hätte dies rätselhafte Hasten und Rennen im weißen Karbidschein beendet.

„Das kostet viel Mühe, nicht wahr?“ fragte eine bunte Hure mit roten Reitstiefeln. Der Mann lächelte geschmeichelt und nickte. In Walter erstarrte plötzlich alles Gefühl. Das Vieh hatte die Tiere geblendet! Tot lag eine traurige kleine Blutperle in ihren Augenhöhlen. Die Tiere rannten – von Schmerz und Entsetzen getrieben –, rannten, durch ihren Tastsinn vor dem Absturz bewahrt. Einmal in Bewegung, hetzten die Trommeln die Beinchen weiter, bis der Kerl ein Ende machte. Vielleicht liefen sie nur einen Abend die schreckliche, dunkle, endlose Straße der Angst? Jedes Tier, war es erst mit glühender Nadel oder brennendem Säuretröpfchen geblendet, lief, lief, lief . . . und brachte seinem grausamen Peiniger Geld.

„Er hat sie geblendet!“ stieß Walter rauh hervor. „Die Tiere sehen nichts . . .“

„Pfui, wie gemein!“ rief die Hure mit den roten Reitstiefeln und rückte von Walter ab.

„Mach hier kein Theater!“ sagte drohend der „Dresseur“, „sonst . . .“

„Sonst???“ fragte Walter. Er fühlte ein Jucken in seinen Fäusten. Aber die Illusion war für die meisten zerstört. Sie gingen, angewiderte Blicke auf die Tiere werfend, ihrer Wege.

„Niemand hat's gemerkt – warum muß er's sagen?“ rief die Gestiefelte. „Verdirbt den Menschen die Freude.“

Ist das noch ein Mensch, dachte Walter, als er die verlebten brutalen Züge der Dirne sich verzerren sah.

„Hau ab!“ Der „Dresseur“ trat mit flackernden Augen auf Walter zu. Der zertrümmerte sinnlos vor Zorn das Tischchen.

„Wenn ihr nicht sofort verschwindet, hau ich dir deine Fresse zu Brei“, stieß er zwischen den Zähnen hervor. In die Wut floß der zurückgedämmte Schmerz um Wolfgang Schneider und Josefa Born, es riß ihn fort.

Die zwei rafften erschrocken Taschen und Beutel zusammen und türmten. Die geblendeten Tiere liefen über die Straße davon.

„Konnten Sie es nicht für sich behalten – wenn Sie es schon merkten?“ rügte naserümpfend die dickbusige Büfetteuse des Aschinger-Ausschanks, ihre bloßen Arme reibend. Wie weggezaubert schien alle Ammen-Mütterlichkeit. „Pfui . . .“

Die milchige Glaskugel über Knuckis Kneipe leuchtete noch in der nächtlichen Straße. Jetzt zog es Walter zu seinen Genossen, zu Gerda, zu Kalle.

Knuckis Gaststube war dichtgedrängt voll Menschen. Erdrückend rauchige Luft schlug Walter entgegen. Kurt, Irene, Max und Kalle, Antenne, Margot Rogalla und Paul Pannewitz saßen Seite an Seite mit jungen Genossen von der Sozialistischen Arbeiterjugend. Die Tür des Nebenzimmers stand weit offen, auch von dorthier blickten Jungen und Mädels auf Witschorek, der, halb gegen den kleinen runden Tisch gelehnt, an dem Knucki und Erna saßen, mit leiser Stimme, weit vornübergebeugt, erzählte: „Wir drängten in den Kasernenhof. Sechs Maschinengewehre richteten sich auf uns. Habersath breitete die Arme aus: Brüder – schießt nicht! Da knallten aus einem Fenster im ersten Stock Pistolenschüsse. Habersath schien zu wachsen, dann sackte er plötzlich ab. Aus der Schläfe sickerte Blut.“

Witschoreks Augen – müde und doch seltsam glänzend, fast brennend – richteten sich auf Walter, der an der Tür stehengeblieben war. Er fuhr fort: „Die Schützen der sechs Maschinengewehre reichten uns die Hände. Dann stürmten wir die Kaserne. In der gleichen Stunde war Ebert vom Prinzen Max von Baden zum Reichskanzler ernannt worden. Wir aber befreiten die roten Matrosen aus dem Militärgefängnis Lehrter Straße . . .“

Gerda rückte auf ihrem Stuhl zur Seite. Walter setzte sich zu ihr und legte den Arm um sie. So aneinandergeschmiegt lauschten sie Witschoreks Erlebnissen von der Novemberrevolution.

„Genossen“, schloß Witschorek, „ich habe viele Tote gesehen, die für die Revolution starben. Wir wollen ihnen zu Ehren euer Lied von der Jungen Garde singen – auch für Josefa Born und Wolfgang Schneider. Die faschistischen Kugeln fragen nicht, ob Kommunist oder Sozialdemokrat.“

Alle erhoben sich. Max stand klein und blaß neben Kalle unter den kräftigen Gestalten. Er streckte seine Himmelfahrtsnase hoch und sang, die rechte Faust erhoben, mit glühender Begeisterung, aber falsch und krächzend wie eine Krähe:

*Das ist die Junge Garde,
die zum Klassenkampf bereit –
Bahn bricht zu Macht und Herrlichkeit
dem Proletariat.*

Walter trat an den kleinen runden Tisch. „Genossen!“ sprach er, „wir müssen der Klasse das Beispiel geben: Einigkeit macht stark! Die Jugend wird in Zukunft gemeinsam kämpfen.“

Am Tage der Beerdigung war das Keglerheim durch ein Polizeikommando abgeriegelt. Rings um den Baltenplatz standen Überfallwagen und kleine Flitzer bereit. Als immer noch Menschen zusammenströmten, wurde Matschbirne nervös. Die Mienen der Menschen waren hart und undurchdringlich. Frauen weinten.

Matschbirne versuchte energisch, die Massen unter sein Kommando zu zwingen: „Spitze hierher! Singen verboten! Transparente zusammenrollen!“

Witschorek, von Walter, Kurt und Antenne begleitet, trat ihm eiskalt entgegen. „Die Beerdigung unserer Genossen organisieren wir selbst.“

Sie sammelten um sich etwa fünfzig kräftige Männer, die abwechselnd die Särge tragen sollten, und stellten sich an die Spitze des Zuges. Je drei Kommunisten und drei Sozialdemokraten waren für einen Sarg eingeteilt.

Matschbirne lief vor Wut lila an. Er legte provozierend die Hand auf die Revolvertasche und sagte etwas zu Kiste. Beide lachten zynisch.

„Nicht provozieren lassen!“ flüsterte Witschorek den Genossen zu. Er lief mit Willi Brandt von der Unterbezirksleitung der Partei den sich formierenden Zug entlang. „Nicht provozieren lassen!“ Die Warnung pflanzte sich laut fort.

Die ersten Träger hoben die Särge. Püppi weinte laut.

Steppke ging neben ihr, die Kinder trugen das rote Tuch der Jungpioniere. Steppke war wie abwesend und verwirrt vom Schmerz. Mit düsterer Miene betrachtete er den Sarg und die schluchzende Püppi, die ihr Näschen in roten Nelken verbarg. Der Zug setzte sich in Bewegung, von Flitzern und Überfallwagen flankiert. Überall grüßten Passanten die Särge schweigend mit erhobener Faust. Leutnant Matschina, der auf seinem Flitzer den rosa leuchtenden Birnenkopf hin und her drehte, zerrte alle Augenblick mit gehaktem Finger wütend am Halsbund seines Uniformrocks.

Antenne rief laut seine Losung: „Nieder mit der Reaktion und den uniformierten Mördern!“ Das „Nieder“-Echo der Losung zerriß Matschbirnes Nerven, er straffte sich, gab ein Kommando und ließ seine Trillerpfeife gellen. Mit geschwungenem Gummiknüppel sprangen die Blauen von den

Wagen und drängten die Menschen wild prügelnd in die Anlagen des Friedrichshains. Matschbirne stürzte sich mit Kiste auf die Sargträger an der Spitze des Zuges. War es Zufall, oder hatten die beiden Knirpse es so eingerichtet: Max und Kalle standen den beiden, die gierig ihre Knüppel schwangen, im Wege.

„Ha-a-lt“, brüllte Kiste heiser.

Walter und Witschorek wollten Max und Kalle zu Hilfe eilen, aber die beiden Knirpse verständigten sich mit einem kurzen Blick: drei Sekunden später saßen Kiste und sein Leutnant verdattert auf dem Straßenpflaster – ohne Gummiknüppel. Konnten sie ahnen, daß zwei Knirpse drei Jahre lang täglich verbissen Jiu-Jitsu übten, um nicht immer Dresche zu bekommen?

„Hilfe!“ brüllte Kiste, seine Augen flatterten in Todesangst. Eine Gruppe Polizei prügelte auf die Sargträger ein. Die Särge rollten auf die Straße, ein Sarg platzte auf. Der einbeinige Wolfgang Schneider lag im weißen Papierhemd auf der Straße. Wie ein einziger Schrei klangen die tausendfachen Rufe.

Hunderte stürzten sich auf die Polizeiwagen, legten ihre Schultern unter die Wagenkästen und streckten sich. Die Fahrzeuge kippten um, ihre Motoren ratterten weiter. Tschakos purzelten über die Straße, Polizeipfeifen gellten. Revolver blitzten in den Händen verzweifelter Polizisten. Es wurde plötzlich still. Da sprang Witschorek auf den Sarg der Josefa Born und rief laut mit heller Stimme: „Genossen, wir marschieren weiter – antreten!“

Das Kommando wurde vielfach laut wiederholt, es organisierte die Reihen in einer Minute. Aber es schienen nicht mehr die gleichen Menschen zu sein, die vorher in dem Zug marschiert waren.

Die verstörten Blauen fühlten sich unmotorisiert verloren. Kiste fuchtelte wild mit den Armen. Matschbirne hielt sich still, mit knallrotem Kopf, im Hintergrund.

Als sich der feste Kreis, der sich um die Särge geschlossen hatte, öffnete, lagen die Särge wieder auf den Schultern der Träger.

Die Spitze zog die Kolonnen schnell weiter, sie entrollten ihre Fahnen.

„Wir hätten sie zerquetschen können wie gefangene Mäuse“, sagte Paul Pannewitz bissig zu Witschorek. „Warum läßt du . . .“

„Schweig!“ stieß Witschorek zwischen den Zähnen hervor, „manchmal redest du wie ein Provokateur, Paul. Verstehst du denn die Linie der Partei überhaupt nicht?“

Walter konnte die Augen nicht von Max und Kalle lassen. Er dachte: Keine Angst, Jungs – Matschbirne und Kiste werden sich wohl hüten, von dieser Blamage etwas laut werden zu lassen . . .

Direktor Hans-Joachim Nolting küßte Mercedes Karr die Hand. Seine Linke legte sich dabei ein wenig fester als schicklich um ihr Handgelenk.

„Die Herren erwarten Sie, Herr Direktor!“

Mercedes Karr schenkte ihm ihr schönstes Lächeln.

„Und – die Damen?“ Nolting streichelte den perlmuttern schimmernden Nagel ihres kleinen Fingers.

Das Lächeln wurde glitzernder, sie schritt ihm voran – ihr Gang beantwortete seine Frage.

Sie betrachtete sich danach lange im Spiegel. Jung – jung – jung bleiben! dachte sie angsterfüllt und gierig nach diesem Hans-Joachim Nolting mit seinem Gladiatorenkopf.

Nolting setzte sich erwartungsvoll neben Fred Helders, der ihm Zigarren reichte. Carl Friedrich Helders, verjüngt, wie es schien, strich lächelnd die Schläfen.

„Herr Nolting, wir erleben heute einen historischen Augenblick!“ Gewonnen! dachte Nolting. Es handelte sich also nicht nur um einen Herrenabend mit Kognak und Skat.

Für Hans-Joachim Nolting häuften sich historische Augenblicke. Vor wenigen Tagen war er in die Schar der Schwarzen Hundert aufgenommen worden, in die rassische Auslese der Gefolgschaft des Führers, den Führungsstab, die Schutzstaffel: SS! Schon die zwei gezackten Blitze, altes germanisches Zeichen, verhiessen den Tod, dessen Schädel die schwarzen Mützen zierte.

Sie waren der Orden, der die Rasse sichern und in die Ewigkeit führen sollte nach dem Befehl des Führers: Tod den Juden und den Roten! Tausend Jahre! Das Wort tausend gab es bisher nur im Titel eines Märchenbuches.

Er sah das Jungengesicht Fred Helders' auf der anderen Seite der Kerzenflamme, lachend jetzt, nicht mehr ernst und fahl vor Erregung wie vor ein paar Wochen, als Fred Helders zum erstenmal im Braunhemd vor dem Führer Adolf Hitler stand. Bald würde auch Fred Helders zum Hüter der Rasse auserlesen sein, selbst sauber, edel und echt an Blut und Knochen.

Deutsche Männer, bei Gott und allen Teufeln! Deutsche Männer – das sind wir!

Das Lachen sprang aus dem Jungengesicht in das kantige Gesicht mit der Hufeisennarbe über. Deutsche Männer! Und ein Glück, daß es solche auch im Volke gab, im einfachen Volke, dem geheimnisvollen großen Adernetz des deutschen Blutes.

Dieser Victor Vogel, dachte Nolting, dem ich zusammen mit Major Dunker den schönen Adlerhorst am Baltenplatz gebaut habe...

„Meine Herren“, sagte Alfred Karr, „unsere vertrauliche Aussprache dient der Perspektive. Die Unternehmen Karr und Helders“ – er nannte sich zuerst – „sind eng liiert. Carl Friedrich Helders und ich sind übereingekommen, ein Ziel anzustreben, das ...“, er stockte.

„Nun gut“, fuhr er in anderer Tonart fort, „Sie wissen, daß ich bestimmte Versuche durchführen lasse, in deren Verlauf außerordentlich interessante Effekte und Gemische gefunden wurden. Ich ging bei allem von meiner Grundidee, der Bremse, aus. Aber...“ Wieder unterbrach er für einige Sekunden und sprach in seiner ersten Tonart weiter.

„Zwei Beispiele: Ich dachte zunächst nur an Raketenstöße, die brennen sollten. Aber wenn man solche Stöße in ein lang dauerndes kontrollierbares gleichmäßiges Strömen überleitet, regulierbar, verstehen Sie: re-gu-lier-bar und lang an-dau-ernd ..., dann ist es ein Antrieb.“ Er wechselte erneut den Tonfall, der jetzt Karrsche Entschlossenheit verriet: „Ich glaube daran, daß man es kann. Theoretisch ist es klar. Die Sache ist nicht neu. Wir suchen den Treibstoff. Ein Gas? Eine Flüssigkeit? Oder beides? Ein Gemisch? Wir suchen. Wir studieren die Zusammenhänge von Stoß und Geschwindigkeit, die Umwandlung des einen in das andere. Die Bremse – das heißt Reibung. Aber dies hier...“ Sehr sachlich warf er ein: „Die Versuche haben bereits Menschenleben gekostet!“ Alfred Karr blähte die Nasenflügel, er schwieg, berauscht von seinen Gedanken. Dieser Rausch war sein Leben, er übertrug sich auf die Zuhörer, auch ihre Blicke hoben sich von den Wänden zur Decke, schienen durch sie hindurchzusehen.

„Das zweite Beispiel.“ Alfred Karr ließ sich von Helders eine Zigarre geben. Er schnitt sie zurecht. „Einer meiner Ingenieure hat eine automatische Fall- und Fangvorrichtung für Flugzeuge konstruiert – wiederum ausgehend von der Idee der Bremse. Sie ist noch nicht ausprobiert, ich meine bemannt, aber ... ich glaube auch daran!“

Hans-Joachim Nolting begann zu begreifen; dort saßen Alfred Karr und die beiden Helders. Er selbst war der vierte. Direktor Borst von den Karrschen Werken war nicht anwesend. Karr hatte gesagt: Diese vertrauliche Aussprache dient der Perspektive ...

Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser, hatte der Kaiser gemeint, der nichts von dem geheimen völkischen Röhrennetz des Blutes ahnte, der seine Legitimation bei Gott und nicht bei Männern holte. Ein Schauer, kalt und heiß zugleich, ging Hans-Joachim Nolting durchs Rückenmark: Wenn man sagen würde: ... liegt in der Luft?!

Er richtete sich in seinem breiten Ledersessel ein wenig auf und sprach: „Herr Karr, Sie haben die Ingenieurkader geschaffen. Sie werden bald *alles* haben, was wir brauchen, um die Perspektive zu realisieren. Deutschlands Zukunft liegt in der Luft!“

„Sie haben mich verstanden, Herr Direktor“, sagte Karr, „wir bauen das Dach für eine kommende deutsche Luftfahrtindustrie, die...“

Karr paffte, die Zigarre in der Kerzenflamme drehend.

Fred Helders nickte Nolting zu. Die Perspektive war klar. Der Weg war klar. Die Führerschaft war klar.

Das Wort „Weltherrschaft“ hatte niemand ausgesprochen.

Karr ließ zwei Flaschen uralten Mosels bringen, von dem er sieben Flaschen für besondere Gelegenheit aufhob.

„Auf die Zukunft!“

„Auf die Zukunft!!!“

Als Nolting sein Glas leise genußvoll schmatzend hinstellte, nahm er sich vor, am folgenden Tage diesen verwegenen Haudegen Victor Vogel wieder einmal aufzusuchen. Solche Burschen mußte man hochbringen!

C. F. Helders hatte, beherrscht und grundsatzfest, an seinem Glas nur genippt. Seit einigen Wochen rauchte und trank er nicht mehr – es lockte ihn immer mehr, alt zu werden, lange zu leben. Lohnte es, maßvoll zu leben? Vielleicht ging's doch noch einmal aufwärts mit Deutschland?

Die Krise fraß am Leben wie schwelendes Feuer am Holz. Würden Flammen aufschlagen?

Auch Täve Birnbaum rauchte nicht mehr, und seinen Schnaps trank er nur noch, wenn Sportsfreund Knucki ihm einen spendierte. Kunden waren selten geworden in seinem Laden. Die Krise fraß den kleinen Mann auf.

Eines Morgens stand Barbara Klemm im prallen braunen Mieder vor dem invaliden Rennfahrer. 'ne stramme SA-Liebste, dachte der und fragte nach ihrem Wunsch.

Die hübsche Barbara, die noch immer kokett blonde Schnecken über ihre Ohren rollte, um ihre spitzen Ohrläppchen zu verbergen, überbrachte einen Auftrag. „Der Herr Sturmführer läßt fragen, ob Sie bis vierzehn Uhr sein Rad überholen täten. Das Hinterrad hat 'n Latschen und es rappelt was. Er hat nicht Zeit.“

Täve brummte, es konnte eher „Hau ab!“ als „Ja“ bedeuten.

Aber Barbara sagte munter: „Ich bring's dann mal rein, der Drahtesel steht draußen.“

So wurde Täve Birnbaum zum Betreuer von rund fünfzig SA-Drahteseln. Die Braunhemden gingen bald bei ihm ein und aus, kühl, sportlich geschäftig zunächst, sie grüßten „Guten Tag“ oder nur mit den Fingern an der Mütze. Doch eines Tages im Frühling trank Täve die erste Molle im Sturmlokal „Keglerheim“. Er mußte nicht bei jedem gekauften Ventilgummi „Heil Hitler“ sagen, aber als Lothar Weißpflug das erste komplette Fahrrad gegen „bar Kasse“ kaufte, kam er nicht daran vorbei. Der Gruß

blieb Täve zwar im Halse stecken und ging halb durch die Nase. Jedoch getan ist getan, und gesagt ist gesagt.

Walter Blum beobachtete Täves Weg mit Trauer. Er stellte ihn zur Rede. Geschäft sei Geschäft, meinte Täve; was er bei der nächsten Wahl wähle, sei eine andere Sache. Walter blickte auf das kleine glatte Loch im Schaufenster. „Na, und . . .?“

„Denk dir“, sagte Täve grinsend, wobei er in die Westentasche griff, „die Kugel damals hat Scheibe und Schublade durchschlagen und ist ganz in der Kasse gelandet. Ein Witz, was?“

„Na, und . . .?“

„Besser reingeschossen, als die Kasse geklaut“, erwiderte Täve, und es konnte allerhand bedeuten. Es konnte auch bedeuten, daß gewisse Leute den kleinen Mittelstand enteignen und vernichten wollten, wie die Nazis es der Kommune nachsagten.

Die Kugel hätte mich treffen können, dachte Walter, hat er das vergessen?

Täve hatte es noch niemandem erzählt, er gab die Geschichte am Abend im „Keglerheim“ preis. Norbert Fuchs brachte das geflügelte Wort „in die Kasse geschossen“ unter die Berliner SA – es wurde viel darüber gelacht, alle dachten, es käme von dem Spaßmacher selbst. Die Frage, ob die Kugel etwa aus seiner Puste stamme, wies er empört zurück: „Der Norbert trifft, worauf er zielt, mein sonny boy!“

In jener Nacht dichtete er den Vers: „Frau Wirtin hatte auch 'ne Kasse.“ Fred Helders spendierte ihm dafür einen Stiefel Bier.

Walter Blum konnte nicht ahnen, daß die Idee, Barbara Klemm mit Victor Vogels Rad zu Täve zu schicken, von Fred Helders stammte. Er sah Fred Helders jetzt oft am Baltenplatz, meistens trug er die braune Uniform mit Tressen. Fred Helders, Besitzer eines Autos – wenn es darauf ankam, konnte er auf Lastwagen den ganzen Sturm transportieren! –, war eine wichtige Zahl in Victor Vogels Rechnung.

Aber auch Atze Klemms Rechnung stimmte: „In die Kasse geschossen!“ – das hieß, Pinke raus und zahlen. Der Herr Doktor Helders ließ sich nicht lumpen. Das war Sozialismus der Tat. Das war Volksgemeinschaft: Fabrikant und Arbeiter Seite an Seite.

Fred Helders war es auch, der die Mordkommission matt setzte. Er zog Rechtsanwalt Dr. Alexander zu Rate. Die drei Leute mit den grünen Knien hatten ein Alibi: mehr als ein Dutzend Männer waren über die hintere Mauer geklettert, weil vorne gesperrt war. Das sei einleuchtend, meinte Dr. Alexander streng, Männerdisziplin sei keine Kindergartenangelegenheit.

Übrigens war die Mauer blau – das Blau komplementierte sich mit dem Hosengelb zu Grün.

Der zwielichtige rote Hauptbelastungszeuge?

Dieser Walter Blum sei ein verhetzter Kommunist, der offenbar davon lebe, nationale Männer zu belasten.

Rechtsanwalt Dr. Alexander übergab dem Staatsanwalt die Unterlagen aus dem Prozeß: Der Kerl sei eigentlich reif für eine Klage wegen wissentlich falscher Anschuldigung.

Dr. Ansbach von der Mordkommission war machtlos. Der Überfall vom Baltenplatz „Schneider und Born“ schmorte in rotgestreiften Aktendeckeln. Die Öffentlichkeit wurde jetzt täglich durch Schießereien in Aufregung versetzt. In Neukölln und Moabit gab es Tote. „Klumpfuß“, so nannten die Arbeiter den Berliner Gauleiter Dr. Josef Goebbels, schrie von allen Litfaßsäulen: „Wir entreißen den Roten Berlin!“

Bei den „Realpennern“ und den „Zemke-Zicken“ von Zemkes höherer Töcherschule fand die Losung ihr Echo.

Victor Vogels jüngster Bruder Erich war der Anführer der „Realpenner“ geworden. Er marschierte und exerzierte mit ihnen, den rechten Finger im Hosenbund: wichtige Nummer! Die Zemke-Zicken schwärmten für den hübschen Jungen mit dem stolz erhobenen Kopf, den blanken Zähnen und den frischen Backen, der mutig am hellen Tag Hakenkreuze an die Fenster der Juden malte und dem Pelzhändler Lewysohn prophezeit hatte: „Am Laternenpfahl hängen wir dich auf, du Libanontiroler.“

Seit er gegen Hans Zecke eine Wette gewonnen hatte – während der Unterrichtsstunde auf ein Bild des Großen Kurfürsten zu schießen –, war er für Leute vom Schlage des Lebensmittelhändlers Weißpflug eine Berühmtheit, obwohl dabei auch eine Scheibe, wenn auch nur das kleine Rahmen-glas, in Scherben gegangen war.

An Stelle der konfiszierten Pistole besaß Erich längst eine neue. Die Mutter gab ihm Geld, so oft er es verlangte. Ursache der Schießerei, bei der Erichs Freund Hans Zecke tödlich getroffen wurde, war ein Wortwechsel zwischen einer Gruppe Jungkommunisten und Erich, der mit Hans Zecke im beleuchteten Eingang des „Keglerheimes“ stand.

Er wartete, im Braunhemd selbstverständlich, auf seinen Bruder Victor. Erich zog die Pistole und gab ein paar Schüsse ab, die zum Glück niemand trafen. Aber Pilo, der sofort zurückschoß, traf Erichs Freund ins Herz. Auch Paul Pannewitz hatte zurückgeschossen.

Schon am nächsten Tag lachte der blonde Hitlerjunge die Passanten von den Berliner Plakatsäulen wie eine Zahncremereklaime an: Hitlerjunge Hans Zecke ein Opfer des roten Terrors! In hundert Versammlungen wurden Racheinstinkte aufgepeitscht: Rot – Mord! Die Polizei ermittelte die provokatorische Rolle des jungen Vogel, es gab zu viele Zeugen. Erich Vogel war

verschwunden. Bei der Beerdigung salutierten Matschbirne und Kiste, als der offene Leichenwagen mit Hans Zecke vorüberfuhr.

Die Polizei konnte nicht feststellen, wer den Schuß auf Hans Zecke abgegeben hatte.

Paul Pannewitz' wirre Vorstellungen von der proletarischen Revolution wurden nach diesem Vorfall noch hemmungsloser. Er war überzeugt, daß er Hans Zecke getroffen hatte.

Als die KPD in einem Aufruf die Kampfformen des individuellen Terrors verurteilte, verfiel er in zynische Kritik. Er begriff nicht, daß die Faschisten die Partei durch den Terror isolieren wollten.

Witschorek, Walter, Max und Kalle redeten sich die Zungen heiß.

„Weiße Mäuse!“ sagte Paul Pannewitz, „die haben uns Proleten vergessen – die denken nur an ihre Tagesgelder und Diäten als Abgeordnete. Sie fürchten die Revolution und den Pulvergeruch.“

Besonders wütend und wild war er, wenn Margot Rogalla wieder einmal „ausbrach“.

An einem solchen Tage kam Antenne in die Zelle am Baltenplatz, um über den bevorstehenden Reichsjugendtag zu sprechen. Antenne und Paul Pannewitz waren schon einige Male in Diskussionen hart aneinandergeraten, am schärfsten bisher über die Frage des individuellen Terrors.

Antenne hatte theoretisches Wissen, er verstand zu reden. Auf vielen Referentenanforderungen stand: Schickt uns Antenne! Wer kannte seinen richtigen Namen?

Im kommunistischen Jugendverband, in der verbotenen Massenorganisation Rote Jungfront, im Arbeitersportverein „Fichte“, überall war Antenne beliebt. Bei Demonstrationen wirkte sein schmaler flinker Kopf wie eine Fahne über der Masse. „Da ist Antenne. He – Antenne!“ Wenn er eine Losung ausbrachte, begleitete seine rechte Faust das dreimalige „Nieder!“ der Massen wie ein Hammer.

Wenn es gefährliche Situationen mit Polizei oder Nazis gab, zerteilte er die Menge mit seinen großen Händen wie ein Schwimmer das Wasser und stand vorn: „Was ist los?“

Die Polizei kannte und haßte ihn. Mehr als einmal war Antenne zusammengeschlagen worden, weil er eine Fahne oder ein Transparent vor Polizeifäusten schützte.

„Stehen, Genossen!“

Das war sein Glaube. Wer flieht, ist verloren.

„Wir müssen dialektisch denken, Genossen!“ sagte er oft. Seit Antenne entdeckt hatte, daß es die Dialektik gab, waren „Leben“ und „Revolution“ für ihn gleichbedeutend. Darum war Antenne bei der Jugend beliebt: er verkörperte den Mut, die Angriffslust der Jugend. Fünf neue Jugendgenos-

sen, vom Unterbezirk bestätigt, nahmen zum erstenmal an der Zellenversammlung teil. Gespannt lauschten sie Antennes Ausführungen, die er mit wuchtigen Fausthieben unterstrich. Max und Kalle, denen Knucki soeben eine gemeinsame Molle Bier hinstellte, die sie halbpant zahlten, hörten gespannt zu. Ja, dafür kämpften sie, davon träumten sie, der Glaube an die proletarische Revolution erfüllte ihr armes junges Leben mit dem Glanz der Zukunft.

„Genossen!“ fuhr Antenne fort, „wir bereiten zu Pfingsten den Reichsjugendtag vor, er muß Hunderttausende Jugendliche für den antifaschistischen Kampf gewinnen. Wer kann der Jugend eine solche Zukunft zeigen wie wir? Für diese Zukunft muß die Jugend kämpfen, Genossen. Antifaschistischer Kampf, das heißt für uns Jugendliche: An die Spitze im Kampf gegen die Lohnabbauoffensive – an die Spitze der Verbrüderung mit den sozialdemokratischen Klassengenossen für die proletarisch-revolutionäre Einheitsfront – an die Spitze bei der Abwehr faschistischer Überfälle auf Arbeiter!“

Antenne hatte sich in Knuckis Hinterzimmer wieder so in Eifer geredet, daß er sein langes Haar zurückschlagen mußte. Ehe er sich setzen konnte, stand Paul Pannewitz schon am anderen Tische wuchtig auf, wobei er seinen Stuhl mit den Kniekehlen schroff zurückschob.

Margot hat ihm wieder ein Ding gedreht, dachte Walter, der ist ja halb verrückt vor Eifersucht. Er sah erstaunt zu, wie Paul die Lederjacke öffnete und mit verbissenem Gesichtsausdruck die Hände in die Hosentaschen schob.

Paul hatte sich nicht zum Wort gemeldet. Er stand und sprach.

„Antenne hat gut geredet, er hat den Bogen raus. Er hat ja auch schon eine Aktentasche. Dafür latschen andere ohne Sohlen bereits auf den Strümpfen.“ Paul legte ein Bein auf den Tisch – der nackte Fuß schimmerte durch die Sohle. „Wie soll ich mir mit einem Groschen Unterstützung die Schuhe besohlen lassen? Meine Alte ernährt mich von ihren paar Mark, nach dem verdammten Verrechnungssystem zahlen sie mir wöchentlich einen Groschen.“ Er blickte Antenne herausfordernd an. „Du hast von den SPD-Bonzen gesprochen. Was seid ihr denn? Wenn ihr erst im Reichstag sitzt, habt ihr uns vergessen? *Uns* eilt es mit der Revolution. Euch nicht!“

Eine ungeheure Spannung hatte sich der jungen Menschen bemächtigt, sie holten kaum Luft. Paul schob die Ellbogen breit zur Seite.

„Ja“, fuhr er fort, „was kosten wohl die Millionen Flugblätter?“ Er nahm eins von dem Stapel fort, der auf dem Tisch lag.

„Sozialismus! Kauft für das Geld ein paar tausend Hosen und gebt sie den Genossen, die mit nacktem Hintern herumlaufen.“ Er zeigte seine zerfranste Hose. „Flugblätter? Die Nazis geben ihren Erwerbslosen Hosen.“

„Sie würden dir auch eine geben“, unterbrach ihn Walter ruhig. „Dr. Helders bezahlt sie.“

Paul reckte sich hoch auf.

„Ich habe die Schnauze voll von dem Gequatsche“, sagte er. „Die Arbeiterklasse will die Revolution – ihr bremsst sie mit Flugblättern, Parlamen-ten und Demonstrationen, bei denen wir die Hücke voll kriegen.“

Paul beugte sich ein wenig vor, mit blitzschnellem Griff in die Gesäßtasche holte er eine Pistole hervor. „Das ist mein Argument: Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft! Los, Jungs!“ sagte er mit hinreißender Geste, „wenn wir wollen, gibt es morgen kein ‚Keglerheim‘ mehr ...“

„Steck das Ding weg und verschwindel!“ sagte Walter scharf. „Wenn die Polizei hier eine Waffe findet ...“

„Da habt ihr’s“, rief Paul wütend, „vor lauter Angst um die Legalität ...“

„Die Partei ...“, begann Antenne, der noch immer am anderen Ende des Tisches stand, aber Paul unterbrach ihn sofort forsch: „Wer macht die Revolution: die Partei oder die Arbeiterklasse?“

Die Frage hing schwer in der Stube wie der blaugelbe kalte Zigarettenrauch. Etwas an der Forschheit Pauls riß einen Teil der Jungen und Mädels mit. Manche schwankten zwischen den beiden Auffassungen, die in ihrer Zelle aufeinanderprallten.

Max und Kalle blickten einander an, sie überzeugten sich, daß sie auf den gleichen klaren Ton abgestimmt waren. Gib ihm! deutete Kalles Miene an. Sein Mund zuckte, seine Ohren wedelten: Gib ihm, Maxe, für mich mit! Max nickte Kalle zu. Er sprang auf und stand neben Paul Pannewitz wie David neben Goliath.

„Die Arbeiterklasse macht die Revolution, Paule“, rief er. „Aber die Partei ist der Kopf der Arbeiterklasse. Was ist denn einer ohne Kopf? Es ist schon schlimm genug, wenn der Kopf etwas verwirrt ist – das sieht man ja bei dir ...“

Ein kurzes frohes Gemecker klang auf, aber Paul, dadurch noch mehr gereizt, schlug es mit dem lauten Ruf nieder: „Scheiß auf die Partei – *wir* machen die Revolution!“

Was hat Kalle, dachte Max erschrocken, der ist doch noch nie blaß geworden – wie jetzt; er wird doch immer rot. Kalle ging auf Paul zu. Mit ungeheurer Anstrengung sagte er ohne zu stottern: „Raus!“ Er blieb vor Paul nicht stehen, er ging weiter, das Kinn gegen Pauls Brust gepreßt, ein Meter achtundvierzig klein, aber mit Sehnen aus Stahl und Muskeln aus Stein. Seine Kiefer zitterten, er spreizte vor Anspannung die Finger. Es sah aus, als wolle er durch den Riesen hindurchgehen.

Paul holte zum Schlage aus, aber Kalles Gesicht erschreckte ihn. Auch

Max duckte sich zum Sprung. Paul machte einen Schritt zurück und blickte in die Runde.

Mehr als zwanzig Jungkommunisten standen mit einem Ruck auf, die Fäuste auf den Tisch gestemmt.

Paul riß seine blaue Mütze vom Haken und ging schnell hinaus. Kalle folgte ihm bis an die Tür.

„R-r-r-raus heißt r-r-raus!“ sagte er. Er nickte Walter zu und setzte sich wieder auf seinen Stuhl. Mit einem Schluck trank er das gemeinsame Bier aus. Max sah ihm verzückt lächelnd zu. Wer hatte denn so einen Freund?

Wenn es aufs Land ging, waren Kalle und Max stets dabei. Die goldene Frühlingssonne wärmte die Äcker und grünte die Kiefern auf. Die Birken begannen zu leuchten.

In Buckow versammelten sich etwa fünfzig Jungkommunisten um den Marktbrunnen. Walter teilte sie in Agitationsgruppen ein.

„Wir besuchen Landarbeiter und kleine Bauern. Seht euch vor – der ‚Stahlhelm‘ ist hier stark. Jede Gruppe nimmt einen neuen Genossen mit.“

Vier Jugendliche hatte die Zelle nach der letzten stürmischen Zellsitzung geworben, in der die Frage des individuellen Terrors noch einmal gründlich diskutiert worden war. Max und Kalle ließen sich schweren Herzens trennen. Als Jiu-Jitsu-Spezialisten wurden sie zwei Gruppen beigegeben, die Vorwerke aufsuchen sollten. Auch die Mädchen wurden auf die Gruppen verteilt.

„Nicht provozieren lassen. Um ein Uhr Treff im Gasthof. Alkoholverbot!“

Fröhlich sternten sie auseinander, „Rote Fahne“, „AIZ“, „Rote Post“, „Junge Garde“ und Flugblätter unterm Arm. Zwei Gruppen hatten Klampfen.

Kalle ging mit Gerda, Karl Seifert, dem neuen Jugendgenossen Siegfried, der noch ein wenig schüchtern tat, und zwei „alten“ Jungkommunisten den Weg zum Schweizerhaus. Sie sprachen Jugendliche an, die neugierig stehenblieben, als sie Kommunisten erkannten. Kalle verlegte sich auf den Zeitungsvertrieb.

Am Stadtrande begegneten sie einem großen kräftigen Burschen im bunten Wollhemd. Kalle reichte ihm ein Flugblatt, das der andere zerknüllte und einsteckte: „Für den Hintern!“

„D-d-der wird ja sch-schlauer als dein K-K-Kopf!“ entgegnete Kalle. Der Lange lief rot an und verschwand. Die sechs Agitatoren stießen eine Stunde später am Gasthof Schweizerhaus auf eine Gruppe Burschen, die ihnen schweigend entgegensahen.

„D-d-dicke Luft!“ sagte Kalle und schob die Flugblätter in die Tasche. Gerda nahm ihm die Broschüren ab, Kalle schnipste mit den Fingern wie ein Turner. Sie beschlossen, im Schweizerhaus etwas zu trinken, ihre Stullen zu essen, und in der Gaststube eine Diskussion aufzurollen. Die halbe Jugend im Ort sei erwerbslos, es wäre doch gelacht, wenn die alle Sülze im Kopf hätten.

Etwa zehn Burschen saßen in der Gaststube. Sie reckten neugierig die Hälse und grienten, als die sechs Milch bestellten.

„Ihr kommt wohl gerade aus der Kirche?“ rief ein Frischbackiger in Hemdärmeln ihnen zu.

„Unser Gottesdienst heißt Flugblätter verteilen“, erwiderte Gerda schlagfertig. „Willst du eins?“

Kalle drückte ihm eins in die Hand. Da trat der im Wollhemd herein. Er schritt auf die Ortsansässigen zu und flüsterte leise. Die Tür öffnete sich, und etwa zwölf halbwüchsige Burschen kamen im Gänsemarsch in die Gaststube. Einer trug eine Fahrradpumpe.

„Falls hier jemandem die Puste ausgeht!“

Er war blaß und hühnerbrüstig, hielt sich auch nicht gerade.

„F-f-fang b-b-bei dir an!“ Kalle grinste ihn freundlich an. Jule im Wollhemd bestellte vier Glas Bier für sich und drei andere, die ihn poussierten. Er bot Zigaretten in der Runde an. Dann ging er bedächtig auf Kalle zu, der blitzschnell die Wurfmöglichkeiten abschätzte. In die Klavierecke! – dort war Platz.

Jule kräuselte hochmütig Oberlippe und Nase. „Wo habt ihr eigentlich den ulkigen Knülch aufgelesen? Ist das dein Sohni?“

Brüllendes Gelächter kam von den Bauernjungen. Das gab einen Spaß!

„Du, ich warne dich“, erwiderte Gerda lächelnd. „Der Sohni beißt.“

„Hör mal her, du Hopskäse“, Jule stippste Kalle mit dem Zeigefinger gegen die Brust, „soll ich dich mal einatmen?“ Das Gelächter überschlug sich, weil Kalles Ohren Sturmsignale gaben und sich röteten. Der Wirt schluckste, sie mußten ihm den Rücken klopfen.

„Die Ohren! Die Ohren!“ juchzte er.

„Halt die Ohren still, es zieht!“ befahl Jule militärisch.

Ein paar bogen sich über die Tische, so schüttelte es sie. Kalle nahm einen Anlauf zu einer Rede. Er hatte seinen Wurfplan geändert. Er griff in die Tasche und zählte, ohne sich von Jule stören zu lassen, laut stotternd zehn Mark auf den Tisch.

„W-w-wetten, daß d-d-du k-keine d-d-drei Schläge von mir in d-die rechte Hand aush-h-hältst?“

Treuherzig sah er zu Jule empor.

„Los“, jubelten die Kumpane, „annehmen, Jule!“

Jule witterte Verrat. Kürzlich hatte ihn Jaspar von Esch, der Sohn des Gutsherrn, unter den Tisch gelockt – er könne es nicht so lange dort aushalten, wie Jaspar brauche, um bis drei zu zählen. Bei zwei war Jaspar von Esch mit dem Motorrad losgefahren: Er komme morgen wieder. Vierzig Glas Bier mußte Jule bleichen, als er unterm Tisch hervorgekrochen war.

„Drei – aber Schlag auf Schlag hintereinander?“

„Hm.“

„Zehn Mark?“

„Hm.“

„Wer fängt an?“

„Egal, d–d–du?“

„Gut“, sagte Jule. Er knöpfte den obersten Knopf seines bunten Hemdes auf, legte einen Zehnmarkschein auf den Tisch und drohte: „Ich mache Raguh-feng aus dir, wenn du mich verkackeierst.“

Der Wirt sprang vor die Theke, er wischte seine Augen und schrie: „Halt! Warten! Drei Mollen und drei Doppelte für den Sieger!“

Umständlich zapfte er und servierte neben dem Gelde auf blankem Tablett. Das gab einen Jux, von dem lange gesprochen werden sollte: wie Jule dem ulkigen Knülch für zehn Mark die Flossen zu Brei gemanscht hatte . . . im Schweizerhaus! Er selbst hatte den Schiedsrichter gemacht.

Kalle hielt Jule seine rechte Hand hin. Der pfefferte ihm eins auf die Handfläche, daß es klatschte, dann streckte er gierig seine Hand hin, er beugte sich ein wenig vor, um es Kalle bequem zu machen.

„Los – du!“

Gerda beobachtete Kalle, der ruhig etwas zurücktrat und den gestreckten Arm hob. Er winkelte den Arm nicht.

„Heil Hitler!“ rief der Hühnerbrüstige, um einen Witz zu machen. Kalle ließ sich nicht verwirren. Gerda sah, daß er den Arm blitzschnell drei-, viermal einige Zentimeter vor und zurück federte. Dann sauste der lange Hebel herunter. Man hörte es pfeifen. Der Schlag knallte. Wenn eine Holzstange mit einem Stück Eisen am Ende auf Jules Hand niedergesaut wäre, Jule hätte kein entsetzteres Gesicht machen können. Er brummte leise auf, man sah, daß er sich einen brennenden Schmerz verkniff. Langsam rieb er die Hand am Gesäß, um sie zu kühlen.

„D–d–d–du bist dran“, sagte Kalle ruhig.

Als Jule zögerte, rief Gerda dem Wirt, der in Schiedsrichterpositur gegangen war, streng zu: „Schlag auf Schlag ist ausgemacht.“

„Schlag auf Schlag!“ mußte der Wirt bestätigen; er begann, auf das andere Pferd zu setzen. Nur keine Schlägerei mit Scherben – die Frühlings-sonntage brachten das beste Geschäft. Er blinzelte den ortsansässigen Bur-schen piffig zu. „Alles was recht ist – Schlag auf Schlag – und reell!“

Jules zweiter Schlag fiel bedeutend schwächer aus als der erste.

Die Burschen standen jetzt im Halbkreis um die Kämpfer, vermischt mit den Agitatoren, die vorsichtig mit den Augen Kontakt suchten. Jule schob langsam die Linke vor. Ein Murren wurde laut.

„D-d-die R-R-echtel“ verlangte Kalle unbarmherzig. Jule bot ängstlich die Rechte zum Schlage.

Kalle atmete schwer, sein Mund ging in die Breite. Die mageren Wangen spannten sich. Arm hoch. Kurz gefedert. Der Schlag. Es wurde ein schrecklicher Schlag. Jule zuckte mit den Knien, er öffnete lautlos den Mund; es war wie ein stummer Schrei. Entsetzt blickte er auf seine Hand. Unter den Fingernägeln quoll Blut hervor. Fassungslos blickten die Burschen auf ihren Helden Jule. Der Wirt putzte sich kleinlaut die Nase. Die Jungkommunisten lagen auf der Lauer: Wie entwickelte sich die Lage? Ihre Blicke suchten einander: Oh, unser Kalle, unser Kalle!

Der streckte die rechte Hand vor. „B-b-bitte sehr!“

Jule zog ein weißes Tuch aus der Tasche und legte die Finger hinein.

„D-d-du b-bist dran!“

„Jule!“ mahnte der Wirt besorgt und mitleidig. Aber im Innern hatte er Jule fallenlassen. Läßt sich von dem Knirps in die Pfanne hauen! Jule steckte die Hand in die linke Achselhöhle. Die Hand brannte wie Feuer. Damit schlagen? Und gar noch einen Schlag einstecken?

„Schiedsrichter!“ rief Gerda streng.

„Jule.“ Der Wirt sprach es ungeduldig, vorwurfsvoll. „Schlag auf Schlag.“

Jule schoß das Blut in die Stirn. Er kehrte Kalle den Rücken zu und lief mehr als er ging zur Tür, die er krachend hinter sich schloß.

Als die Jungkommunisten vom Baltenplatz am Abend nach Berlin fuhren, gab es in Buckow eine neue Zelle der KJVD mit acht Genossen. Jules Ansehen als Leiter der Stahlhelm-Jugend war dahin. Der junge Landarbeiter Georg, der Frischbackige aus der Gaststube, sagte beim Abschied: „Gut, daß ihr da wart. Die Schwarz-Weiß-Roten werden hier vom Gut aus aufgépappelt, niemand traute sich gegen sie aufzutreten.“

„Wir kommen nächsten Sonntag wieder!“ versprach Gerda.

„Aber bringt Kalle mit!“ riefen die Buckower dem Zug nach.

„Mensch, Kalle, woher hastest du eigentlich die zehn Mark?“ fragte Walter, als der Zug ratterte.

„P-P-Parteikasse!“ Kalle beschwichtigte Walter und erstickte seine Vorwürfe: Man muß auch mal was wagen!

Sie beschlossen, die zehn Jule-Mark den „Roten-Jung-Pionieren“ zu übergeben. Gerda umarmte Kalle und küßte ihn. Er rieb sich lachend den Mund.

Die Zelle des kommunistischen Jugendverbandes war in Knuckis Hinterzimmer versammelt. Als Walter Blum mit Franz Altmann vom Sturm Victor Vogels hereinkam, verstummte die Unterhaltung. Franz Altmann, mittelgroß, breitschultrig und etwas schwer in den Hüften von den Lasten, die er tragen mußte, grünte verlegen. Mit vielen der jungen Kommunisten dort hatte er gestritten. Mit einer ganzen Anzahl unter ihnen hatte er sich geprügelt, hart und ohne Gnade, wie es am Baltenplatz üblich war, er hatte ausgeteilt und eingesteckt, mit Argumenten oder mit der Faust – je nachdem.

„Genossen“, begann Walter, „ihr wißt, daß wir seit mehreren Monaten mit Franz Altmann in Verbindung stehen. Er beantragt heute die Aufnahme in die KJVD. Hört seine Begründung!“ Er begrüßte kurz die zwei Gäste von der „Sozialistischen Arbeiterjugend“ und die „Fichte“-Funktionäre, die zur Beratung über den 6. Reichsjugendtag eingeladen waren. Dann setzte er sich zu Gerda, die ihm zuflüsterte: „Die Christlichen sind nicht gekommen.“

„Kameraden!“ begann Franz Altmann, „ich habe die Schnauze voll von denen da.“ Er zeigte zum Baltenplatz hinüber in die Richtung des Keglerheims. „Mein Alter ist Former, ich habe Gießer gelernt. Walter Blum kenne ich von Helders AG, haben oft genug miteinander rumgestritten, als wir noch Arbeit hatten. Na – und so. Aber mein Oller, der hatte es mit dem Kaiser, er ist ein bißchen bekloppt. Die Reservistenpulle hängt bei ihm über dem Bett. National, Fridericus rex, na – und so. Der hat mich in den Jugendstahlhelm gesteckt. Dann schwenkte er zu den Nazis ein, und ich natürlich mit. Ficker Vogel, dachte ich, der ist richtig, die Nazis gehen ran! Pistolenschießen in der Keglerbahn, na – und so, ihr wißt ja, von wegen und so ...“

Max, der Franz Altmann einmal bei einer Schlägerei den linken Arm ausgekugelt hatte, rief trocken: „Wir wissen!“

„Na ja, Maxe“, fuhr Franz Altmann fort, „ich bin ein Arbeiter, und ich habe mir gedacht: Wer hat was davon, wenn wir uns ...“

„... k-k-kaltmachen.“ Kalles Ohren begannen zu zucken.

„Ja, aber was habe ich mit dem Dr. Helders zu tun? Oder mit dem Grafen Hetzdorf – und so? Volksgemeinschaft mit denen? Die Arbeiterklasse – das ist das Richtige.“

Franz Altmann sprach aus ehrlichem Herzen, das spürte jeder, und seine holprige Rede machte tiefen Eindruck auf die jungen Menschen. Sie lauschten weiter.

„Kameraden, mit dem Dr. Helders und dem Grafen Hetzdorf gibt's doch keinen Sozialismus. Sie nennen sich Arbeiterpartei, um uns zu ködern. Bei mir ist der Bart ab. Mein Oller hat mich rausgefeuert: Geh zur Kommune!“

Na ja, meinte Walter, da gehöre ich ja auch hin. Ich möchte also eintreten bei euch, und so.“

Schweigend, aber bereitwillig räumten sie ihm einen Platz in der Runde ein. Wenn Walter Blum ihn mitbrachte, war wohl alles klar. Das weitere würde sich finden. Also zur Tagesordnung!

Da stürmte Antenne abgehetzt in die Gaststube. „Genossen“, rief er, „der Reichsjugendtag ist verboten!“

Zwei Tage nach Pfingsten mahlte die Schnellrichtermühle in Berlin-Moabit auf vollen Touren. Gruppen von drei bis zu zwanzig der verhafteten Demonstranten standen vor dem Schnellrichter. „Kommen Sie mal vor“, sagte der Richter zu Kalle, „damit der Zeuge Sie deutlich sehen kann.“ Er wandte sich zum Staatsanwalt, der seine Brille putzte, um sich den rätselhaften Knirps genau anzusehen.

„n bißchen klein ist er ja . . .“

Kalle saß als letzter in der zweiten Reihe der Angeklagten. Er mußte daher an Walter, Gerda, Antenne und Anneliese vorbeiklettern, wobei sie ihm der Reihe nach heimlich in den harten Podex kniffen, ohne mit der Wimper zu zucken, als sei es ein Spaß, daß dreizehn von ihnen als „Walter Blum und Genossen“ vor dem Schnellrichter standen.

„Erkennen Sie den Angeklagten, Herr Oberwachtmeister?“

Kiste schoß einen Dynamitblick auf Kalle ab, der jetzt neben ihm stand wie ein Eibecker neben einem Kaffeewärmer.

„Er ist es!“

„Sie sagen, er hat Sie zu Boden geworfen? Wie war das?“

Kiste suchte eine Formulierung, die ihn nicht blamierte. Kalle kam ihm zuvor.

„Ich b-b-bin vor Sch-sch-reck gefallen. Er ist ü-über mir ge-gestolpert“, druckste er ohrenwackelnd heraus, über und über rot.

„Stimmt das, Zeuge?“

Kiste lief blau an vor Wut. „Nein, er lügt!“ Und mit einem verzweifelten Blick auf Matschina, der kalt und wie unbeteiligt zuhörte, rief er: „Er hat mich früher schon einmal attackiert und mir den Gummiknüppel weggenommen. Da war noch so ein Knirps bei ihm, genauso groß wie er.“

Das Gesicht des Staatsanwalts wurde lang vor Verachtung.

Walter stand auf. „Bitte“, sagte er höflich, „ich möchte fragen, ob der Zeuge vielleicht betrunken war, so daß er den Angeklagten doppelt gesehen hat?“

Der Saal dröhnte von dem Gelächter. Der Richter klopfte auf den Tisch, er grientete. Der Staatsanwalt grunzte vor Empörung über Walter und notierte etwas.

Matschbirne blickte gleichgültig zum Fenster hinaus und nahm die flehenden Blicke Kistes nicht zur Kenntnis. Für ihn war dieser entehrende Vorfall bei der Beerdigung damals einfach nicht passiert. Totschweigen die Schand! Er runzelte die Brauen, was Kiste vollends unsicher machte. Ließ der Leutnant ihn im Stich?

„Sie sagen, Herr Oberwachmeister, er hätte Ihre Gefangenen befreit. Wie war das, war er allein?“

„Nein – der da half mit.“ Kiste zeigte auf Walter Blum. „Und den Langen haben sie befreit – den erkenne ich ganz bestimmt wieder.“ Er zeigte auf Antenne.

Kiek an, dachte Kalle, von Maxe sagt er schon gar nichts mehr. Max hatte entkommen können.

„Warum hatten Sie ihn verhaftet?“ Der Richter maß Antenne mit forschendem Blick.

„Weil er demonstriert hat.“ Kiste zerrte verzweifelt an seinem Kragen.

„Wie habe ich das gemacht?“ fragte Antenne listig.

„Sie sind über die Straße gegangen!“ rief Kiste; er verhaspelte sich.

„Is det v-v-v-verboden?“ fragte Kalle bescheiden. Damit zog er Kistes Aufmerksamkeit wieder auf sich.

„Er beherrscht Jiu-Jitsu, Herr Richter“, stieß er gequält hervor, „er verstellt sich. Die Bengels haben uns ganz irre gemacht. Kaum hatte man den Rücken gedreht . . .“

„Kennen Sie Jiu-Jitsu?“ fragte der Richter Kalle, Kiste unterbrechend.

„W-wie b-b-bitte?“

„Jiu-Jitsu.“

„So een k-k-kenn ich nicht.“ Kalle schüttelte den Kopf. „Wo w-w-wohnt der?“

Mit Mühe verkniffen sich die Angeklagten das Grinsen.

Bis auf Walter, der wegen Gefangenenbefreiung sechs Wochen erhielt, und Antenne, der wegen verbotenen Demonstrierens zu vier Wochen verurteilt wurde, mußten die Angeklagten freigesprochen werden. Kistes verworrene Aussagen und Matschbirnes Gedächtnisschwund halfen ihnen.

„Du Knülich kommst auch noch dran!“ zischte der Leutnant beim Hinausgehen dem lachenden Kalle zu.

„D-d-du ooch!“ erwiderte Kalle frech, „du M-m-atsch-b-birne.“

Gerda grüßte Walter, als er abgeführt wurde, mit der erhobenen Faust und warf ihm eine Kußhand zu.

„Hör mal, Kalle“, sagte sie, „du mußt Walters Verbindung zu Genossin Katja und Tante Lina übernehmen, bis er wieder frei ist. Diese Woche kommen Genossen aus Bulgarien an. Ich übernehme Antennes Funktion.“

Kalle nickte. „D-d-d-dreizehn, 'ne U-u-unglückszahl!“

PARTEILICHKEIT UND SCHÖPFERISCHE FREIHEIT DES SCHRIFTSTELLERS

Das offene parteiliche Bekenntnis des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller zur *realen* Freiheit jener Literatur, die den Kampf der revolutionären Arbeiterklasse um die Befreiung der werktätigen Massen von der Ausbeutung und um die Verwirklichung des ewigen Menschheitstraumes von Glück und Frieden widerspiegelte und unterstützte, war in jedem einzelnen Fall der Zerschlagung unhaltbarer gegnerischer Argumentationen von der „Freiheit“ der bürgerlichen Kunst gegenübergestellt worden. Es war Inhalt von Erklärungen, Manifesten, Aufrufen des Bundes; es war in erster Linie der entscheidende Wesenszug des proletarisch-revolutionären literarischen Schaffens.

„Der Kampf der Arbeiterklasse ist unser Lebenselement“, hatte Johannes R. Becher auf der Gründungsversammlung des Bundes ausgerufen. „... der Bund soll uns noch fester binden an die Sache, der wir dienen, an die große Sache der sozialen Revolution, die die beste Sache der Welt ist.

Je fester wir uns auf diese Art binden, desto freier werden wir sein. Wir haben das Wesen der bürgerlichen Freiheit erkannt, die eine Freiheit einzelner auf Kosten tierischer Unfreiheit der Mehrzahl der Menschen ist. Wir bekennen uns zur Freiheit des Sozialismus, die eine Freiheit der Menschen nicht gegeneinander, sondern eine Freiheit der Menschen miteinander ist. Wir bekennen uns zum Kampf um diese Freiheit, zum revolutionären Klassenkampf ...“

Die kollektive Erörterung des Zusammenhangs von Parteilichkeit und schöpferischer Entfaltung der künstlerischen Persönlichkeit des Schriftstellers wurde Mitte 1929 durch die Auseinandersetzung mit dem Herausgeber der „Neuen Bücherschau“, Gerhart Pohl, auf die Tagesordnung der Bundestätigkeit gestellt.

Der junge linksbürgerliche Schriftsteller Gerhart Pohl hatte 1926 eine literarische Monatszeitschrift gegründet, die – Ausdruck der „radikalen“ Gesinnung ihres Herausgebers – eine im wesentlichen durchaus positive Rolle als Sammelpunkt demokratisch-fortschrittlicher Literatur und gesellschaftskritischer Publizistik spielte. Die „Rote Fahne“ zählte die „Neue Bücherschau“ 1928 „zu den besten Literaturchroniken Deutschlands“, weil

sichtbar wurde, daß sich die Zeitschrift mit den brennenden Fragen der unmittelbaren Gegenwart objektiv (wenn auch nicht vom marxistisch-leninistischen Standpunkt aus) auseinanderzusetzen suchte.

Durch die Gewinnung einiger bekannter Mitglieder des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller wollte Pohl, der mit der revolutionären Arbeiterbewegung sympathisierte, die eindeutige Absage seiner Zeitschrift an die reaktionäre Entwicklung in allen Bereichen des sozialen Lebens, vor allem der Kultur, verstärken. Grundlage der Mitarbeit von Johannes R. Becher und Egon Erwin Kisch war die Erklärung des Herausgebers, daß diese Zeitschrift nur ein Produkt kollektiven revolutionären Geistes sein könne und inhaltlich in keiner Weise die ideologischen Prinzipien der kommunistischen Literaturschaffenden verletzen werde.

Im Juliheft des Jahres 1929 veröffentlichte die „Neue Bücherschau“ einen Aufsatz über Gottfried Benns gesammelte Prosa (der von Max Hermann-Neiße stammte), in dem der profaschistische Barde Benn als „Rebell des Geistes“, als „Aufruhrphilosoph, der in Kulturkrisen denkt und mit Jahrtausendputschen rechnet,“ gepriesen wurde, in dem dagegen jene Schriftsteller, die wie Gottfried Benn aus dem expressionistischen Lager hervorgegangen, aber in konsequenter Verfolgung ihrer humanistischen Ziele in die Reihen der revolutionären Arbeiterklasse getreten waren, wegen ihres Bekenntnisses zu den Prinzipien der kommunistischen Kulturpolitik verächtlich gemacht wurden.

Johannes R. Becher und Egon Erwin Kisch traten nach diesem provokatorischen Vorfall aus der Redaktion aus. Dieser Schritt war das Ergebnis gemeinsamer Beratungen im Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller; er wurde in der wenig später erschienenen ersten Nummer der „Linkskurve“ ausführlich erläutert, aber vom Herausgeber der „Neuen Bücherschau“ nicht verstanden. Pohl veröffentlichte eine ausführliche Darlegung seiner literarischen und literaturpolitischen Ansichten und Ziele, die in der Auffassung mündeten, daß der revolutionäre Schriftsteller seine Unabhängigkeit, seine *Freiheit*, nicht aber die Bindung an die Kampfpartei des Proletariats brauche, wenn er die Welt in revolutionärem Sinne erklären und verändern wolle.

Dieser Artikel Pohls brachte die Diskussion über das Problem der schöpferischen Freiheit und das Prinzip der Parteilichkeit in Fluß.

In der Erklärung seines Austritts schrieb Egon Erwin Kisch an Pohl eindringlich über den ursächlichen Zusammenhang zwischen dem revolutionären Kampf des Proletariats für die sozialistische Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse und dem großartigen Aufschwung auf dem Gebiete der Kultur – vor allem in der Sowjetunion, aber auch bereits in Anfängen in der Weimarer Republik: „... alles, alles kommt aus der Partei. Alles,

was auch Dir wichtig ist, die Rußlandfilme, die neue Karikatur, die neue Theaterregie, die neuen Verlagsleistungen – die bürgerliche Welt gibt selbst zu, daß sie dem nichts entgegenzusetzen hat.“

Die „Linkskurve“ polemisierte scharf gegen das „literarisch-politische Glaubensbekenntnis“ Pohls und stellte ihm die Auffassungen des Bundes gegenüber; dabei wurde besonders ein Gedanke herausgearbeitet, der von nun an in der Zusammenarbeit mit sympathisierenden Intellektuellen eine beachtliche Rolle spielen sollte: die Gegenüberstellung von wirklicher und scheinbarer Freiheit des Schriftstellers, die Klärung des schon damals vielfach von der bourgeoisen Ideologie mißbrauchten und verfälschten Freiheitsbegriffs.

„Ausschließlich Kommunisten kämpfen (in der Realität – E. S.) für die Unabhängigkeit des Schriftstellers, da sie sich dessen bewußt sind, daß der Schriftsteller von der kapitalistischen Ordnung mit tausend Fesseln gebunden werden *muß*. Daher ist der einzig mögliche Weg für den Schriftsteller, der es tatsächlich ist, die Kommunistische Partei. Steuert er nicht zu ihr, dann wandert er ins Vergangne, ins Abgestorbne, ins Zerfallene . . .“

Diese zugespitzte Alternative ist keine agitatorische Losung, sondern der Niederschlag einer politischen und literaturtheoretischen Erkenntnis, die aus der Diskussion um die Besonderheiten der proletarisch-revolutionären Literatur erwachsen war.

Die Wesensbestimmung der zu schaffenden Literatur der Arbeiterklasse, die Herausarbeitung ihrer qualitativen Besonderheiten, die sie von der bisherigen literaturgeschichtlichen Entwicklung abgrenzten und zugleich über sie erhoben, war zur Zeit der Gründung des Bundes noch nicht mit der vollkommenen Klärung abgeschlossen worden. Der Schriftstellerbund beschränkte sich auf eine Definition des proletarisch-revolutionären Schriftstellers als eines literarisch Tätigen, „der die Welt vom Standpunkt des revolutionären Proletariats aus sieht und sie gestaltet“ und mit seinem Werk „Herz und Hirn der Arbeiterklasse und der breiten Massen für die Aufgaben des Klassenkampfes, für die Vorbereitung der proletarischen Revolution gewinnt, entwickelt und organisiert“.

In dieser knappen und prägnanten Begriffsbestimmung, die in allen grundsätzlichen publizistischen Arbeiten von Mitgliedern des Schriftstellerbundes immer wiederkehrte und zu einer lapidaren Kennzeichnung des Wesens der proletarisch-revolutionären Literatur wurde, ist vieles zusammengefaßt, was die marxistisch-leninistische Auffassung vom Wesen der Literatur der Arbeiterklasse auszeichnet: die Betonung der Wahrheitstreue, des Realismus, des Primates des Inhalts vor der Form (die Welt, die Wirklichkeit wird erkannt und gestaltet); die Bedeutung des sozialistischen Ideengehalts (die Notwendigkeit der wissenschaftlichen Weltanschauung des

Proletariats für den proletarisch-revolutionären Schriftsteller); die aktivierende Rolle der Literatur, aus der ihre gesellschaftliche Bedeutung abgeleitet werden muß; und – wenn auch nur angedeutet – der Hinweis auf die Besonderheit der Literatur, die sie von allen anderen Formen des gesellschaftlichen Bewußtseins unterscheidet, auf ihre ästhetischen Züge (die eben nicht nur das Hirn, sondern auch „das Herz“ des Lesers anrühren).

Was jedoch hier noch nicht ausgesprochen wurde, obwohl es in verschiedenen mündlichen und schriftlichen Äußerungen leitender Genossen des Bundes anklang, ist der Hinweis auf den legitimen Gegenstand der proletarisch-revolutionären Literatur, der ihre Entstehung zur historischen Notwendigkeit machte: die Herausbildung neuer ästhetischer Züge und Erscheinungen in der gesellschaftlichen Wirklichkeit, deren adäquate literarische Widerspiegelung und Gestaltung der bürgerlichen Literatur unmöglich war, weil sie eben nur „vom Standpunkt des revolutionären Proletariats aus“ in ihrer menschheitsgeschichtlichen Bedeutung verstanden werden konnten. Als diese qualitativ neuen ästhetischen Erscheinungen müssen die neuen Formen menschlicher Beziehungen, die Entwicklung neuer schöpferischer Fähigkeiten, Talente und Begabungen, das Wachsen wahrhaft bedeutender Persönlichkeiten innerhalb der höchsten Organisationsform der fortgeschrittensten Klasse, der Kommunistischen Partei und der von ihr geführten revolutionären Arbeiterbewegung, erkannt werden.

Die kapitalistische Gesellschaftsordnung, die von ihren Propagandisten als die freie Welt der Freiheit der Persönlichkeit gerühmt wurde und vor allem heute den vom „kommunistischen Joch“ belasteten, das heißt den Weg des Glücks, des Wohlstands und des Sozialismus beschreitenden, Völkern als Idealzustand gepriesen wird, hat in Wirklichkeit alle menschlichen Beziehungen entwertet und die volle Entfaltung der menschlichen Individualität unmöglich gemacht. Marx hatte die „Entmenslichung“ sowohl der unterdrückten als auch der herrschenden Klassen, ihre Entfremdung vom wirklichen Leben als notwendige Folge der auf der Grundlage des Privateigentums an den Produktionsmitteln beruhenden Ausbeutung umfassend nachgewiesen, die in der Umwandlung der schöpferischen Arbeit, des höchsten menschlichen Gattungsmerkmals, in einen Fluch für den Besitzlosen und eine Quelle des Profits für den Kapitalisten ihren schmachvollsten Ausdruck fand. Was bedeutet schon die formal-juristische Gleichstellung aller Staatsbürger in einer Gesellschaftsordnung, in der zermürbende Lohnsklaverei und die primitivsten Sorgen um die Erhaltung der physischen Existenz die Entfaltung der schöpferischen Talente und Begabungen von Millionen werktätiger Menschen unmöglich machen, in der nicht persönliche Verdienste und Fähigkeiten, sondern finanzielle Privilegien über Bildungsmöglichkeiten und Tätigkeitsfeld entscheiden?

Die kapitalistische Gesellschaftsordnung, in der das Geld alle menschlichen Gefühle und Regungen ersetzt, entwertet und umkehrt, in der das parasitäre Dasein als höchste Form menschlichen Glücks gilt, ist ihrem Wesen nach zutiefst unmenschlich und führt zur Zerstörung der Persönlichkeit: „Um die Persönlichkeit zu befreien, müssen alle Menschen befreit und die gesellschaftlichen Verhältnisse, die sie versklaven, verändert werden. Befreiung der Persönlichkeit durch Befreiung der werktätigen Massen – diesen Leitsatz vertreten die Kommunisten – und auf ihn gründet sich ihre Idee des Kollektivismus.“

Erst im Sozialismus, wo die Gesellschaft über die Mittel zur Herstellung eines Überflusses an materiellen und geistigen Gütern verfügt, ist es möglich, jenen Reichtum an schöpferischen Begabungen und Fähigkeiten zu entwickeln, der von den Volksmassen hervorgebracht werden kann, der aber unter den Bedingungen der kapitalistischen Klassenherrschaft versiegt und niedergehalten wird.

Das Proletariat kämpft um die Beseitigung seiner Ausbeutung und damit zugleich um die Abschaffung aller Bedingungen, die der Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit entgegenstehen. Das ist die historische Rolle der Arbeiterklasse, die damit objektiv zum Führer aller demokratischen und humanistischen Freiheitsbestrebungen berufen ist.

Wenn auch erst die entfaltete sozialistische Gesellschaft die vollkommene Entwicklung und Förderung aller Individualitäten gestattet, weil erst dann die gesellschaftlichen und individuellen Interessen voll identisch sind, so kommt doch bereits dem Kampf um die Herbeiführung der sozialistischen Umwälzung außerordentliche Bedeutung für die Entwicklung der menschlichen Kultur zu.

Die von der Partei der Arbeiterklasse geführte revolutionäre Arbeiterbewegung, und nur sie allein, ist bereits unter den Bedingungen der Ausbeuterordnung die materielle Grundlage für die Herausbildung wesentlicher Elemente einer sozialistischen Ideologie und Kultur, weil sie dem klassenbewußten Arbeiter zur Wiedergewinnung bestimmender Züge seines kulturellen Antlitzes, seiner Menschenwürde, seiner Persönlichkeit verhilft, weil sich nur in den Reihen des kommunistischen „Kampfbunds der Gleichgesinnten“ jene wahrhaft menschlichen Beziehungen und Eigenschaften formen, deren Widerspiegelung und künstlerische Gestaltung Aufgabe und Anliegen der revolutionären Literatur der Arbeiterklasse sein mußte.

In seiner Eröffnungsrede am 19. Oktober 1928 hatte Johannes R. Becher die oben zitierte Definition des proletarisch-revolutionären Schriftstellers erweitert: „...Ich will mit Maxim Gorki fortfahren: ‚Ihr fragt mich, welches...die Kennzeichen eines wirklichen proletarischen Schriftstellers (sind)? Ich glaube, daß es nicht viel solcher Kennzeichen gibt. Zu diesen

gehört der aktive Haß des Schriftstellers gegen alles, was den Menschen von außen, und auch gegen alles, was ihn innerlich bedrückt, gegen alles, was die freie Entwicklung und das Wachstum der menschlichen Fähigkeiten behindert, unerbittlicher Haß gegen alle Faulheit, alles Parasitentum, jede Trivialität, gegen Schleicher und Taugenichtse aller Art . . .“

Neben diese wirklichkeitstreue Zeichnung des ästhetisch Negativen mußte aber in erster Linie die literarische Gestaltung der positiven Momente, der Herausbildung der Züge eines neuen Menschenbildes treten, das Einfangen und Bewußtmachen der Geburt eines neuen Menschentyps, der einmal zur Erbauung des sozialistischen Deutschlands berufen sein würde, dessen ganzes Leben von einem ethisch-ästhetischen Ideal bestimmt wurde, das er als eine reale Perspektive für seine Klasse und sein Volk wußte: des proletarischen Revolutionärs.

Die Literatur der Arbeiterklasse kann außerordentlich viel zur Stärkung des revolutionären Massenkampfes beitragen, hatte der bekannte Satiriker Slang/Hampel gleichen Orts ausgeführt, wenn sie ihrem Leser ermöglicht, seine Welt wiederzufinden, nicht nur seine Leiden und Nöte, sondern alles das, was seinem Leben Sinn und Inhalt gibt: „die Freude am Kampf . . . das starke Gefühl kollektiver kameradschaftlicher Zusammenarbeit, das anfeuernde Vorbild Sowjetrußlands, die befreiende Klarheit marxistisch-leninistischer Einsicht, die feste Hoffnung auf den Sieg der proletarischen Revolution in allen Ländern . . .“

Das proletarisch-revolutionäre Literaturschaffen, das sei hier eingeschaltet, hat über diese aktivierende Wirkung in der Entstehungszeit hinaus seinen unvergänglichen Platz in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur eben dadurch erworben, daß es mit den spezifischen künstlerischen Mitteln ein lebendiges Bild jener Etappe des von der Kommunistischen Partei Deutschlands geführten revolutionären Volkskampfes festgehalten hat, in der sich die Elemente einer höheren, sozialistischen Moral herausbildeten und die ästhetischen und ethischen Wesenszüge der klassenbewußten deutschen Arbeiterkämpfer in blutvollen literarischen Gestalten nachzeichnete.

Aus den Romanen von Grünberg und Marchwitza spricht der Mut und die Kampfbereitschaft, die das Bewußtsein, für die gerechteste Sache der Welt einzutreten, den Soldaten der Roten Ruhrarmee verliehen hatte. „Die befreiende Klarheit marxistisch-leninistischer Einsicht“ wird von der unerschütterlichen Siegesgewißheit gekrönt, die beispielsweise aus Emil Ginkels ausdrucksstarkem Gedicht von den willigen Händen spricht:

*... Die Willigkeit den Preis bestimmt,
Die Willigkeit verbilligt unsre Hand.*

*Doch wenn die Willigkeit ein Ende nimmt,
Dann krachen Börsen, stürzt das Vaterland,
Das Vaterland der Treiber und Genießer,
Das Vaterland der satten Spießer,
Wenn sich zur Faust aufballt die Hand.*

*Noch sind wir die willigen Hände,
Die billigen Hände ums Geld.
Noch schreibt man uns auf die Wände:
Hier wird niemand eingestellt.
Die Hand lernt die Schlegel rühren;
Sie trommelt, sie trommelt: Zubauf!
Die Hand weiß den Hammer zu führen,
Proletenvolk, steh auf!
Wir heben die schwieligen Hände,
Die Willigkeit ist vorbei!
Wir ballen die schwieligen Hände
Und schlagen uns tausendfach frei!*

Hier wird das Thema der Menschwerdung des Arbeiters angeschlagen, der in der proletarischen Revolution und nur durch sie vom Verkäufer seiner „Hände“, das heißt seiner Ware Arbeitskraft, zur freien Persönlichkeit aufsteigt und der sich dieser Wiedergewinnung seines menschlichen Wesens bewußt ist. Dann beginnt ein wahrhaft menschenwürdiges Dasein für die ungezählten Millionen, deren produktive Arbeit das Bestehen und Fortschreiten der Gesellschaft ermöglicht, wenn ihre Schöpferkraft durch keine Unternehmerwillkür und Profitschranke geknebelt wird, wenn der Arbeiter vom Sklaven zum Herrn der Maschine aufsteigt:

*Rolle, Maschine, zische wie wütendes Feuer.
Rolle, Maschine, du blitzendes Roß.
Rolle, du stampfendes Ungeheuer.
Ich will es, der Mensch, der dich aus Hirnen goß.*

.....

*Nicht fremde Hirne sollen mich bestimmen
An dir zu stehn, wie's grad gefällt.
Feuer will loben, doch nicht verglimmen ...*

Es gibt kein Werk der proletarisch-revolutionären Literatur der Weimarer Zeit, das diese Klassifizierung mit Recht trägt, das nicht auf irgendeine, wenn auch oft unbeholfene und kunstlose Weise ein aufkeimendes Ge-

fühl, eine Seite dieser neuen menschlichen Beziehungen aufzufangen und zu gestalten versucht hätte, um durch die parteiliche, wahrhafte Zeichnung der handelnden Charaktere im Leser das gleiche ästhetische Empfinden des Abscheus vor allem hervorzurufen, was zur Aufrechterhaltung der menschenunwürdigen Ausbeuterordnung und damit zur Unterdrückung aller echten menschlichen Werte beiträgt, das durch die Kunst der literarischen Gestaltung zum aktivierenden Haß gesteigert werden kann, und umgekehrt das Gefühl ästhetischer Befriedigung beim lesenden Nacherleben der humanistischen Größe und der Schönheit der Teilnahme am gerechtesten Kampf der Menschheitsgeschichte.

Wir finden in diesen äußerlich so unscheinbaren schmalen Bändchen, in dieser Fülle der niemals gesammelt herausgegebenen literarischen Zeugnisse den Prozeß der Entwicklung des Klassenbewußtseins lebendig künstlerisch nachgezeichnet, den konkreten Vorgang der historisch bedeutsamen Vereinigung des wissenschaftlichen Sozialismus mit der Arbeiterbewegung, der für die Entwicklung der KPD zur revolutionären Massenpartei und damit für die Geschichte unseres Volkes entscheidend wurde, d. h., die Herausbildung der Keime einer sozialistischen Zukunft im Schoße der kapitalistischen Weimarer Republik, in der lebendigen Zeichnung typischer Charaktere in typischen Umständen wieder. In Bredels „Rosenhofstraße“ ist gezeigt, was eine wissenschaftliche Analyse der Entstehung der Betriebszeitzungen der Kommunistischen Partei Deutschlands niemals geben kann: das Entdecken ungeahnter Fähigkeiten in „einfachen“ Menschen, die den Auftrag erhielten, zu schreiben, das zaghaft aufsteigende Selbstbewußtsein, als sie die Aufgabe in Ehren erfüllten, die geistige Entwicklung, die mit dieser gewonnenen Sicherheit einsetzt. Auch die unscheinbare kleine Stenotypistin Erna Halbe hat sich gewandelt, ist mit dem hoffnungslosen Gefühl des „Geworfenseins“ fertig geworden, weil sie die einmalige, beglückende Kraft der Solidarität empfunden hat; sie entschwindet unseren Blicken „trotzig und entschlossen, mit gesundem Blut und gutem Haß“, und wir wissen, daß ihre gewonnenen Streikerfahrungen sie zu einer guten Kampfgefährtin des revolutionären Proletariats machen werden. Aus dem kostbaren Gefühl der Gemeinsamkeit mit Gleichgesinnten wachsen dem einzelnen ungeahnte Kräfte, kann er sich zur höchsten menschlichen Größe aufschwingen, zur Verteidigung des menschlichen Rechts unter Aufopferung des eigenen Vorteils, ja des eigenen Lebens, wie das Klaus Neukrantz in der schicksalhaften Entscheidung der jungen Tabakarbeiterin Sophie schilderte, die ihre verfolgten Genossen rettet, wie Anna Seghers mit dem Opfer des chinesischen Chauffeurs Wu Pei-li bewies, der seine Feinde in den eigenen Untergang mitriß, mit dieser letzten Tat noch am Volksbefreiungskampf teilnehmend. In der organisierten Vorhut des Proletariats muß das der kapitalistischen Wolfs-

moral entsprungene Konkurrenzgefühl der Solidarität dem kameradschaftlichen Verantwortungsbewußtsein für den Klassenbruder weichen. Die gemeinsame Teilnahme am proletarischen Befreiungskampf schmiedet auch neue Beziehungen zwischen den Geschlechtern, verwirklicht die Gleichberechtigung von Frau und Mann: Die blutgetränkten Erfahrungen des Barrikaden-Mai im Wedding haben der Ehe von Kurt Zimmermann einen neuen, schöneren Sinn gegeben, weil sie Anna zur Kampfgefährtin, zur Genossin reifen ließen. (Neukrantz: „Barrikaden am Wedding“.)

Seite um Seite würde eine Analyse der proletarisch-revolutionären Literaturwerke füllen, Dokumente der geschichtlich bedeutsamen Stufen, die in das sozialistische Morgen führten, unter diesem Aspekt gemessen, auf der Höhe der gesellschaftlichen Entwicklung ihrer Zeit stehend und die bürgerliche Literatur in ihrem ideologischen und ästhetischen Gehalt überragend.

Die Orientierung auf diesen konkreten Inhalt des Prinzips der Parteilichkeit war das Verdienst der leitenden Genossen des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller. An der Erfüllung dieser objektiv gesetzten Maßstäbe hatte beispielsweise eine späte Fassung des Bundesprogramms die Erfolge und das Zurückbleiben der proletarisch-revolutionären Literaturbewegung gemessen. Zum allgemeinen geistigen Besitz aller Bundesmitglieder wurde diese theoretisch fundierte Auffassung vom Charakter und den Aufgaben der proletarisch-revolutionären Literatur allerdings erst nach der gründlichen Auswertung der Ergebnisse des Charkower Kongresses, das heißt im Jahre 1931. Bis zu dieser Zeit spukten noch immer „linke“ wie „rechte“ Ausdeutungen des Leninschen Prinzips der Parteiliteratur in den Köpfen – und in der praktischen Konsequenz: im literarischen Schaffen – einiger Angehöriger des Schriftstellerbundes herum.

Die „linke“ Auffassung enthielt solche proletkultistischen und liquidatorenhaften Gedankengänge wie den „Nachweis“, daß die Literatur im Zeitalter des Imperialismus und der proletarischen Revolutionen nicht mehr die Gestaltung typischer Charaktere, sondern kollektiver (und: anonymer) Massen auszuführen habe, weil die „hohe Kunst bürgerlicher individueller Seelenschilderung und Menschengestaltung“ ... eine „... gefährliche Ablenkung vom Klassenbewußtsein und Klassenkampf, eine Ablenkung vom kollektiven Denken, Empfinden und Handeln, eine Vergiftung mit bürgerlicher, individualistischer Ideologie“ bedeute: „Es gilt die Stärkung des Massen- und Klassengefühls, es gilt das Kollektiverlebnis: ausgebeutetes und kämpfendes Proletariat hervorzurufen, ein Erlebnis, in dem nicht der einzelne als Teil der Klasse und der Masse eingeordnet sich erlebt ...“ Aus dieser Forderung nach Gestaltung der Massen, die sich mit den „Aktivismus“-Theorien zeitgenössischer Regisseure wie Piscator, Meyerhold, Eisenstein u. a. berührte, leiteten die Vertreter dieser „linken“ Theorien prak-

tische Schlußfolgerungen ab, die auf eine Preisgabe der literarischen Gesetzmäßigkeiten und eine kategorische Ablehnung der bürgerlichen realistischen Literatur hinausliefen. Diese unmarxistische Gegenüberstellung von Persönlichkeit und Masse, die hier zum trennenden Kriterium von proletarisch-revolutionärer und bürgerlicher Literatur erhoben wurde, verwischte den klaren Klasseninhalt des Prinzips der Parteilichkeit und hemmte die Schaffung realistischer Kunstwerke.

„Die linken Gefahren waren relativ leicht zu liquidieren“, berichtete 1931 Otto Biha. „Das konnte man um so konsequenter, als in Deutschland und wahrscheinlich in den meisten kapitalistischen Ländern die Gefahren und Abweichungen meist rechts stehen. Sie bestehen vor allem in der Theorie, die die repräsentative Fassade, das Niveau der feindlichen Kulturfront überschätzt, an die Kräfte des Proletariats im Grunde nicht glaubt und mehr oder minder kleinmütig verzagt.“

Die „rechte“ Auslegung des Leninschen Prinzips der Parteiliteratur, vor allem unter solchen Schriftstellern verbreitet, die aus dem bürgerlichen Lager zur Partei der Arbeiterklasse gestoßen waren, kann als Unterschätzung des proletarischen Klassenstandpunktes definiert werden. Trotz des konsequenten politischen Bruches namhafter revolutionärer Literaturschaffender mit der bürgerlichen Klasse, der sie in die Reihen der Kommunistischen Partei Deutschlands geführt hatte, waren diese durch ihre regelmäßige berufliche und (im Schutzverband usw.) auch massenpolitische Zusammenarbeit mit den progressiv eingestellten Kreisen der bürgerlichen Intellektuellen in dem Literatenmilieu Berlins durchaus zu Hause, so daß sie nicht selten auch zu Vertretern der ihnen vertrauten „linksbürgerlichen“ Literaturauffassungen im Bunde wurden. In dem genannten Artikel hob Otto Biha die große Bedeutung des politischen Bekenntnisses dieser Schriftsteller zur revolutionären Arbeiterpartei hervor, unterstrich jedoch, daß sich diese politische Weitsicht „nicht immer vollkommen mit dem erkenntnismäßigen Entwicklungsgrad und der vollkommenen und endgültigen Entwicklung zum Marxismus in ihrem literarischen Schaffen“ deckte.

Die „rechten Abweichungen“, wie sie im Bundesvorstand scharf pointiert bezeichnet wurden, äußerten sich in vorgebrachten Zweifeln an der Notwendigkeit und Möglichkeit einer proletarisch-revolutionären Literatur; in opportunistischen Vorbehalten gegen die Forderung nach *offener* und *entschiedener* Parteinahme für die Sache des Proletariats im literarischen Schaffen; in einer Einschätzung der linksbürgerlich-radikalen Werke als „der“ Literatur der Arbeiterklasse, wie sie unter den Bedingungen des kapitalistischen Klassenstaates nicht anders möglich sei.

Der I. Internationale Kongreß der revolutionären Schriftsteller in Moskau hatte 1927 als die Bedingungen für die Aufnahme ausländischer Schrift-

steller in die Literaturinternationale bekanntlich zwei Kriterien ihres Schaffens genannt: die eindeutige Ablehnung der volksfeindlichen reaktionärsten Kräfte des Weltimperialismus und den Kampf gegen die Nutznießer und Brandstifter eines imperialistischen Weltkriegs. Das waren sehr wichtige Feststellungen: Sie kennzeichneten die ideologische Grundlage der Volksverbundenheit jedes echten literarischen Werkes, das nur dann als gültiger Ausdruck nationaler Lebensinteressen gewertet werden konnte, wenn es seinem Kern nach demokratisch und humanistisch war, das heißt an der gefährlichen, volksfeindlichen imperialistischen Entwicklung Kritik übte. Das war eine so weitgehende Bedingung, daß in Deutschland der Bogen von den großen Werken der bürgerlichen Humanisten bis zu den linksbürgerlichen Radikalen gereicht hätte, daß er die schonungslose Entlarvung des deutschen „Untertans“ und die Brandmarkung der moralischen Armseligkeit der „oberen Zehntausend“ durch Heinrich Mann, durch Lion Feuchtwanger und viele andere umfassen konnte, die Widerspiegelung des Niedergangs und der Zerstörung der menschlichen Persönlichkeit in der zerfallenden spätbürgerlichen Welt, wie sie in den Romanen Thomas Manns zu finden war, die Anklage der Kriegsfurie und des Mißbrauchs menschlicher Wesen als Kanonenfutter, wie sie Remarque und Arnold Zweig in ihren Büchern gelungen war, die bitteren Satiren Tucholskys und anderer, die den „demokratischen“ Schleier von der menschenfeindlichen Fratze des deutschen Militarismus und seiner Repräsentanten rissen, und vieler anderer Vertreter des deutschen Schrifttums jener Jahre.

Die internationale Schriftstellerkonferenz hatte damals die demokratisch-humanistische bürgerliche Literatur nicht nur deshalb so positiv eingeschätzt, weil von den Anfängen einer proletarisch-revolutionären Literaturentwicklung in den kapitalistischen Ländern so gut wie nichts bekannt war; das war auch eine Würdigung der besten künstlerischen Leistungen des kritischen Realismus als einer Bereicherung der Erkenntnisquellen des revolutionären Proletariats, das in einer Epoche der kapitalistischen Stabilisierung und der scheinbaren Abschwächung der Klassengegensätze dieser desillusionierenden, aggressiven Literatur wertvolle Einblicke in die Psychologie des Klassengegners verdankte.

Bei aller hohen Würdigung der künstlerischen Reife und der Volksverbundenheit dieser Literatur konnte aber kein Zweifel bestehen, daß es sich dabei in letzter Konsequenz eben um *bürgerliche* Literatur handelte und daß eine Orientierung auf diese Gipfelleistungen des bürgerlich-demokratischen Geistesschaffens unweigerlich zur Stagnierung der proletarisch-revolutionären Literaturbewegung führen mußte.

In dem Bemühen, volle Klarheit über die Anwendung des Leninschen Prinzips der Parteilichkeit zu schaffen, wandte sich der Bundesvorstand

der Schriftstellerorganisation im ersten Jahr seines Bestehens sehr scharf gegen jede Verwischung des Klassenstandpunktes in der Bestimmung des Wesens der proletarisch-revolutionären Literatur. Die ersten Nummern der „Linkskurve“ enthielten eine Fülle zugespitzter Polemiken, die sich gegen die „sympathisierenden“, im landläufigen Sprachgebrauch als „revolutionär“ bezeichneten linksbürgerlichen, pazifistischen, anarchistischen Schriftsteller wie Toller, Ossietzky, Mühsam, Tucholsky u. a. richteten. Die Schärfe des Tons, die in einigen Fällen gänzlich unangebracht war und viel dazu beitrug, die proletarisch-revolutionären Schriftsteller als Sektierer zu verschreien, war der Niederschlag einer ernsten Diskussion um den „Fall Istrati“ im Sommer 1929, aus dem die Schriftstellerorganisation die Lehre gezogen hatte, daß die unkritische Identifizierung progressiv-bürgerlicher mit revolutionärer Arbeiterliteratur zur Preisgabe des Klassenstandpunktes führt, mit der marxistisch-leninistischen Parteilichkeit unvereinbar ist und der Arbeiterklasse in ihrem Kampfe nicht hilft, sondern einen Bären dienst darstellt.

In den kollektiven Beratungen über die Kriterien der proletarisch-revolutionären Literatur und die konkrete Äußerung der Parteilichkeit des Schriftstellers war klar herausgearbeitet worden, daß zur Schaffung eines proletarisch-revolutionären literarischen Werkes nicht schlechthin das Aufgreifen eines Stoffes aus „dem“ Arbeiterleben, nicht die sympathieerfüllte Haltung des Autors gegenüber seinen leidenden und gequälten Helden genügte, wenn auch die photokopierende „Lebensechtheit“ der Fabel gar nicht zu bestreiten war.

„Wenn jemand vor lauter Elend das Proletariat als herrschende Klasse der Zukunft übersieht, ist es – wenn auch unbewußt – eine Ideologie der Bourgeoisie“, schrieb Durus/Kamenyi im Oktober 1929 in einer Rezension der „Roten Fahne“. Das ist auch der Grundzug der scharfen kritischen Stellungnahme, mit der sich der Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller gegen die Lobpreisung des damals eben erschienenen Döblin-Romans „Berlin-Alexanderplatz“ als der gültigen literarischen Gestaltung des Berliner Arbeiters in der ästhetischen Zeichnung des Franz Biberkopf wandte, mit vollem Recht, denn unbeschadet der Anerkennung, die der bedeutende Romancier Alfred Döblin von Mit- und Nachwelt für sein aus thematischen und formalen Gründen interessantes Buch erhielt, kann die naturalistische Echtheit des herumgeschleuderten Biberkopf und seiner Kumpane aus dem Lumpenproletariat zwar ohne weiteres den Leser zu echtem Mitgefühl mit dieser kreatürlichen Hilflosigkeit und der „schicksalhaften“ Sehnsucht nach einem bißchen Glück unter den allerbescheidensten Lebensumständen veranlassen, aber als Ausdruck der sozialistischen Ideologie, als Widerspiegelung der neuen objektiven ästhetischen Züge der Wirklichkeit –

wie im Vorhergehenden gezeigt – ist bei aller Großzügigkeit des Maßstabs dieses Buch Döblins nicht zu bezeichnen.

Nicht eine undefinierbare „Arbeiterliteratur“ galt es zu entwickeln, die „das Thema des Arbeiterlebens“ in die Bezirke des literarischen Schaffens einbezog und ausgangs der zwanziger Jahre schon von einer nicht unbeträchtlichen Zahl sozialdemokratischer, anarchistischer, faschistischer, kleinbürgerlicher Autoren (in allen bürgerlichen Literaturgeschichten herkömmlicherweise als „Arbeiterschriftsteller“ aufgeführt) produziert wurde; literarische Werke dieser Prägung führten in keiner Weise zur ideologischen Stärkung der Arbeiterklasse, weil sie nur kleine Ausschnitte aus dem Massendasein, aber nicht die gesetzmäßige Rolle der Arbeiterklasse als historisch berufene Führerin der gesellschaftlichen Entwicklung realistisch gestalteten, weil sie im besten Falle nicht nur zum Mitleid mit den Unterdrückten, sondern auch zum Abscheu gegen eine so „verkehrt“ eingerichtete „bürgerlich-wohlanständige“ Welt aufriefen. Das Unvermögen dieser Autoren, die weltbewegende Kraft der organisierten revolutionären Arbeiterklasse zu erkennen, führte zur Perspektivlosigkeit ihrer Bücher. „Hier ist der Trennungsstrich zu ziehen“, schrieb Biha, in jener Zeit führender Bundesfunktionär, im Dezember 1929, „eine bewußte und unbedingte Unterscheidung zwischen den Schriftstellern, die teilnehmen an diesem positiven Ausbau der neuen proletarisch-revolutionären Literatur und den anderen, die nur mitgehen als Ankläger und Kritiker der bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Die sich also von der bürgerlichen Gesellschaftsordnung zwar trennen, ohne aber Anschluß zu finden an die Bewußtseins- und Kulturkräfte der aufsteigenden proletarischen Welt.“

Das ist die klar ausgesprochene Abgrenzung von der „rechten“ Entstellung des Prinzips der Parteiliteratur, die in der gesellschaftskritischen Seite des literarischen Schaffens das ausschlaggebende Kriterium der Literatur der Arbeiterklasse sehen wollte, das heißt einer Auffassung, die weder die Notwendigkeit der Herausbildung einer qualitativ neuen Klassenliteratur noch die unbedingte Bindung dieses literarischen Schaffens an die Partei der Arbeiterklasse akzeptieren wollte, weil sie den „revolutionären Charakter“ der kleinbürgerlich-radikalen Literatur überschätzte.

Die „rechten Abweichungen“ waren in wesentlichen Punkten identisch mit den antileninistischen „Lehren“ Troztkis, die dieser Parteischädling in seinem 1924 in deutscher Sprache herausgegebenen Sammelband über „Literatur und Revolution“ zusammengefaßt hatte. Seine Gedankengänge, innerhalb der revolutionären deutschen Arbeiterbewegung und unter ihr nahestehenden Kreisen insbesondere durch Thalheimer verbreitet, liefen einerseits auf eine Leugnung der selbständigen kulturellen Massenarbeit des Proletariats vor der Errichtung der proletarischen Diktatur und ande-

rerseits auf die „Unabhängigkeit“ der künstlerisch-kulturellen Entwicklung von der Partei der Arbeiterklasse hinaus; sie fanden (scheinrevolutionär drapiert) überall dort Anklang und Zustimmung, wo der Unglaube an die Kraft der Volksmassen und an die notwendige Hegemonie des Proletariats vorhanden war.

Diese „Theorien“ waren ein ernstes Hemmnis für die Förderung der schöpferischen Fähigkeiten und Talente der Arbeiterklasse. Obwohl der „literarische Trotzismus“ nicht nur bereits durch Lenin theoretisch, sondern schlagkräftig auch durch die Praxis der deutschen proletarisch-revolutionären Literaturbewegung widerlegt worden war, mußte sich der Schriftstellerbund beispielsweise noch im März 1931, auf dem II. Ifa-Reichskongreß, in aller Öffentlichkeit gegen solche Thesen wenden.

Die „radikale“ Verbrämung dieser antimarxistischen Phrasen ließen sie so leicht Eingang finden unter allen „revolutionär“ gesonnenen, in der Hauptsache kleinbürgerlichen Intellektuellenkreisen, die „für den Sozialismus“, aber gegen die Anerkennung der Diktatur des Proletariats, das heißt der realen Voraussetzung zu seiner gesellschaftlichen Verwirklichung, waren.

Der Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller nahm insbesondere scharf gegen den immer wieder vorgebrachten Angriff Stellung, daß die marxistisch-leninistische Partei (nach Trotzki) „nicht zum Kommando über die Literatur berufen“ sei, daß die organisatorische Einreihung in die Kampfpartei der Arbeiterklasse mit der für die Arbeit des Schriftstellers unentbehrlichen schöpferischen Freiheit unvereinbar sei. In Polemiken gegen die zahlreichen linksbürgerlichen Vertreter solcher Ansichten, gegen die „revolutionierenden Titanen, die sich bereits vom bürgerlichen Joch befreiten und so ‚frei‘ sind, daß sie ihr stolzes Haupt auch ins Parteijoch nicht beugen können“, und gegen alle Verfechter eines „dritten Weges“ der vollkommenen Freiheit eines literarischen Vorkämpfers der sozialistischen Zukunft, das heißt seiner „Unabhängigkeit von links und rechts“, widerlegten die Mitglieder des Bundesvorstands die bürgerlich-individualistische Idee der Parteilosigkeit als der Inkarnation des Freiheitsbegriffs. In seinem Aufsatz „Die Freiheit des Schriftstellers“, um nur ein Beispiel anzuführen, ging Johannes R. Becher von einer Grundthese Lenins aus, daß man nicht zugleich in der Gesellschaft leben und von ihr frei sein könne. Damit war zugleich der diametrale Gegensatz in der marxistisch-leninistischen und bürgerlichen Auffassung des Freiheitsbegriffes angerührt; während alle Vertreter der bürgerlichen Ideologie (vom subjektiven Idealismus bis zum „Freiheitsglocken“-Lemmer) das Problem der menschlichen Freiheit in die geistige Sphäre transponieren, als Frage der subjektiven Willensentscheidung auffassen wollen und durch die Abstraktion von der gesellschaftlichen Realität ihre proklamierte „absolute Freiheit“ als „eine bürgerliche oder

anarchistische Phrase“ bloßstellen, die ständig von der Praxis des bürgerlichen Klassenstaates berichtigt wird, hat der Marxismus-Leninismus die wissenschaftliche Auffassung der menschlichen Freiheit gegeben, weil er sie in ihrem untrennbaren Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Determiniertheit des Individuums erfaßt hat. „Die wirkliche Freiheit des Menschen besteht nicht in seiner eingebildeten Unabhängigkeit von den Gesetzen der Natur und der Gesellschaft (eine solche Unabhängigkeit kann es in Wirklichkeit nicht geben), sondern in der Erkenntnis dieser Gesetze und dem auf ihr beruhenden Handeln.“ Was anders kann unter einer fortschrittlichen Haltung eines Schriftstellers verstanden werden, als daß er zur Höherentwicklung der menschlichen Gesellschaft beiträgt, in der er lebt, und in diesem Sinne der objektiven Aufgabe der schönen Literatur gerecht wird? Kann aber ein Schriftsteller diesem eigentlichen künstlerischen Anliegen uneingeschränkt, das heißt *frei* von gesellschaftlichen, oft sehr materiellen Bezügen, auf dem Boden der bürgerlichen Klasse gerecht werden? Mit einer Fülle von Beispielen aus dem politischen und wirtschaftlichen Zustand der Weimarer Republik in den ersten Jahren der Weltwirtschaftskrise bewies Becher, daß die *Freiheitsberaubung* durch Notverordnungen, Polizeizensur und noch „viel feinere und reicher entfaltete Methoden von Zensur“ Kennzeichen des literarischen Schaffens geworden war. Jedes Buch, das sich um die Aufdeckung der objektiven historischen Gesetzmäßigkeiten, also um den Nachweis der notwendigen und gerechtfertigten revolutionären Beseitigung der Ausbeutergesellschaft mühte und nicht bei einer eng begrenzten Gesellschaftskritik stehenblieb, wie sie als Ablenkung willkommen war, sondern zur Aufdeckung des sozialen Grundwiderspruchs vorstieß, wurde verboten.

„Es ist ein Zeichen des Untergangs einer Gesellschaft, daß sie die Wirklichkeit, die sie selbst geschaffen hat und für die sie verantwortlich ist, nicht mehr erträgt. Sie verbietet dem Dichter, diese Wirklichkeit so zu gestalten, wie sie ist, diese Wirklichkeit muß beschönigt, verfälscht, verklärt oder ausgelassen werden“, andernfalls erfolgt sofort das Ende der „schöpferischen Freiheit“ in der Gestaltung. „Der Dichter in der bürgerlichen Gesellschaft hat also die Freiheit, in bezug auf die Gestaltung dieser bürgerlichen Gesellschaft keine Freiheit zu haben. Und dabei müssen wir feststellen, daß es kein Werk geben kann, das so verhetzend, so verrohend, so aufrührerisch sein könnte wie die kapitalistische Wirklichkeit selbst. Wir können nur immer annähernd an diese Wirklichkeit herankommen, und diese höchst bescheidene Annäherung unterliegt bereits dem Verbot.“ Ist aber der Parteischriftsteller (und hier ist keinesfalls der kommunistisch organisierte, sondern auch der in der literarischen Massenorganisation des Proletariats erfaßte Literaturschaffende gemeint) tatsächlich ebenfalls seit

dem Augenblick in der freien Entfaltung seines Talents behindert worden, wo er den Entschluß gefaßt hatte, seine „Feder ins Waffenverzeichnis“ der Revolution einzutragen? Dieser Entschluß entsprang der Einsicht, daß nur die Partei der Arbeiterklasse als führende Kraft bei dem subjektiven Vollzug der objektiven historischen Gesetzmäßigkeit wirkt und wirken kann, weil sie mit der wissenschaftlichen Kenntnis der gesellschaftlichen Entwicklungsgesetze ausgerüstet ist und dadurch die organisierte Arbeiterklasse als legitime Vertreterin der sozialen und nationalen Interessen des ganzen Volkes zur planmäßigen und siegreichen Verwirklichung ihrer Klassenaufgabe führen kann, zur Beseitigung der Ausbeuterordnung und zur Errichtung der sozialistischen Gesellschaft. Erst im Sozialismus, wo die Macht und die Kraft der Gesellschaft in den guten Händen der Werktätigen liegt, ist die volle Entfaltung der schöpferischen Begabungen der Literaturschaffenden gegeben, weil keine Profit- und Klasseninteressen dem persönlichen Anliegen des Schriftstellers hemmend gegenüberstehen, der seinen künstlerischen Beitrag zur Verwirklichung des großen humanistischen ästhetischen Ideals von der Gemeinschaft allseitig entwickelter, wahrhaft freier, schöpferisch tätiger, schöner und glücklicher Menschen leisten will.

So wie die proletarisch-revolutionäre Literatur nur die im Schoße der Ausbeutergesellschaft aufkeimenden ästhetisch neuen Züge und Erscheinungen der Wirklichkeit, das klassenbewußte kämpfende Proletariat, und erst in ihrer nächsthöheren, der sozialistischen Stufe die *siegreiche Arbeiterklasse* als „Blüte des Landes, seine Kraft, seine Zukunft“ gestalten kann, ist die *volle Freiheit* des künstlerischen Schaffens wie jeder anderen schöpferischen Tätigkeit erst in der sozialistischen Gesellschaftsordnung möglich; aber in gleicher Weise, wie der klassenbewußte Proletarier nur in der organisierten Arbeiterbewegung die objektive Grundlage zur Wiedergewinnung wesentlicher Züge seines menschlichen Antlitzes findet, kann auch der Schriftsteller nur mit der offenen Parteinahme für diese die Zukunft bestimmende gesellschaftliche Kraft den entscheidenden Schritt zur Überwindung der Unfreiheit *seines* Schaffens unter den Bedingungen des bürgerlichen Klassenstaates tun. „In der offenen Verbundenheit also mit dem Proletariat und seinem Befreiungskampf ist heute für den Schriftsteller die *einzige Möglichkeit der Freiheit und eines freien künstlerischen Schaffens* gegeben“, betonte Johannes R. Becher. „Auch der Schriftsteller, der seine Unfreiheit erkennt und sich zum Kampf für seine Befreiung erhoben hat, hebt damit schon zur Hälfte seine Unfreiheit auf. Er hat in gewissem Sinne schon *teil an der ganzen wirklichen Freiheit, für die er kämpft*...“

DIE ERSTEN STUNDEN ZU HAUS

Der Zug verließ die Ebene und stampfte den Bergen entgegen. Eine junge Frau zog ihr Mädel ans Fenster.

„Sieh mal, wie klar der Brocken zu erkennen ist. – Nein, Kind, dort rechts. Wohin du zeigt, das ist der Wurmberg.“

„Aber wir fahren ja daran vorbei, Mutti!“ Die junge Frau gab ihrem Töchterchen Aufschluß, der Zug beschreibe einen großen Bogen, um auch nach anderen Ortschaften seine Fahrgäste zu bringen. „Das wirst du noch oft im Leben erfahren, daß man nicht immer nur schnurgerade auf sein Ziel zugehen kann.“ Sie lächelte erst ihr Kind an, und dann, als bestünde ein stilles Einvernehmen zwischen ihnen, lächelte sie auch den Mann an, der ihr gegenüber saß. Er hatte bereits eine lange Strecke mit ihnen gemeinsam zurückgelegt und war der Frau beim Umsteigen in den Harzzug behilflich gewesen. Fast ohne ein Wort zu wechseln, war das vor sich gegangen. Bitte sehr. Recht freundlichen Dank, sonst kaum etwas. Beim Umsteigen, da hatte er das kleine Mädel auf den Arm genommen, den größeren Koffer der Frau gepackt und beides, das Kind und das Gepäck, ins Abteil gebracht.

„So ein lieber Onkel, nicht?“ hatte die junge Frau gesagt und ihm, dem lieben Onkel, dankbar zugewinkt. Lieber Onkel? Nun schon. Aber das Umsteigen, das hätte die Kleine gern allein vollbracht. Sechs Jahre zählte sie jetzt, Ostern würde sie in die Schule kommen, sollte sie da nicht wie die Großen umsteigen können? Geflüstert, aber so laut, daß der Mann es verstehen konnte, hatte die Kleine der jungen Frau berichtet: „Der Onkel hat mich vorhin gedrückt beim Umsteigen, richtig so, wie der Vati mich immer drückt.“

„Ein lieber Onkel“, lobte die junge Frau ihren Mitreisenden dem Kinde gegenüber nochmals, auch nur geflüstert, aber dennoch so laut, daß der Mann auch das hören konnte.

Er mußte müde sein, der Mann. Mit halbgeschlossenen Augen, den Kopf an die Rückwand gelehnt, machte er den Eindruck, als suche er Schlaf. Doch der jungen Frau entging nicht, daß er fortgesetzt die Kleine im Auge hatte und auf ihr Geplapper achtete. Ein Vater, der auch so ein kleines Mädel hat? Vielleicht hat er es lange nicht gesehen, oder er hat eine längere Reise vor sich und vermißt schon jetzt das Kind. Hielte er sich nicht so

verschlossen, hätte die junge Frau ein Gespräch begonnen. Es interessierte sie, was der Mann wohl betrieb. Der Kleidung nach zu urteilen, gehörte er sicherlich dem Arbeiterstand an. Seine Hände sprachen auch dafür. Und was für ein Kopf! Wahrscheinlich ein besonders intelligenter Arbeiter. Hoch wölbte sich die Stirn über den blauen Augen. Das Haar glänzte in hellem Silberschein. Ein merkwürdiger Kontrast zu dem Gesicht, das trotz erkennbarer Müdigkeit von jugendlicher Spannkraft und großer Entschlossenheit zeugte. Es hatte den Anschein, als trüge ein Jugendlicher eine Greisenperücke.

Jetzt erreichte der Zug einen Wald. Der Mann zog den Vorhang vom Fenster wieder zurück. Ohne dem kleinen Mädels den Ausblick zu schmälern, gerade so weit, daß ihm der helle Sonnenschein nicht ins Auge fiel, hatte er ihn, als es durch die wogenden Kornfelder und die sprießenden Wiesen ging, vorgeschoben. Ein Lächeln flog über das Gesicht, Unruhe machte sich in dem Mann bemerkbar. Der Wald lichtete sich, der Zug verminderte die Geschwindigkeit stark und hielt gleich darauf.

„Barnekel“ rief der Schaffner draußen.

Der Mann stellte sich ans Fenster, öffnete es ein wenig und sah hinaus.

„Lassen Sie mich bitte auch gucken“, bat die Kleine artig. Er ließ das Fenster ganz hinab, und sie konnte nun das Treiben auf dem kleinen Bahnhof verfolgen. Sah sie das, was er sah? Vierundzwanzig Jahre war es her, da hatte der Mann auch so am Fenster gestanden und ungeduldig darauf gewartet, daß der Zug sich wieder in Bewegung setzte, der Heimat weiter entgegenführe. Das Bild da draußen, es war das gleiche, in nichts unterschied es sich. War die Zeit stehengeblieben? Ach, nein! Damals war er nur zwei Jahre seinem Dorf fern gewesen, zwei Jahre – von 1911 bis 1913. Diesmal waren es viereinhalb Jahre, von 1933 bis 1937. Damals, die zwei Jahre – nun, obgleich er sie beim Militär verbringen mußte, es waren für ihn doch bedeutungsvolle Jahre gewesen. Und diese viereinhalb Jahre? Grimmige Falten gruben sich um den Mund. Die junge Frau sah, es war ein trotziger Mund, dessen Lippen sich über dem vortretenden Kinn zusammenpreßten. Was für ein ansehnlicher Mann ist er doch, dachte sie. Die Mädels werden ihm nur so zugeflogen sein. Wohl auch heute noch.

Der Zug fuhr an. „Nun müssen wir das Fenster schließen, Kleines, sonst wirst du schmutzig, der Zug fährt jetzt lange nach der anderen Seite im Bogen, der Ruß flöge hier herein.“

„Ja, Onkel.“ Wieder saß der Mann still in seiner Ecke und ließ die Kleine nicht aus den Augen. An der Endstation, die Rankenburg hieß, wie die Schilder und des Schaffners Stimme bekanntgaben, war der schweigsame Mitreisende der jungen Frau wiederum behilflich. Sie bedankte sich überschwänglich, und die Kleine gab ihm die Hand.

„Auf Wiedersehen und Danke schön.“ Er fuhr der Kleinen übers Haar und kehrte sich ab.

„Hallo, hallol!“ rief die Frau hinter ihm her. „Haben Sie Ihr Gepäck vergessen? Sie haben ja gar kein Gepäck.“

Offenbar glaubte sie, er hätte es vor lauter Hilfsbereitschaft vergessen. Ohne sich umzudrehen, schüttelte er den Kopf und ging durch die Sperre, entschwand ihren Blicken.

Ein Omnibus stand auf dem Bahnhofsplatz. Es war dem Mann, als sähe er auf der Straße und in den Busfenstern bekannte Gesichter. Er wandte sich ab und setzte seine Reise zu Fuß fort. Für fünfzehn Pfennig konnte der Busschaffner ihn nicht mit nach Haymburg nehmen. Mehr aber besaß er nicht. Genau wie damals, vor vierundzwanzig Jahren, nahm er den Weg über das Thie. Gutgekleidete Menschen wandelten auf den Parkwegen um eine Fontäne herum, deren Geplätscher die Musik, die von einem Pavillon kam, nicht störte. Waren diese gutgekleideten Menschen Arbeiter, die mit „Kraft durch Freude“ für wenig Geld verreisten, wie die Zeitungen es schrieben? Hatten die vier Jahre genügt, um aus der verelendeten Arbeiterschaft so zufriedene Menschen zu machen? „Kraft durch Freude“ – KdF. KdF sagten wir unter uns, und jeder verstand den anderen: Kampf dem Faschismus. Ob sie, die Genossen in Haymburg und hier in Rankenburg, sich auch dieser praktischen Tarnbezeichnung bedienten? Mit großem Interesse, hellwach nahm der Mann Bild um Bild in sich auf. An den Eckhäusern sah er mehrmals neue Straßennamen. Oben am Westend, dort, wo die Harzbahn die Straße überquerte, blieb er erstaunt stehen. Zwei neue Kupolöfen ragten aus dem Gießereigelände auf, viel größer als die alten, die auch noch dastanden, gleichsam, als wollten sie bekunden, wie großartig die Wirtschaft nun blühte, nachdem die Arisierung so gut im Zuge war. Klein und mickrig standen sie dort. Das Fauchen der Flamme des neuen „laufenden“ Ofens war weithin zu hören. Obgleich heller Tag war, lohnte die Flamme leuchtend himmelan. Eine neue Halle, hell und modern, schickte aus ihren regulierbaren Luftschächten stinkende Rauchwolken in die Weite. Eine zweite Halle befand sich im Bau.

Da kam ein Radfahrer, bergan war die Fahrt beschwerlich, langsam näherte er sich. Ein Bekannter? Er stierte den Mann an, sein Gesicht erhellte sich, als er sah, daß das andere Gesicht gleichfalls Interesse verriet. Vorbei. Ob das der Kurier gewesen war, der ihn so oft mit dem alten Motorrad in den Harz gebracht hatte? Der Mann drehte sich um, der Radfahrer auch. Zögernd fuhr er weiter. Hatte er nicht trotz des anstrengenden Fahrens eine Hand vom Lenker genommen und die herabhängende einen Augenblick zur Faust geballt? Zufall? Kaum. Der Mann ging weiter. Er wählte den Richteweg. Oft schon hatte er ihn benutzt, hier nach Ranken-

burg und auch zurück nach Haymburg, so wie jetzt. Ja, oft. Hin und wieder, um in Rankenburg über die Berge in die Jöddenstraße zu gelangen. Jöddenstraße acht. Da hatte sie mit ihrer Tochter gewohnt. Acht Jahre ist die Kleine jetzt, dachte der Mann. Und sie, die Mutter der Kleinen? Er senkte den Kopf. Gefallen. Ein Sprung aus dem Fenster des Polizeipräsidiums in Hannover in den grauvollen Märztagen des Jahres 1933. Geflohen vor den gemeinen Zudringlichkeiten besoffener SS-Strolche. In den Tod gerettet die Ehre einer unerschrockenen Revolutionärin. Lange Wochen hatte er vergeblich die Zugänge im Lager ausforscht.

„Olga Mummert?“ Kopfschütteln. Höchstens mal einer: „Verhaftet.“ Und dazu hochgezogene Schultern. Aber immer kamen Neue, er gab es nicht auf.

„Du bist Genosse Kreiter aus Hannover?“

„Ja.“ Und dann die Frage. Die Miene des andern hätte als Antwort genügt. Er mußte es genau wissen, wenngleich es ihn tief schmerzte. Und so hatte er von dem heldischen Tod der Redakteurin Olga Mummert alles erfahren, was der Genosse Kreiter aus Hannover wußte. Gerade zu der Zeit erfuhr er von dem Tod der geliebten Frau, die sie gemeinsam vorgehen hatten, künftig jeden Schritt Seite an Seite zu gehen. Tot. Und er hatte schwer daran zu tragen, ihr die größte Freude ihres Lebens, die Gemeinsamkeit mit ihm, nicht vorher gegeben zu haben und sie ihr nun nie mehr geben zu können.

Die andere, die Duldsame, die Gute, sie schrieb ihm später, als er ihr und dem Sohn das erste Lebenszeichen aus dem Lager hatte schicken dürfen: „... nun alles ganz anders geworden. Und wenn Du wieder frei bist, Bert, komm wieder zu uns, wenn Du willst, wir warten auf Dich, immer findest Du eine offene Tür.“

Nie! Nie würde er das können. Verrat an der Kämpfenden, der Toten.

Aber das grauenvolle Leben zermürbte. Zermürbte auch diesen einst so fest gefaßten Vorsatz. Gerade mit diesem Genossen Kreiter aus Hannover befreundete er sich eng. In unverbrüchlicher Treue erfüllten sie trotz größter Gefahren wie ihresgleichen ihre Parteipflicht auch im Lager. Der Freund kannte sein ganzes Leben, wußte auch um diesen Vorsatz.

„Das ist unvernünftig, Berthold. Die Genossin Olga würde dich am wenigsten verstehen. Wieder einmal frei sein, draußen auf richtigen Straßen gehen können, und dann kein Heim und keine Familie haben, wohin dich diese Straßen führen?“

„Ich werde sie nie vergessen können, und groß ist meine Schuld bei ihr.“

„Das ist traurig, ich fühle es dir nach. – Doch die Zeit wird das heilen. Berthold, wieder einmal frei sein – und keine Frau sehen und fühlen? Du kannst nicht leben wie ein Mönch.“ Manche Sonntagsstunde saßen sie im

Sand, und ihre Gedanken entflohen dem Lager. Unaufdringlich, doch beharrlich half der Freund, ihn von dem Alp zu befreien. Schon des Sohnes wegen müsse er es noch einmal mit ihr versuchen.

„Und wenn sie dich so liebt wie du sagst – meinst du nicht, daß sie deine kleine Tochter zu sich nähme?“

So ein Gedanke! Er beschäftigte Bert selbst im Traum. Und der Genosse Kreiter ließ nicht nach, ihn zu heilen. Oft lenkte er Berts Gedanken auf die Lebensfreuden, die sich nur Mann und Frau geben können.

„Ein Mann, der seine Sinnlichkeit verkümmern läßt, entfernt sich vom Leben. Wir Kommunisten dürfen das nicht tun, wir müssen alles Normale kennen und lieben, was der normale Mann neben uns liebt, damit wir verstehen und verstanden werden. Wie sollten wir sie sonst zum Kampf führen?“

Dank dir, lieber Rudi Kreiter! Bert ging zu Luise und seinem Sohn. Er schritt jetzt schneller aus. Die Ruhe des Waldes zog ihn an. Auf der zerfahrenen Landstraße jagten die Automobile schwere Staubwolken auf, im Walde aber, da machte das Atmen Freude. Doch kaum gaben die zurückbleibenden Schlackenhalde der Hütte den Blick zu der Burgruine frei, blieb er wieder staunend stehen. Unterhalb des Felsmassivs, auf dem die Burgruine thronte, breitete sich ein weitausgedehnter Gebäudekomplex aus. Nagelneu. Ein Haus glich dem anderen. Einem gedienten Soldaten fiel es nicht schwer, den Zweck der Anlage zu erraten. Kasernen.

Endlich erreichte er den Wald. Tief sog er die Luft ein. Am Fuße des Trippelstiegs, gleich hinter den Teufelsstegen, roch es noch immer, wie eh und je zur Sommerszeit, kräftig nach Knoblauch. Er ließ den steilen Trippelstieg rechts liegen und schlug den Pfad ein. Seufzergang hieß er. Hier fand sich die Jugend, hier in diesem lauschigen, verschwiegenen Gebüsch, das den Pfad säumte, hier hatte auch er einmal seine Frau vor vielen, vielen Jahren hergeführt. Ein kalter Weihnachtstag war es gewesen.

Plötzlich Gelärm. Oben vom Hans Jörg, dem steinernen Mönch, einem steil aufragenden einzelnen Fels, kamen im Zickzack Menschen herunter. Der erste, der den Pfad erreichte, lief in Turnschuhen.

„Kamrad, geht es hier oder da nach Haymburg?“ Der Fremde in Turnschuhen wies nacheinander nach rechts und nach links. Bert gab die gewünschte Auskunft. „Gehen Sie – können ja du sagen“, verbesserte der Fremde sich nach einem prüfenden Blick und fragte Bert, ob er auch nach Haymburg wollte. Ja. Wohin sonst? Der Weg führte direkt ins Dorf.

„In den Luftkurort Haymburg. Mit KdF jeder Leuna-Kumpel – äh, Kamrad einmal in den Harz. Billig, billig!“ Bert enthielt sich einer Antwort.

„Bist wohl grätig auf uns, mußt wohl auch welche aufnehmen?“ Der

KdF-Gast zeigte hinter sich auf die Schlange von KdF-Gästen, die ihnen den Pfad entlang folgte. Das Schweigen schien dem Fremden genügend Zustimmung zu sein, er spottete weiter. Bert bemerkte, daß sich eine neue Art der Verständigung ausgebreitet haben mußte. Man lobte, was man verdamnte, flocht dann und wann ein offenes Wort ein und verbesserte sich dann schnell wieder im Sinne des Lobens. Stieß man mit dieser Methode nicht auf Widerstand, wurde das Visier ein wenig mehr gelüftet, wie es jetzt der Fremde tat, der sich als Leuna-Kumpel bezeichnet hatte.

„Daß Beschiß bei der Sache sein mußte, konnten wir uns wohl denken. Gut, sollen sie mit uns jeden Tag ihren KdF-Appell machen, wer Rheuma oder sonst lahme Knochen hat und seine Ruhe braucht, findet sie auch. Aber daß die Quartiergeber bei voller Verpflegung bloß zwei Mark sechzehn für uns pro Tag und Mann kriegten, na – ich danke. Kein Wunder, daß die Leute lieber unsere Hinterköpfe statt unsere Gesichter sehen. Alles Beschiß“, konstatierte er noch mal, räusperte sich kräftig und zielte vergeblich nach einem Schwefelpilz. Der Pfad gabelte sich.

„Also, Kollege, gute Erholung“, sagte Bert und reichte dem Fremden die Hand. Der fühlte den festen Druck und gab ihn unvermindert zurück. Wieder belebte Bert das gleiche Gefühl wie hinter dem Bahnübergang am Westend.

„Er hat Kollege gesagt“, hörte er den Fremden seinen KdF-Kameraden berichten, die ihn neugierig umstanden.

Nur wenige Minuten marschierte Bert noch, dann öffnete sich der Wald, der Pfad mündete auf den Wiesenweg, der seinen Namen wohl der Tatsache verdankte, daß er zur Dorfseite hin von Wiesen begrenzt war. Auf der anderen Seite verlief der Wald weiter, hoch die Berge hinan. Unten lag das Dorf. Ergriffen blieb Bert stehen.

„Haymburg“, murmelte er und preßte die Zähne aufeinander. Dort oben am Scheibenkopf, das helle, schmucke Haus gehörte dem Bruder. Wie ein Behüter, ein Wächter des Dorfes, nahm es sich aus. Stattlich, obwohl klein. Die angrenzenden Häuschen fielen weniger ins Auge. Lag das nur daran, daß sie tiefer standen? Dort die mächtige Linde! Bert schaute, als sei er in fromme Andacht versunken. So weit wölbte sich die Krone, daß kaum etwas von dem Dach des Hauses zu sehen war, das es beschattete. Die Kirche, der Teich, das Gut, die Gutsreihe mit den großen Kastanienbäumen. Haymburg.

Noch einmal verhielt er den Schritt, als der Wiesenweg an die Landstraße heranführte. Er las das Schild: „Luftkurort Haymburg. Warnung! Juden sind hier unerwünscht!“ – So war also sein Heimatdorf über Nacht zu einem Luftkurort emporgestiegen. Ein Luftkurort, in dem Juden unerwünscht waren.

Mit großen Schritten stieg er talwärts. Am Bleichborn fiel ihm im Weitergehen ein: Hier hat mir damals August Helbing die ausgefüllte Beitritts-erklärung für den Verband heimlich zugesteckt. Weiter, immer weiter, heimzu. Jetzt ging er am Knickbach entlang, bog um die Winkelgasse, und schon öffnete er die Haustür in dem kühlen Schatten der mächtigen alten Linde. Die Schelle an ihrem Stückchen Sägeblatt wimmerte kläglich. Daheim!

Gebeugt aber flink kam eine alte Frau aus der Küche in den Flur. Sie sah den Mann mit dem grauen Haar an, der sie begrüßte, als seien sie bekannt. Und dann schlug sie die Hände zusammen.

„Du bist es ja, Bert! Guten Tag. Herzlich willkommen.“ Sie fuhr sich mit der Schürze ins Gesicht und drückte Bert gleichzeitig die Hand. Ließ die Schürze los und streichelte die Hand.

„Ach, ach, ja was? – Luise! Luise – Sie ist gerade vom Acker gekommen. Schnell, geh nur zu ihr, sie wird sich freuen.“ Sie schob Bert zur Treppe, keuchte selbst voraus, blieb stehen. „Vater, Vater! Bert ist da!“ Es brummte unten, es gab oben einen freudigen Aufschrei. Luise hängte sich an Berts Hals.

„Bert, Bert! War es schwer? Ganz graues Haar.“ Frau Wolf stand daneben, berührte den Schwiegersohn mit einer Hand, und die andere fuhr mit der Schürze durchs Gesicht. „Er ist da, er ist wohlbehalten da. Achachach, da steht er“, sagte sie zum alten Wolf, der bedächtig die Treppe heraufkam. „Nun“, sagte Luise erschöpft, ließ von Bert ab und schob ihn dem Vater entgegen. Er reichte Bert die Hand.

„Mein Sohn. – Ich hoffe, daß dir dieses Haus nach den schweren Jahren eine liebe Bleibe sein wird.“ Benommen von dem Empfang, fuhr Bert sich verlegen durchs Haar.

„Ich danke euch, liebe Schwiegereltern.“ Er besann sich kurz. „Vater und Mutter“, sagte er, und nach diesem Wort begann Frau Wolf erst richtig zu weinen. Der Alte aber streckte seinen krummen Rücken, sah Bert zufrieden an.

„Das danke ich dir, mein Sohn.“ Er umarmte die vor Freude schluchzende Tochter.

„Nun wünsche ich euch ein neues, besseres Glück unter diesem Dach.“ Zärtlich, wie es Frau Wolf in ihrem langen Leben gewiß nur selten erfahren hatte, führte er sie zur Treppe. Luise wußte vor Aufregung nicht, was sie zuerst machen sollte. Zerfahren warf sie den Mantel ab, blickte beschämt an sich herunter und wollte ihn schon wieder umlegen, doch gelang es ihr nicht. Bis zur Hüfte war sie nackt. Bert sah ihre Brüste. Reif und voll, wie üppige Trauben strotzten sie. Das Sonnenlicht fiel darauf.

„Gerade wollte ich mich waschen“, entschuldigte sie sich. Lächelnd legte Bert ihr den Mantel über die Schultern. Er nahm ihre Hände, die an

den Knöpfen herumfingerten und streichelte sie. In Luises Augen vergoldete die Sonne Freudentränen.

„Mutter könnte noch mal raufkommen. Willst du hierbleiben, wenn ich mich wasche?“ Er wollte es. „Aber nebenbei werde ich mich ums Feuer kümmern, ich muß auch große Wäsche machen.“ Was gab es nicht alles zu fragen und zu erzählen.

„Haben dich schon viele gesehen?“ fragte Luise, die ihm eigentlich von dem Sohn berichten wollte. „Nicht einer, glaube ich“, erklärte Bert.

Als sie sich abtrocknete, verspürte Bert das Verlangen, ihr das Tuch wegzunehmen und selbst damit auf ihrer Haut sacht herumzufahren. Er blieb auf der Holzkiste sitzen. Ihm fiel ihre plötzliche Verlegenheit auf, als sie die Kleidung ganz abstreifte.

„Ich werde Holz raufholen, ich bin ja ortskundig“, sagte er. Als er die Treppe hinunter war, rief sie. Er sah hinauf zu ihr. Nackt stand sie am Geländer, ihre Brüste schienen ihm jetzt in dem Dämmerlicht des Lindenschattens wirklich wie lockende reife Trauben dort oben.

„Nimm Tannenholz, rechts neben dem Derbholz, das brennt schneller.“ Sie verschwand, um sich fertig zu waschen. Als Bert mit einem großen Armvoll Holz durch den Stallgang kam, war Frau Wolf im Begriff, in den Hof zu gehen.

„Siehst du, kaum bist du da, machst du dich nützlich. Luise kann sich freuen.“ Bert nickte. Sie rief ihm nach: „Luises Vieh füttere ich gleich mit. Hörst du? Sag es ihr!“

Luise hörte es selbst. Sie stand vor dem Spiegel und kämmte sich ihr langes Haar, als Bert eintrat. Er brachte das Holz, und sie öffnete die Holzkiste. Sie kam ihm dabei ganz nahe, er nahm ihren frischen Körpergeruch wahr. Die Befangenheit war noch nicht von ihr gewichen. Als hätte er sie getadelt, daß sie bei Tage nackt in der Küche stand, kam es wieder gleich einer Entschuldigung von ihren Lippen.

„Ich dachte, vielleicht siehst du mich gern so.“

Bert spülte sich die Hände ab und streichelte ihr sacht das Haar. „Du schämst dich wohl vor mir?“ Sie nickte zwar, nahm aber seine Hände und führte sie an ihre Brust. So verblieben sie lange, und die Sonne schien auf ihr Wiedersehen. Luise fuhr zusammen, der Kochtopf spie kochendes Wasser auf die Herdplatte, das knatternd versprühte.

„Nun mußt du dich waschen. Ich hole dir die Wanne.“

„Bleib noch ein wenig, ich sehe dich wirklich gern so.“

Er stieg selbst hinab, die Wanne zu holen. Als er jetzt wieder die Küche betrat, hatte Luise ihr Haar bereits aufgesteckt und ihr Hemd in der Hand.

„Sei nicht böse, ich muß mich schnell anziehen und zum Kaufmann gehen. Soll ich den Leuten sagen, daß du gekommen bist?“

„Nein, Lieschen, das werden sie schon früh genug erfahren.“ Beinahe wäre ihm entglitten: werden es schon früh genug *merken*. Luise könnte das erschrecken, sie wußte, wie genau sie seine Worte beachten mußte. Flink kleidete sie sich an, preßte Bert wieder an sich und küßte ihn.

„Ganz graues Haar.“ Sie ließ ihn allein. Er schaffte sich viel Wasser herbei und begann sich zu baden, so gut sich das in der kleinen Wanne für einen so großen Mann machen ließ. Eilig kam jemand die Treppe herauf. Sie kommt schon zurück, dachte Bert. Die Tür öffnete sich, erschreckt zog Frau Wolf sich zurück.

„Oh, das wußte ich nicht, entschuldige nur. Ich dummes Frauenzimmer, natürlich mußt du dich ordentlich waschen.“

„Komm nur rein, Mutter, was ist schon dabei“, rief Bert. Er hatte es längst verlernt, dort Scham zu zeigen, wo sie überflüssig war.

„Ja, meinst du? Dreh dich um, dann schrubbe ich dir den Rücken.“

Scheu, als beginge sie Unlauteres, kam sie zurück. Kein Wort, keinen Laut ließ sie vernehmen, doch Bert spürte, was in der alten Frau vorgehen mußte, fiel es ihm doch auf, wie behutsam sie um die breiten Narben herumwusch.

„So, siehst du wohl. Na, wir sind ja verständige Menschen.“ Das brachte sie noch heraus. Doch dann hörte Bert sie draußen schluchzen. Wieder kam sie herein.

„Ach, ich dummes Frauenzimmer, du mußt ja Wäsche haben.“ Sie brachte Wäsche, weiß und reinlich, wie Bert sie lange nicht auf dem Leib gehabt hatte.

„Luise ist genauso durcheinander wie ich. Achachach, du wirst doch Hunger haben“, schalt sie sich. Wahrheitsgemäß erklärte Bert, daß er keinen Hunger verspüre und daß er, obgleich er lange nichts gegessen hätte, gern bis zu Luises Rückkehr warte. Er schaffte das Wasser weg, brachte die Wanne an Ort und Stelle und räumte auf. Luise kam zurück, freute sich und umarmte Bert. Zwei Flaschen „Burgunder“ packte sie aus. Bert sah Hahnes steife Handschrift auf dem Etikett. „SK 1934 Tr“ stand da. Bert kannte sich in dieser Geheimschrift aus. „Burgunder“ aus ziemlich trockenen Sauerkirschen des Jahres 1934.

„Den hast du aber nicht im Konsum gekauft“, scherzte er. Luise gestand ihm, sie habe es doch nicht übers Herz gebracht, dem alten Freund Hahne die freudige Nachricht vorzuenthalten.

„Noch dazu, wo ich doch direkt an seiner Tür vorbei mußte. Er läßt recht schön grüßen und hofft, daß du nicht vergessen hast, wo er wohnt. Morgen abend erwarten sie uns.“ Bert freute sich über die Einladung.

Geschäftig, die Wangen vor Freude gerötet, machte Luise sich am Schrank und am Herd zu schaffen.

„Willst du hier oder in der Stube essen?“ fragte sie.

„Lieber hier, drüben ist es nicht so hell und warm. Die Linde müßte mal zurückgeschnitten werden.“

Bert stand am Fenster, rekelte und drehte sich. Frisch gebadet, frische Wäsche, eine saubere Manchesterhose, ohne die ein alter Haymburger einfach nicht sein konnte. Zu Haus. Ja, schön. So ist es alles tausendmal und öfter im Lager von ihm erträumt worden. Ja, Bert, hattest du das alles so erträumt, wie es nun Wirklichkeit geworden ist? Er hatte kaum den Mut, sich diese Frage zu stellen, sollte er sich nun auch noch die Antwort darauf geben? Er war zu Haus – punktum. Diese Frau, das war Lieschen, ein hübsches Weib, ihm stets ergeben.

Trotz ihrer vielen Arbeit, trotz des vielen Kummers hatte sie sich so gut gehalten, daß ein Unbekannter schwerlich ihr Alter nennen konnte. Drei- undvierzig Jahre zählte sie, fünfunddreißig würde man ihr glauben. Für wen hatte sie sich so gut erhalten? Nur für ihn, für ihn, den sie unablässig anlächelte, umarmte, küßte. Zu Haus. Mit dieser glücklichen Frau unter einem Dach. Später wohl drüben in der Stube am Radio, bei einem Glas Wein. Später mit dieser Frau, mit seinem Lieschen dann . . . Eine seltsame Beklemmung machte sich in seiner Brust bemerkbar. Nicht, Bert, laß es, dem Verlangen zu folgen, der Ursache dieses Gefühls nachzuforschen, du bist zu Haus. Ich wünsche euch ein neues, besseres Glück unter diesem Dach. Wollte er das nicht auch? Hatte er nicht Anspruch darauf, nach dem, was hinter ihm lag? Wer gäbe ihm das Recht, etwas so Schönes zu zerstören, es an seiner vollen Entfaltung zu hindern? Bert stand hinter Luise und küßte ihr den Nacken. Sie erschauerte unter dieser zärtlichen Berührung. Ihren Händen entglitt, was sie hielten, sie suchte seine Hände und zog sie über ihren Leib, ihre Finger spielten mit den seinen.

„Nun will ich meine Heimkehr fortsetzen, sie vollenden, Lieschen.“ Bert ging hinüber in die Stube. Alles wollte er wiedersehen. Die Stube, Berts Käfterchen, ihr Schlafzimmer. Auch in den Stall, in den Garten, in den Schuppen wollte er gehen, alles, alles wollte er sehen und sich ganz in seine Heimkehr vertiefen.

Hastig, mit bleichem Gesicht erschien er wieder. „Wo sind meine Bücher, wo ist der Radioapparat?“ Er stieß das aus, als sei einzig Luise an diesem Verlust schuld. Den Kopf gesenkt, teilnehmend den Blick auf ihn gerichtet, sprach sie voller Mitgefühl und doch auch mit einer Stimme, als bäte sie um Entschuldigung.

„Sie haben alles weggeholt.“ Als befände er sich weit, weit weg von ihr, hörte er ihren klagend gesprochenen Bericht, und doch wieder mit einem Ton, als wolle sie für die Schänder seines Innenlebens Verzeihung erwirken.

„Alles, jedes kleine Eckchen haben sie durchwühlt. Die Ställe, den Schuppen, den Boden. Die Holzfußböden haben sie sogar aufgerissen, nur die

Gipsböden haben sie gelassen, weil Vater ihnen gesagt hat: Seht doch die alte, abgetretene Farbe, zwanzig Jahre ist an dem Gips nichts geändert.“

„Schweine! Diese Hunde!“ knirschte Bert, und Luise erschrak bis ins Mark, als er auf der Holzkiste saß und die Fäuste schüttelte.

„Diese Hunde! Bücher, ja, die fürchten sie!“

„Ich bitte dich, Bert, sei nicht so laut, du weißt nicht, wie gefährlich das ist.“ Sie drückte seinen Kopf an ihre Brust, als sei er ihr Sohn, der kleine Bert, und sie gab sich aufrichtig Mühe, ihn zu trösten.

„Aber uns, den Jungen und mich, die Eltern haben sie in Ruhe gelassen.“

Bert beruhigte sich allmählich. Er lächelte Luise an und löste sich aus ihrer Umarmung. „Ich komme gleich wieder rauf, Lieschen.“

Er ging hinunter in den Schuppen. Bert achtete nicht des frischen Hemdes, das er trug; er stemmte sich, auf dem Hackklotz stehend, mit der Schulter unter ein Scheit des Zwischenbodens. Staub, Gebröse sickerte herab – er merkte es nicht, langsam hob sich das Scheit, seine Hand fuhr in die längliche Aussparung des Trägerbalkens. Noch ein wenig reckte er sich auf, dann hatte er das Päckchen in der Hand. Erregt zog er es heraus, klemmte ein Stück Holz zwischen Balken und Scheit und wickelte das Päckchen auf dem Hackklotz aus. Seine Hände zitterten. Noch verhüllte Ölpapier, was er sehen wollte – zu seiner Genugtuung, zu seinem Erstarken, zu seiner Erbauung sehen wollte. Er nahm einen Sack, legte ihn für den Fall, daß plötzlich jemand käme, zum Verdecken bereit. Noch sicherer wollte er vorgehen. Er schlüpfte aus dem Schuppen; durch das offene Küchenfenster hörte er Luise oben hantieren.

„Lieschen! Lieschen!“ Sie erschien am Fenster, die Sonne ließ ihr blondes Haar wie einen goldenen Madonnenschein aufglänzen. „Ich komme gleich und bringe Holz mit.“

„Das brauchst du nicht, Bert, soviel verbrenne ich doch jetzt nicht. Komm wieder rauf.“ Sie bat so freundlich.

„Gleich!“ Das rief Bert schon vom Schuppen aus hinauf. Er entfernte das Ölpapier. „Kommunistische Partei Deutschlands (Sektion der Kommunistischen Internationale) Mitgliedsbuch Nr. 529 214“ stand da, als er den schwarzen Wachsumschlag des kleinen Heftes öffnete. Im Februar 1933 war von ihm der letzte Beitrag geleistet worden. Berts Hand fuhr über das kleine schwarze Heft. Ein Gelöbnis war diese Bewegung. Behutsam wickelte er das Ölpapier weiter auf. Ein winziges Päckchen, nicht größer als ein Mantelknopf, kam zum Vorschein. Sein Herz klopfte, als das Parteiabzeichen in seiner hohlen Hand lag. Nur die Ränder an den Zacken des Sterns, einst golden, hatten sich geschwärzt. Als letztes enthüllte er die FN, seine belgische Pistole 7.65. Das Magazin sprang zurück, als er auf den Knopf drückte. Obgleich das Öl verkrustet war, ließ sie sich leicht durchladen.

„Bert! Bert! Nun komm doch!“ hörte er Luise rufen.

„Sofort!“ Gewissenhaft, geradezu andächtig barg er, was ihm aus der glücklichsten Zeit seines Lebens geblieben war.

Er brachte Luise so viel Holz mit, daß es nur ordentlich geschichtet in der Kiste Platz fand. „Haben wir denn Ratten im Schuppen?“ fragte er, noch ehe er recht in der Küche war, ehe noch Luise fragen konnte, wobei er so staubig geworden war. Und ihm kam für eine Sekunde der Gedanke: Wäre es Olga, hätte ich diese alberne Lüge nicht anzuwenden brauchen. Er erzählte Luise von einer Rattensuche, die er in einer ganz anderen Ecke des Schuppens vorgenommen haben wollte, als jener, in der er zu tun hatte. „Ich glaubte, ich fände ein Nest voller Junge“, redete er drauflos, als er versuchte, im Spiegel sein Hemd zu betrachten. Luise richtete ihm Waschwasser her und brachte ihm ein frisches Hemd. Er reinigte sich von dem Staub und wußte das frische Hemd so anzuziehen, daß Luise seinen Rücken nicht sah.

Sie aßen. Luise hatte das Beste auf den Tisch gebracht, was sie aufbieten konnte. Nur Bier zu kaufen, das hatte sich erübrigt, weil der gute, alte Hahne so fürsorglich dachte und handelte. Bert hob das Glas, stieß mit Luise an. Sie saß im Sonnenschein, ihr Haar glänzte wie Gold, und der Wein im Glas funkelte wie Rubin. Ihm fiel ein, daß sie bei seiner Ankunft ohne Kleidung im Schein der sinkenden Sonne gestanden hatte, und jetzt, als der Wein über seine Zunge lief und augenblicklich in jeder Ader spürbar war, jetzt sah er dieses Bild viel lebhafter, und er freute sich. Zahllos waren die Fragen, die er zu stellen hatte. Unendlich war sein Verlangen, vom Sohn zu hören, der nun seine Pflichtzeit im Arbeitsdienst ableistete.

„Hast du alle seine Briefe aufgehoben?“

Luise lächelte. „Jeden – von ihm und von dir.“ Bert nahm sich vor, sie alle, seine eigenen und die vom Sohn, zu lesen. Da standen die schönen Speisen auf dem Tisch und wurden und wurden nicht weniger. Nicht einmal dem Speckkäse, diesem derben Belag, den nur die Haymburger Hausfrauen richtig zuzubereiten verstanden und den Bert stets so gern aß, sprach er so zu, wie es Luise erwartet hatte.

„Und du, du ißt ja auch nicht“, entgegnete er auf ihren gutgemeinten Vorwurf.

„Vielleicht später – ich bin zu aufgeregt, die Freude ist zu groß. Dir geht es ebenso, nicht?“ Bert nickte. Als er ihr beim Abräumen half, schlug Luise vor, ein wenig zu den Eltern hinunterzugehen. Bert war einverstanden.

„Nehmen wir den Wein mit?“ Luise schüttelte den Kopf. „Vater trinkt nicht, schon lange trinkt er keinen Tropfen mehr.“ Sie stellte die Gläser auf den Küchenschrank.

„Auch du trinkst jetzt besser nicht mehr. – Nachher trinken wir zusammen noch ein bißchen.“ Fürchtete sie, daß er unter dem Einfluß des Alko-

hols unten Ungelegenheiten verursachte? Nun, sei's drum. Er hatte nur wenig mehr als ein Glas getrunken und stellte fest, daß ihm Herz und Zunge leichter waren. Das Herz würde kaum Ungemach bringen können, doch die Zunge?

Den beiden Alten war die Freude anzusehen. „Setzt euch, Kinder. Habt ihr gut gegessen?“ Der alte Wolf zog bei seinen Worten nun die grauen Brauen hoch, die ihm schier die Sicht nahmen, so stark überwucherten sie die Augen.

„Hol doch mal“, redete er mit leichtem Schubs gegen ihren Arm seine Frau an, überlegte sich's aber, sprach nicht weiter und holte selbst eine Zigarre für den Schwiegersohn. Teuer war sie gewiß nicht gewesen, doch sehr alt, gut abgelagert war sie. Bert rauchte sie mit Bedacht. Es nötigte ihm Achtung ab, daß die alten Leute keine Fragen an ihn richteten, die Überstandenes aufwühlten. Das wußte der Alte dort auf seinem Sofaplatz zu gut, daß ein gesunder, starker Mann durch Erinnerungen an erlittene Erniedrigung nur im Haß, in Vergeltungsabsichten erzählen könnte. Ruhig sollte es in seinem Haus bleiben. So ruhig, wie es früher stets gewesen war, bis der junge Unhold, der Antichrist, der Träumer und Umstürzler, Einzug gehalten hatte. Wochenlang hatten sie nach den unruhigsten Tagen, als der Schwiegersohn geholt worden war, die Betten neu stopfen müssen, die Panneele wieder befestigen, die Fußböden neu legen und Scherben fortschaffen müssen. Kein Haß, kein Vergeltenwollen durfte unter diesem Dach sein. Ruhe und Frieden sollten sein in seinem Haus. Sie konnten dort oben in ihrem Nest diese Ruhe und den Frieden genießen, wie sie, die Alten, hier unten. Mochten sie sich endlich nur noch lieben, jetzt, ehe auch ihr Alter kam. Groß genug waren die Stuben, Kinder sollten sie noch machen, ihm wär's recht. Kinderweinen, Kinderlachen, das ist Ruhe und Frieden. Enkel mochten durch das Haus tollen, die Treppe hinauf und hinunter, das gehörte zu einem ruhigen Haus.

Nichts davon äußerte er zu den jungen Leuten. Er erzählte vom Wald, von der Arbeit und von stattlichen Hirschen. Er erzählte von saftigem Berggras, das reichlich und billig gewonnen werden konnte, das sich als Heu bergen ließ. Warum sollten sie sich nicht eine Kuh halten können? Milch, Butter, Dung – Milchgeld, das Geld für das verkaufte Kalb.

„Früher hatten die Wolfväter alle eine Kuh, auch die Köhlerväter. Der Lohn war viel zu gering.“ Der alte Wolf sprach bedächtig, schob beim Sprechen seinen Kautabak zurecht und erzählte, daß der Großvater für zwei Kühe das Futter aus dem Walde auf dem Buckel herangeschleppt hatte.

„Ja, unser guter Wald läßt den Fleißigen nicht hungern.“

Was gab er eigentlich nicht? Gemächlich, gewissenhaft zählte der alte Wolf auf: Brunnenkresse, wie gesund, mit einem Butterbrot; Waldmeister,

wie erfrischend der Maitrank; Erdbeeren, Himbeeren, Heidelbeeren, Brombeeren – Saft, Marmelade, getrocknete Pilze. Geweihe. Innereien vom Wild, das man dem erfolgreichen Förster heimschaffte. Futter, viel Futter. Holz. Holz zum Bauen, Holz zum Verbrennen. Kluge, wohldurchdachte Worte. Werde ein richtiger Haymburger, mein Sohn, schätze, was dir der Wald schenkt. Das lag in den Worten. Zum Begreifen, zum Greifen sagte Wolf das, ohne es zu sagen. Bert verblüffte die Identität zwischen diesen Gedanken und der Erbsensuppe des zynischen Nazitheoretikers Feder. Aus zwei grundverschiedenen Ansatzpunkten gezogen, trafen sich hier zwei Linien – Theorie und Praxis.

Bert konnte sich vorstellen, daß dieser alte Mann – hörte oder läse er je solche Gedanken – diesem Gewäsch eines faschistischen Agitators zustimmte. Er hatte nichts anderes geäußert als das, was ihn die erzwungene, zur Gewohnheit gewordene Bescheidenheit gelehrt hatte, der andere, der Demagoge aber, der wollte mit seiner Wirtschaftstheorie erreichen, daß diese Bescheidenheit Standardtugend der Armen und Hungrigen bliebe oder wieder würde, um nicht durch berechnete, gerechtfertigte Ansprüche die Prassenden an ihrem goldenen Trog in Bedrängnis zu bringen. Diesem Alten, das könnte Bert den Herrschaften jederzeit bestätigen, dem brauchten sie den Radioapparat nicht zu stehlen. Er nutzte ihn nicht aus. Aber Bert, er würde! – Seine Genossen, seine Verbündeten, brachten für ihn, für den Kommunisten Bert Köhler Abend für Abend Nachrichten, Lieder, Hörspiele – Kultur der Zukunft. Diese Gedanken lenkten Bert ab, er hörte wohl den alten Wolf weiter vom Wald, von der Arbeit, vom Acker und vom Vieh reden, doch sein Gehirn nahm die Worte nicht an. Es beschäftigte sich mit der Tatsache, daß dort auf der Kommode ein Radioapparat stand, der ihn mit der Welt verbinden konnte. Was nützte es ihm? Nie dürfte er diese Verbindung in dieser Stube herstellen. Vergebens füllte sich der Äther um diese Stunde mit wahren Worten – Bert hörte sie nicht.

Als sie sich wieder nach oben begaben, lobte der Alte den vergnüglichen, geruhsamen Abend. Dann hob er wehevoll die Rechte über sie. „Gesegnet sei nun diese deine erste Nacht zu Haus.“

Bert brachte vor Überraschung kein Wort hervor. Nur Luise, die den Wandel des Vaters so allmählich miterlebte, daß er ihr nicht als neue Seite in des Alten Gehabe auffallen konnte, dankte gehorsam. Schon auf der Treppe dachte Bert an den Wein, der auf dem Schrank seiner wartete. Er füllte die Gläser und hob das seine Luise entgegen. Nüchtern und profan reflektierte er das Lampenlicht. Doch der Wein, er tat seine Wirkung wieder, schon als er Berts Zunge netzte. In einem Zug leerte er das Glas, nötigte auch Luise auszutrinken und schenkte aufs neue ein. Er saß auf der Holzkiste.

„Sag mal, was ist denn das für ein kleines Samtkissen, das da unten mit allen möglichen Blumen und Knöpfen über dem Radiokasten hängt?“ Nicht ganz unbefangen antwortete Luise, daß es sich um die Abzeichen der Sammlungen vom Winterhilfswerk handelte. Bert schüttelte den Kopf. Luise machte Anstalten, zu Bett zu gehen. Er sah verwundert auf, und sie lächelte, glitt wieder auf seinen Schoß und schmiegte sich an ihn. Ihre Wangen fühlten sich heiß an, das kam sicher von dem schnell getrunkenen Wein.

„Bist du müde, Lieschen?“

Sie raunte ihm ins Ohr: „Mit dir will ich zu Bett gehen – aber ich weiß gar nicht, ich habe richtig ein bißchen Angst, so wie damals, Weihnachten. Weißt du’s noch?“ Bert wußte es. Sie hatte vergessen, den neuen Gürtel, den er ihr geschenkt hatte, wieder umzutun, und später fand ihn Frau Wolf unter dem Sofa.

„Nur Angst?“ fragte er neckend. Sie schüttelte den Kopf und barg ihn schnell in seinem ergrauten Haar. Er bat sie, ihm zuvor des Sohnes Briefe zu geben.

„Ich muß sie sehen; kann ich ihn nicht sehen, will ich wenigstens seine Briefe lesen. Weißt du noch, daß er mich im Scherz oft Rabenvater geschimpft hat?“ Luise brachte die Briefe, Seite an Seite saßen sie am Tisch. Luise legte ihren Arm um seinen Nacken.

Bert las und trank ab und zu. Manchmal lachte er beim Lesen. Ein stolzes Lachen: Ganz wie der Vater.

„Wohlsein, Lieschen!“ Sie trank mit, und Bert sah ihr an, daß ihr der Wein so gut bekam wie ihm. Nun legte er die Briefe zusammen. Nicht alle. Luise glaubte, das geschähe versehentlich und wollte sie wieder einordnen.

„Nein, Lieschen, diese dürfen nicht so jedermann zugänglich sein.“

Betroffen blickte sie ihn an. Er las ganz klar in ihren Augen: Jedermann zugänglich? Kommen sie wieder?

Gelassen, ja geradezu nebensächlich meinte er: „Helme könnte mal kommen, man spricht von dem Jungen, zeigt arglos diese Briefe.“ Er hob die drei, die er aussortiert hatte, ein wenig an. „Das könnte unnützen Ärger machen.“ Noch da er sprach, schalt er sich einen elenden Stümper. Wenn sie nun fragte, wo sie aufbewahrt werden sollten? Hätte er sie doch beieinander gelassen und dann am nächsten Morgen in seinem Geheimfach im Schuppen versteckt. „Na, laß sie dabei“, riet er ihr jetzt. Noch ein Glas trank Bert, dann fühlte er sich leicht und wohl, und unbewußt piff er ein Lied. Nicht nur unbewußt, auch unbedacht! Drum höher und höher und höher, wir steigen trotz Haß und Hohn. Stop, Bert, stop! Wenn du das nicht läßt... Er wies sich selbst zurecht. Und dann faßte er Luise um und führte sie ins Schlafzimmer. Auf ihrem Nachttischchen standen zwei Berts. Einer im Sport-

jackett, der andere in der Bluse des faschistischen Arbeitsdienstes. Luise zog die Vorhänge gewissenhaft zu. Dann tat sie noch dies und das, doch nichts Notwendiges. Ihre Wangen glühten, ihre Augen glänzten. Sie schaute auf Bert, der sich nur ganz langsam entkleidete.

„Warum machst du so langsam?“

Bert lachte unbefangen.

„Warum fängst du überhaupt nicht an?“ Den wahren Grund seines Zögerns – nun, die Schwiegermutter kannte ihn bereits.

„Ich weiß nicht, Bert. Am hellen Tag in der Sonne habe ich da gestanden, und jetzt – ich mache das Licht aus, ja?“

Nichts war ihm lieber, zumindest in dieser ersten Nacht. Im Nu lag er im Bett und lauschte ihren Bewegungen. Was, was würde jetzt sein? Über alle Maßen verwunderte es Bert, daß er sich diese Frage stellte. Sie kam zu ihm. Ihr Gesicht brannte heiß. Sie umschlangen sich, und es war heimelig und schön, ganz allein in der stillen Kammer mit Luise zu sein. – Jetzt, um diese Stunde, was machten die Genossen? Flüsterten sie noch? Sicherlich hatte Fred jetzt die Diskussion über seinen Vortrag abgeschlossen, und das Flüstern verließ den Raum. Wich dem Schnarchen, dem Weinen, dem Stöhnen, dem gequälten Aufschrei der Schlafenden. Wie grau, wie unendlich grau ist das Dunkel in den Baracken. Wie schön, wie echt, diese schwarze Dunkelheit in Luises Kammer. Sie küßte ihn. Er küßte sie. – Daß sie doch den Kuno durchkriegen mögen! Er ist so schwächlich, dieser kluge, feine Genosse...

SEINE ERSTE AKTION

Anton fuhr den Nazi Kapurschat. Dessen Begeisterung flaute nur ab, wenn die Materiallieferungen ins Stocken gerieten. Dann fluchte er über verkalkte Bürokraten, die den echten Nationalsozialismus behinderten. „Wenn das der Führer wüßte . . .“ Diese Bürokraten zwangen ihn, in einem Mietwagen herumzुकutschieren, um bei befreundeten Firmen nach Resten und Überbeständen des begehrten Materials Umschau zu halten. Hatte er etwas aufgetrieben, dann siegte sein sonniges Gemüt über seine Seelenschwankungen. Dann lief sein Laden. Halbfabrikate für den Flugzeugbau hatten Zukunft wie die ganze Fliegerei. Der dicke Luftmarschall stand in der Achtung Kapurschats gleich hinter dem Führer. Hatte das Genie Göring nicht direkten Verdienst an der ständigen Vergrößerung von Kapurschat & Co.? Vergrößerung bedeutet mehr Zaster. Mit mehr Zaster konnte Kapurschat höher wetten. Sein eigentliches Leben spielte sich in Wettlokalen und auf Rennplätzen ab. Seit Jahrzehnten jagte er dem „großen Tip“ nach, hatte dabei ein Vermögen verspielt. Einmal mußte es sich auszahlen. Der Tip auf Hitler zahlte sich jetzt schon aus mit ständig höheren Quoten. Der kleine Kriegsgewinnler Kapurschat hoffte auf den großen Krieg. Millionen Tote? Die erregten ihm Herz und Hirn nicht so, wie es ein einziges Rennpferd vermochte. Herrn Kapurschats freundliche Außenhaut verdeckte ein bestialisches Innenleben.

Schon an mehreren Tankstellen hatte Anton Ansammlungen von Kraftfahrern bemerkt. Als wieder solch eine Tankstelle zu sehen war, lenkte er den Wagen kurzerhand ans Ende der wartenden Reihe.

„Was denn nun?“ fragte Kapurschat.

„Tanken“, erklärte Anton, „ich fahre schon mit Reserve.“ Er ging zum Kreis der Fahrer, die mit dem Tankwart stritten. Der wehrte gelassen ab: „Was wollt ihr von mir? Strenge Anweisung: Keinen Tropfen Benzin mehr aus dem fließenden Bestand verkaufen.“

Kapurschat hatte zugehört. „Fahren wir zur Firma. Sendler wird doch wohl 'ne stille Reserve haben.“

Auf dem Hof des Fuhrunternehmens blieb Kapurschat faul im Wagen sitzen. Froh darüber, eilte Anton ins erste Stockwerk. Sendler saß in seinem Zimmer hinter dem Büroraum. Anton trug Kapurschats Anliegen vor. „Ein-

verstanden“, sagte Sendler, „schlagen Sie 100 Prozent auf. – Ich hatte übrigens mit der Verkaufssperre gerechnet. Auch eine Vorbereitung auf den Krieg. Die Lawine rollt. Und wer ist da, der sie aufhalten kann?“

Antons Gesicht zeigte Mißfallen. „Man sollte dem sagen, wir haben nichts. Damit er endlich anfängt, über den Krieg nachzudenken.“

„Der?“ Sendler lehnte sich nachsichtig lächelnd zurück. „Der kriegt dann woanders Benzin schwarz, und wir sind einen ständigen Kunden los. Außerdem soll man sich so einen Hurra-Nazi verpflichten.“

Kapurschat fragte Anton gelassen: „Bewilligt?“

Anton nickte und tankte auf. Danach fuhren sie weiter durch die Stadt.

Am Morgen des 1. September überquerte Anton eilig jene Anlage, die von zwei sich kreuzenden Wegen in vier Teile geschnitten wurde. Auf dem gepflasterten Rondell unter dem Mast mit den grauen Schalltrichtern war es heute schwarz von Menschen, die stumm lauschten. Als Anton den ersten Satzketzen verstehen konnte, verhielt er seinen hastigen Schritt. „Darum hat der Führer... Seit heute morgen... Unsere Panzer rollen... Unsere Wehrmacht ist in Stoßkeilen... Gen Osten...“

Das war der Krieg. Gegen Polen. Würde er an der Grenze der Sowjetunion haltmachen? Langsam wandte sich Anton, ging nachdenklich weiter. Eine Gruppe kam ihm entgegen. Neben einem Amtswalter in Uniform zwei Frauen. Der Gelbbraune strahlte, verteilte freigebig Kommentare. „Wurde auch Zeit... Mußte mal so kommen... Der Führer hat...“

Anton kaufte eine Zeitung. Er brauchte nicht lange zu suchen. Auf der ersten Seite schrie es ihm entgegen: „Frecher Banditenstreich auf den Sender Gleiwitz.“ Eine plumpe Inszenierung, dachte er, wie der Reichstagsbrand.

Aufmerksamer noch als sonst beobachtete Anton die Menschen. In der U-Bahn stand eine fühlbare Atmosphäre bedrückten Schweigens. Die zur Schau gestellte Forsche einiger Uniformträger machte sie noch deutlicher.

Der Höhlersche Garagenhof bot das gewohnte Bild. Roderich Halpope, den Anton am allerwenigsten zu sehen wünschte, kam auf ihn zu. Er wischte mit einem Putzlappen an seinen öligen Händen herum und sagte grinsend: „Jetzt kriegen sie Kattun.“

„Wer – ich?“ Anton stellte sich dumm.

„Quatsch – die Polen“, sagte Halpope.

„Sie haben schon Siegesnachrichten?“ fragte Anton.

„Da brauch ich keine Nachrichten“, spreizte sich Halpope, „die gehn jetzt alle. Das Polackengesindel ist feige. Hoffentlich geht's nicht zu schnell. Ich hab mich freiwillig gemeldet.“

„Und was wird mit der Gesellenprüfung?“ fragte Anton scheinheilig teilnahmsvoll.

Halpope warf den Putzlappen verächtlich fort, entzündete sich gemächlich

eine Zigarette. „Ein paar richtige Einsätze an der Front, und die können mich hier alle mal . . .“

Anton hatte die Handbremse gelöst und wollte eben starten, als er Nitte aus einer Ecke Zeichen machen sah. Er tat, als habe er etwas vergessen, stieg aus und ging ins Büro.

Als Anton zurückkam, waren weder Halpope noch Nitte zu sehen. Kurz entschlossen fuhr er aus der Garage. Plötzlich tippte ihm jemand auf die Schulter, und aus dem Rückspiegel grinste ihn das Lausejüngengesicht Nittes an.

„Guten Morgen, Herr blinder Passagier!“ Anton freute sich und fuhr ein Stück in die nächste Seitenstraße hinein. „Was ist, Nitte?“ fragte er den Jungen, der ausstieg, sich neben ihn setzte und ihn erwartungsvoll ansah.

„Det wollte ick fragen, Toni.“

Anton fuhr sich durch die widerspenstigen Locken. „Böse sieht’s aus, mein Junge.“

Nitte spielte mit der Plombe des Feuerlöschers. „Man müßte . . .“

„Was müßte man?“

„Irgendwas. Die meisten sind ja nich scharf drauf, sich in Polen tot-schießen zu lassen. Aber kein Aas sagt was.“

„Willst du was sagen?“

Nitte zuckte traurig mit den Schultern. „Da wäre man natürlich gleich hin. Aber . . .“

„Was ließe sich denn machen, ohne daß man gleich hin ist?“

Nitte überlegte, dann sah er den Älteren an. „Du wirst schon wat wissen. Bloß du sagst nischt. Hast Angst, ick . . .“

Anton kam ein Gedanke. „Weißt du was, Nitte? Ich habe mich schon verspätet, wir treffen uns heute abend. Kannst du in HJ-Kleidung kommen?“

Nitte schaute erschrocken. „Mal sehn.“

„Es wäre nützlich.“

Sie verabredeten Zeit und Treffpunkt, dann eilte der Junge zurück zur Werkstatt.

Als Anton, die Gitschiner Straße hinunterkommend, in die Wrangelstraße einbog, verlangsamte er die Fahrt, hielt an. Vor der Wrangelkaserne stauten sich wartende Kolonnen von Zivilisten, Koffer, Rucksäcke, Pappkartons neben sich.

Anton stieg aus und mischte sich unter das Gewimmel, das auch den weiten Raum des Kasernenhofes füllte. Er schlenderte von dieser Gruppe zu jener, hörte zu, kam ins Gespräch. Es handelte sich um den Berliner Jahrgang 09, der bereits eine halbjährige Wochenendausbildung als Ersatzpolizeitruppe hinter sich hatte. Den Einberufungsbrief hatten die Männer

bereits vor längerer Zeit erhalten mit dem Befehl, sich auf entsprechende Anforderung durch das Radio sofort in den bezeichneten Kasernen zu melden. Immer mehr dieser Einberufenen kamen und vergrößerten das Durcheinander.

„Dann rennen sie mit wie die Hammel.“ Anton dachte an die bitteren Worte Jules. Was blieb dem einzelnen vorerst zu tun? Von Ausnahmen abgesehen, waren die hier alles andere als kriegsbegeistert. Ihren Zorn, aus den normalen Lebensumständen herausgerissen worden zu sein, verdeckten sie mit gespielter Wurstigkeit und mit Galgenhumor. „Ersatzpolizei wird wohl nicht in vorderster Front eingesetzt werden“, erklärte Anton ein vier-schrötiger Bauarbeiter.

„Das kaum“, antwortete Anton, „aber Strafaktionen oder ähnliches durchzuführen, ist auch nicht jedermanns Sache.“ Der andere blies nachdenklich Zigarettenrauch durch die Nase, schwieg gedankenschwer. Dann blinzelte er Anton an. „Na ja, man muß sehen.“

Anton wandte sich dem Ausgang zu. Das hier war keine nationalsozialistische Heldentruppe. Dieser Jahrgang war dreiunddreißig, beim Beginn des Spuks, aus dem Jugendalter heraus und hatte nicht mehr mit HJ-Romantik vergiftet werden können.

Als Anton ins Büro trat, trompetete Rita: „Sie sollen gleich zum Chef kommen!“

Sendler erhob sich erfreut. „Menschenskind, Born, Sie haben mir einen Schreck eingejagt. Ich dachte schon, daß man Sie in Anbetracht der Lage . . .“

„Bin in Anbetracht der Lage lediglich aufgehalten worden“, unterbrach Anton, angenehm berührt von der Anteilnahme. Er berichtete von seinen Beobachtungen, und Sendler ergänzte sie mit ähnlichen Erlebnissen. „Aber das hat leider wenig zu bedeuten“, sagte Sendler. „Wenn die ersten Siegesmeldungen kommen, stellt sich die nötige Begeisterung schon ein. Und die werden nicht auf sich warten lassen, denn Polen ist kein ernsthafter Gegner für die Wehrmacht.“ –

Seine Fahrt zum Kunden unterbrechend, kaufte Anton in einem kleinen Schreibwarenladen buntes Klebepapier.

Antons heutiger Kunde, Herr Schwedler, war von Sendler schon mehrmals getröstet worden. Er wollte nach Magdeburg und noch abends wieder zu Haus sein. Das spinöse Männchen jammerte: „Mein Gott, jetzt kommen Sie erst, ganz früh sollten Sie schon hier sein. Wann sind wir denn da zurück?“

Anton dachte an die Verabredung mit Nitte und schaltete schnell. „Mitten in der Nacht.“

„Herrjeses, nein aber auch, das gefällt mir gar nicht. Ob man da nicht lieber morgen früh . . .“

„Wäre bedeutend besser, Herr Schwedler“, bestärkte Anton den Kleinen, „am Tage fährt sich's nun mal sicherer. Dann könnte ich heute noch die Zündung in Ordnung bringen. Irgendwas muß an der Spule nicht stimmen.“

„Auch das noch!“ Schwedler schlug die Hände zusammen. „Nein, da fahren wir lieber... Wird mir Herr Sendler aber auch nicht berechnen, daß Sie jetzt umsonst...“

„Kennen Sie uns denn so, Herr Schwedler? Sie zahlen keinen Pfennig mehr. Ich bin also morgen früh um sieben hier, und wenn es bei Ihnen klappt, sind wir nachmittags wieder zurück.“

Erlöst atmete der sparsame Herr Schwedler auf. Er war so angetan von dem freundlichen Fahrer, daß er ihm eine Zigarette schenkte. Erlöster noch als Herr Schwedler fuhr Anton zur nächsten Telefonzelle. Sendler war nicht im Geschäft, Anton bat die Buchhalterin, Frau Riback, den Chef von der Fahrtverlegung zu unterrichten.

Etwas zu früh war Anton am Stella-Palast, dem großen Kino in der Köpenicker Straße. Gleich darauf kam Nitte in seiner reichlich engen und verwaschenen Hitlerjungen-Uniform.

„Wir gehen heute nicht ins Kino“, begrüßte Anton den Jungen, „wir werden ein bißchen spazierenfahren.“ Unterwegs steckte er Nitte Geld zu, wies auf einen Schreibwaren- und Spielzeugladen und sagte, er solle den im Schaufenster ausgepreisten Kinderdruckkasten mit Stempelkissen kaufen.

Nitte stieß einen verständnisvollen Pfiff aus, verschwand in dem Laden und kam bald darauf mit einem flachen Paket zurück.

In scharfer Fahrt fuhren sie die Köpenicker Straße hinunter, durch Trepow und über das Adlergestell hinaus nach Grünau. Bedächtig entwickelte Anton seinen Plan. Nitte war aufgeregt und begeistert. Anton machte ihn auf die möglichen Folgen aufmerksam und schärfte ihm Verhaltensweisen ein. Im Ernstfall müsse er aussagen, Anton habe ihn angestiftet, und er habe nur mitgemacht, weil alles so schön abenteuerlich gewesen sei. Nichts von ihren früheren Unterhaltungen, immer nur vom Kinobesuch erzählen. Wenn er strikt dabei bleibe, würde er wegen seines Alters mit einem blauen Auge davonkommen.

„Aber du?“ fragte Nitte mit belegter Stimme.

„Meine Lage kann sich nur verschlimmern, wenn du dich unnötig belastest. Aber sie kriegen uns nicht.“ Anton sagte es so selbstverständlich, daß seine Ruhe auch auf den Jungen überging.

Kurz hinter dem Bahnhof Grünau fuhr Anton einige hundert Meter in einen Jagenweg hinein und wendete auf einer Lichtung. Der Wagen war von der Chaussee aus nicht zu sehen, sie selbst aber hatten einen guten Überblick. Anton holte das Papier aus seinem Versteck im Kofferraum, gab Nitte eine Schere und zeigte ihm, wie groß er die einzelnen Zettel

schneiden solle. Er selbst stellte den geöffneten Druckkasten auf den Fahrersitz und begann mit der Pinzette Gummibuchstaben in die Stempelrillen zu schieben.

„Wieviel machen wir?“ fragte Nitte.

„Dreißig – für uns.“ Anton lächelte vielsagend. „Wenn es gut fluscht, machen wir mehr.“

Anton hatte drei Zeilen fertig, legte den Pappdeckel des Druckkastens auf die Knie und machte einen Probedruck. Begierig las Nitte den Text, halblaut sprechend: „Der Krieg ist da — KPD hatte recht — Hitler führt euch ins Verderben!“

Schweigend arbeiteten sie, von Zeit zu Zeit lauschend, wenn Geräusche von der Chaussee herüberklangen.

„Dreißig“, sagte Nitte und hielt frohlockend ein Bündelchen hoch, das er wie ein Päckchen Banknoten mit einem Streifen umklebt hatte.

„Weiter“, trieb Anton, denn es begann dämmerig zu werden, „noch zwei solche Bündel, dann wird das Papier alle sein.“

Der letzte Zettel war bedruckt. Anton räumte Werkzeug aus seiner Blechkiste, verstaute darin den Druckkasten und wickelte einen Putzlappen um das Schwarzblech. Unter einer Birke am Schneisenrand hob er sorgsam Moos ab, scharfte eine kleine Grube und stellte die Blechkiste hinein. Den überflüssigen Sand ließ er Nitte verstreuen und deckte selbst umsichtig das Moos wieder auf die alte Stelle. Befriedigt klopfte er sich die Hände ab und prägte sich genau den Ort ein. „Jetzt pirschst du dich zur Chaussee“, sagte er zu Nitte, „wenn von beiden Seiten niemand kommt, winkst du.“

Während sich Nitte zwischen den Bäumen zur Chaussee schlängelte, brachte Anton die Päckchen mit den Zetteln so im Wagen unter, daß sie nur von Röntgenaugen hätten gefunden werden können. Dann hockte er sich hin, um Nitte gegen den helleren Horizont besser sehen zu können. Der winkte, kurz nachdem er am Kreuzungspunkt angekommen war. Anton fuhr los, Nitte stieg zu. Bald lag der einsame Wald hinter ihnen, und der schnelle Wagen trug sie der Stadt entgegen.

Nachdem sie von der Köpenicker Straße links in das Michaelkirchviertel abgebogen waren, hielt Anton an einer Telefonzelle. „Die sind am leichtesten zu machen“, sagte er, „es fällt nicht auf, daß ein Autofahrer anhält, um zu telefonieren.“

Nitte saß zusammengekauert im Wagen und merkte nicht, wie er die Fäuste zusammengepreßt hielt. In der großen Halsschlagader hämmerte es, daß es beinahe ein Schmerz war, und er raunte sich zu: „Straße im Auge behalten, Straße im Auge...“ Dennoch starrte er wie gebannt auf den Mann, der ausgestiegen war, ruhig in die Zelle trat und – das abgeblendete Licht einschaltete. Am liebsten hätte Nitte geschrien: Nicht, Toni, nicht,

so kann man dich ja sehen! Hinter dem Mattglas sah er verschwommen, wie der Mann den Hörer abnahm, eine Weile wartete und dann sprach. Er hörte es nicht, aber er sah die Handbewegungen, die man beim Sprechen macht. Viel zu lange, viel zu lange, fieberte es in Nitte, und nun drehte er sich auf dem Sitz und schaute die Straße hinauf und hinunter. Da kamen Leute, gleich von zwei Seiten: ein Liebespaar, eng aneinandergeschmiegt, und von der anderen Seite Mann und Frau mit ihrem Töchterchen. Das quengelte, es wolle getragen werden. Der Vater tröstete, sie seien gleich zu Hause. Ein Stück weiter verschwanden sie in einem Hauseingang. Aber das Liebespaar! Daß man überhaupt so langsam gehen kann. Immer im fahlen Lichtkreis der nächsten abgeblendeten Laterne sah Nitte den Rock des Mädchens wippen, ganz leicht, ganz sacht, entsetzlich langsam. Und der Mann in der Zelle telefonierte immer noch. Jetzt hängte er den Hörer auf, drehte den Lichtschalter und schloß die Tür der Zelle. Ohne Hast stieg er in den Wagen, sie fuhren weiter.

„Schade – daß et – nich jeklappt hat“, sagte Nitte und bemerkte beschämt, wie ihm die Zähne aufeinanderschlügen.

Anton lachte jungenhaft. „Die Zelle hat ihren Zettel. Über der Tür, gleich nach dem Lichtausknipsen habe ich ihn angeklebt. Aber wenn du es nicht mal gemerkt hast, war es gut gespielt. Natürlich muß man erst mal Licht machen. Wer abends in einer dunklen Zelle herumfummelt, ist verdächtig. Dann, während man so tut, als ob man telefonierte, einen Zettel in die hohle Hand und ihn angeleckt. Wenn die eine Hand den Schalter dreht, muß die andere schon auf der richtigen Stelle sitzen und den Zettel gut andrücken. Möglichst hoch, damit ihn nicht jeder Esel abkratzen kann.“

„Vielleicht müßte man Telefonzellen doch lieber bei Tageslicht . . .“

„Die meisten werden tagsüber zu oft benutzt“, gab Anton zu bedenken.

„Haste die Leute bemerkt?“ fragte Nitte.

„Natürlich. Aber solange man sich wie ein Telefonierender benimmt, wird man kaum beachtet.“

„Ick hab trotzdem 'nen Bammel jehabt“, gestand Nitte.

Anton lachte leise. „Angst macht alles hundertmal schlimmer. Solange wir nicht aus Nervosität Fehler machen, sind alle Chancen auf unserer Seite. Wir bestimmen Zeit und Ort.“

In der Melchiorstraße hielt Anton wieder. Er schickte Nitte auf die gegenüberliegende Straßenseite und ging selbst in einen Hausflur. Dort knipste er die Treppenbeleuchtung an und studierte den stillen Portier, als suche er einen Mieter. In Wirklichkeit suchte er einen geeigneten Platz für den Zettel. Ging das Licht wieder aus, brachte er blitzschnell den Zettel an und trat auf die Straße. So verfuhr er Haus für Haus.

Er macht's echt, dachte Nitte, selbst wenn ihn einer beobachten würde,

mußte er annehmen, da weiß jemand nicht die richtige Hausnummer. Ihre getrennte Wanderung ging langsam auf die Adalbertstraße zu. Dann wurde Nitte unruhig. Der Mann, der sich dort im Hochparterre aus dem Fenster lehnte, gefiel ihm nicht. Ob Anton ihn nicht bemerkt hat? Warum sah der Mann noch immer aus dem Fenster? Es gab nichts weiter zu sehen als ein paar trübe Gaslaternen und ab und zu einen Fußgänger. Wenn Anton aus dem Haus kommt, muß ich pfeifen, dachte Nitte. Nein, das geht nicht. Das würde dem Mann bestimmt auffallen. 'rübergehen? Würde noch mehr auffallen. Nitte schlugen wieder die Zähne aufeinander. Er preßte die Kiefer zusammen. Hau ab, warnte es in ihm, Toni hat ja gesagt... Er wollte laufen, aber er konnte nicht, die Füße bewegten sich nicht. Mit weit offenen Augen starrte er nach drüben, wo jetzt der Mann vom Fenster verschwand.

Fast gleichzeitig traten die beiden Männer aus den Fluren, getrennt durch eine Hausbreite. „Hallo, Sie da!“ rief der Mann.

Gelassen wandte sich Toni nach dem Rufer um. Dann ging er auf ihn zu.

„Sagen Sie mal, was machen Sie denn hier?“

Anton überhörte die Schärfe der Frage. „Gott sei Dank, endlich eine Seele, die helfen kann. Sind Sie hier Hauswart?“

„Blockwart, wenn Sie nichts dagegen haben.“

„Wunderbar. Ich suche einen ehemaligen Arbeitskameraden, Max Dolgenscheit. Entweder hab ich die Hausnummer verdusselt, oder er ist inzwischen verzogen. Kennen Sie hier in den Häusern einen Dolgenscheit?“

„Nein.“

„Wirklich nicht? Man hat ja wohl nicht jeden einzelnen so genau im Kopf?“

„Dolgenscheit, den Namen müßte ich kennen. Hat nie hier gewohnt.“

Verzweifelt kratzte sich Anton den Kopf. „Deubel noch mal, und wir brauchen ihn so. Der Gefolgschaftsführer hat extra gesagt, könnte seinetwegen morgen früh schon anfangen. Ob man mal hinter der Adalbertstraße versucht? Wird mir bloß langsam zu dumm. Wissen Sie, wo das Polizeirevier ist?“

Umständlich beschrieb der Blockwart den Weg zum Polizeirevier. Freundlich bedankte sich Anton und ging sicheren Schritts davon. Der Mann sah ihm nach, bis er um die Ecke verschwunden war. Dann schaute er noch einmal links und rechts die Straße hinunter mit dem selbstsicheren Blick des kleinen Herrschers im kleinen Reich. Gemächlich wandte er sich um und verschwand im Hausflur.

Der Krampf fiel von Nitte, sein Körper war schweißnaß. Er rannte los. Schnaufend holte er Anton ein und stieß leise hervor: „Wenn der 'nen Zettel entdeckt, macht er die ganze Jugend verrückt. Woll'n wir nich lieber Schluß machen?“

„Ja, Nitte, wir machen Schluß. Man darf die Gefahr nicht herausfordern.“

Nitte schluckte, und die überstandene Spannung machte sich in heftig hervorgestoßenen Worten Luft: „Mensch, Toni, – ick bin ein – ein Scheißkerl – beinah wäre ick abjewetzt.“

Anton verbarg seine Rührung hinter Sachlichkeit. „Da hättest du nach meiner Weisung gehandelt.“

Sie liefen um den Häuserblock und stiegen in den Horch. „Ich werde dich nach Hause bringen“, sagte Anton.

Nitte wohnte in der Dirschauer Straße. Die Fahrt dahin verlief schweigend. Anton grübelte. Das war meine erste Aktion nach der Haft. Ein paar Klebezettel. Morgen werden sie abgekratzt. Und doch haben sie bis dahin Menschen gelesen: Freunde, Feinde, Gleichgültige. Mancher wird sich Gedanken machen. Woanders werden Genossen ähnlich geantwortet haben. Immer bedeutete es: Die Partei lebt! Und dann Nitte. War es recht, ihn mitzunehmen? Er hat seine Angst überwunden, die Feuertaufe bestanden. Er wird ein guter Genosse werden. –

Die Fahrt mit dem spinösen Herrn Schwedler verlief normal, am frühen Nachmittag waren sie wieder in Berlin. Anton sehnte sich danach, mit Jule zu sprechen. Was sich begab, war allein schwer zu ertragen. Wann immer sie an Menschentrauben vor Lautsprechern vorbeigekommen waren, hatten die Mienen deutlich den Gesinnungsumschwung gezeigt. Standen die Menschen gestern früh noch betroffen von der Tatsache Krieg, so wollten sie es jetzt nicht mehr wahrhaben. Wir siegen! Das war schöner als gehofft. Ein Spaziergang von wenigen Tagen, dann war das Reich fast um einhalbmal größer als vorher und alles besser als jemals. Keine Ängste mehr, daß man eventuell auch „noch drankommen“ könnte. Ehe man noch in die Kaserne mußte, würden unsere braven Jungs alles erledigt haben.

Sendler war in wenig besserer Stimmung als Anton. Er erhob sich von einer Besprechung mit Frau Riback und ging mit Anton in sein Zimmer. „Hätten Sie das vermutet?“

„Selbst diese Halb- und Dreiviertelfaschisten in der polnischen Staatsführung müssen sich Illusionen über die Brutalität der Nazikriegsführung gemacht haben“, suchte Anton nach Gründen.

„Ob die Siegesmeldungen überhaupt stimmen?“ Sendlers Niedergeschlagenheit klammerte sich an die Möglichkeit eines großen Bluffs.

Anton schüttelte langsam den Kopf. „Im Lügen waren sie nie kleinlich. Aber die Ortsangaben und alles drumherum deuten darauf hin, daß sie bis jetzt noch nirgends ernsthaft gestoppt worden sind.“

Sendler seufzte. Anton schwieg düster. Es war alles zu erklären. Aber nicht alles, was zu erklären ist, ist leicht zu ertragen. Es nützte nichts, zu jammern. Er fragte unvermittelt: „Was liegt heute noch vor?“

„Da ist ein Warenmuster nach Spandau. Ich wollte es mit dem Schnellaster mitschicken, aber wir mußten umdisponieren. Ich kann mir den Kunden nicht verärgern.“

Anton ließ sich das Päckchen geben und fuhr wieder vom Hof. Von der nächsten Telefonzelle rief er Jule an, ob er sich etwas früher frei machen könne.

Als Jule dann eine herausgeschundene halbe Stunde früher zustieg, sagte Anton, sie würden erst nach Spandau fahren, um das Päckchen abzuliefern.

„Das Flugblatt soll heute abend abgezogen werden“, berichtete Jule.

„Es ist schon nicht mehr aktuell.“

„Wir haben es aktualisiert, von der Frage des Pakts überleitend zum Polenüberfall.“

„Immerhin tröstlich.“

Jule lugte von der Seite, ob Anton es ironisch gemeint hatte.

„Wenn ich nur bestimmt wüßte, daß es heute klappt. Diese unsicheren Kantonisten. Auf die Siegesmeldungen fallen die womöglich ganz ab. Ein besserer Druckort muß her.“

„Ein paar tausend Mark müßte man haben. Solch ein größerer Kahn, Kajütkreuzer oder ähnliches, wäre die ideale illegale Druckerei.“

Jule zog die Nase kraus. „Und im Winter ist die schwimmende Druckerei geschlossen, liegt im Bootshaus und kostet Miete.“

Auch daran hatte Anton gedacht. „Wenn es nicht gerade Eiszapfen friert, kannst du öfter aufkreuzen und an dem Ding hämmern, reparieren und basteln. Dabei ließe sich ungefährdet abziehen. Dann bestimmt nicht mehr die Angst irgendwelcher Hasenherzen unsere Drucktermine.“

Jule fing Feuer. „Außerdem wollten wir Kurs nehmen auf eine zweite Druckmöglichkeit.“

Antons Gesicht leuchtete auf in seinem Jungenlachen. „Eine kleine aus Gummi habe ich schon.“ Er berichtete von den Klebezetteln, die er Jule mitgebracht habe, und umriß, in welcher Stadtgegend bereits geklebt worden sei, damit die Genossen sich völlig andere Bezirke auswählten.

Für das abgegebene Warenmuster ließ sich Anton vom Pförtner des Werkes eine Quittung geben und fuhr in Richtung Spandauer Stadtforst davon. Ein Stück waldeinwärts mußte Jule hinter das Lenkrad. Nachdem er eine Weile im Stand den Hergang des Kuppelns und Schaltens geübt hatte, erklärte er, es nun im Schlaf zu können.

„Dann fahre mal los“, erlaubte Anton.

Jule fuhr Schlangenlinien, bis er das Spiel des Lenkrades erfüllt hatte. Sein ruhiges Naturell kam ihm zustatten, er lernte ehrgeizig und verbissen.

Bei all dem Hin und Zurück, dem Stoppen und Wenden mußten sie etwas die Orientierung verloren haben, denn plötzlich fuhren sie auf löcherigem

Asphalt. Die Straße zeigte einen Knick, der schnell heran war. Anton sagte: „Gas weg!“, und Jule zog den Horch ganz ordentlich in die Kurve. In knapp fünfzig Meter Entfernung sahen sie die Hauptstraße und an der Kreuzung ein Gewimmel von Fahrzeugen. Ein Verkehrspolizist hielt ihnen die erhobene Kelle entgegen. Umkehren wäre Irrsinn gewesen. „Kuppeln – soo, auslaufen lassen – nun langsam bremsen“, mahnte Anton und half dann wenige Meter vor dem Polizisten mit der Handbremse nach. Als erster war er aus dem Wagen, in der Hoffnung, es würde in dieser Turbulenz vergessen werden, wer bei der Ankunft am Lenkrad gesessen hatte. Höflich fragte er: „Um was handelt es sich, Herr Wachtmeister?“

Hastig fragte der mit der Kelle: „Geschäfts- oder Privatwagen?“

„Firmenfahrzeug“, rief Anton lauter als nötig, denn er ahnte etwas.

Der Posten sah einen in der Nähe stehenden Polizeioffizier fragend an. Der machte eine Daumenbewegung zu einer Reihe wartender Privatwagen hin: „Da rüber!“

„Firmenfahrzeug, Herr Hauptmann!“ erinnerte Anton eindringlich.

„Der Horch ist für mich ein PKW. Quasseln Sie nicht, setzen Sie Ihren Wagen dahinter!“

Anton und Jule sahen sich an. Schulterzuckend stiegen beide ein, Anton tat wie befohlen.

Noch einige Privatwagen wurden abgefangen und ihrer Reihe zudirigiert. Ein mit Soldaten bemanntes Beiwagenkraftrad setzte sich an die Spitze des Konvois, ein zweites an sein Ende, und in einer Wolke von Staub ging es eine Straße entlang, die immer mehr Feldweg wurde.

„Die Klebezettel“, sagte Jule heiser.

„Sobald wie möglich steck ich sie dir zu, und du verdrückst dich.“

Nach zehn Minuten landeten sie auf einem riesigen Areal, das von Posten umstellt war. In der Mitte stand eine Baracke, darum gruppierten sich mit Seilen abgesteckte Felder. Im letzten wurden die eingefangenen Wagen mit Spritzpistolen auf Wehrmachtsgrau gespritzt. Im vorletzten fand die Zwangstaxierung statt, und im größten hatten die Ankommenden zu warten, bis sie an der Reihe waren.

Mit einem Blick auf die Postenkette sagte Jule: „Verdrücken ist nicht.“

„Bleib beim Wagen“, erwiderte Anton, „ich gehe schnuppern.“

Vor der Baracke war ein Durcheinander wütender Männer. Gerüchte gingen um, Flüche und Verwünschungen ertönten. Namen und Autonummern wurden aufgerufen, Kommandos schnarrten, Kradmelder kurvten rücksichtslos zwischen den Wartenden. Von keinem war Zusammenhängendes zu erfahren. Die Abgefertigten hasteten zu ihren Fahrzeugen, die Wartenden beklagten wutschnaubend ihr Pech, ausgerechnet der Autofalle in die Fänge geraten zu sein. Anton erfuhr schließlich, daß es sich um eine

Sonderaktion handele, die rings um Berlin durchgeführt werde. Auf welchem Weg sie auch ins Stadttinnere zurückgefahren wären, irgendwo an der Ausfallstraße hätte man sie gestellt. Endlich fand er an der Barackentür einen Aushang: Zum Ruhme des Großdeutschen Reichs und zwecks eines schnellen Sieges würden alle von den dazu ernannten Sonderkommissionen erfaßten Kraftfahrzeuge mit den dazugehörigen Fahrern eingezogen. Gegen die verfügten Entschädigungssätze, ermittelt durch Schätzung des jeweiligen Kommandos, sei das Rechtsmittel der Beschwerde ausgesetzt.

Zwar gab es einige Ausnahmen, wie die Freigabe eines Mindestsatzes firmengebundener Fahrzeuge oder grundsätzliche Freistellung aller Fahrzeuge von kriegswichtigen Betrieben – doch wie sollte ein kleiner Fahrer das hier nachweisen?

Dann gab es noch eine Ausnahme: Wer den bereits erhaltenen Gestellungsbefehl einer anderen Wehrmachtsstelle vorlegen konnte, wurde nicht mit seinem Fahrzeug einberufen. Einen Gestellungsbefehl besaß Anton nicht, doch er trug seine Wehrunwürdigkeitserklärung bei sich. Im Zimmer für die Aufnahme ging es zu wie in einer altpreußischen Kleiderkammer. Einwände galten nicht, alles paßte, wie es dem Herrn Major paßte, einem schwitzenden, korpulenten Rotgesicht.

Anton trat aus der Reihe forsch auf den Korpulenten zu. „Bitte Herrn Major um Rückfahrterlaubnis!“

Der sah verblüfft auf. „Sind Sie schon dran?“

„Ich bin irrtümlich . . .“

„Raus!“ brüllte der Major. „Nicht drängeln, ihr kommt alle früh genug nach Polen.“

Er hielt es für einen köstlichen Witz und lachte asthmatisch. Einige quälten sich die Grimasse eines Lachens ins Gesicht.

Anton ging zum Wagen und unterrichtete Jule. Inzwischen war man dagewesen und hatte Kraftfahrzeugnummer und Namen des Fahrers notiert.

„Das fehlte uns noch“, sinnierte Jule halblaut, „Waffentragen für den Gröfaz. Gehe mal in Gefangenschaft beim Vormarsch.“

„Wir gründen 'ne Zelle in unserer Kompanie“, versuchte Anton den Älteren aufzuheitern.

Nach über drei Stunden fuhren die ersten Wagen ihres Konvois zum Taxieren. Anton schob sich durch das Gewimmel wieder zur Baracke. Der Major war inzwischen abgelöst worden von einem blassen Bürokrantyp mit randloser Brille, einem Hauptmann. Als Anton an der Reihe war, legte er wortlos den Ausschließungsschein auf den Tisch. Der Hauptmann las flüchtig und schob ihn Anton wieder zu. Unbewegt sagte er: „Bringen Sie den Mann mit Wagen zum Sperrposten.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

Vor Anton her ging der Obergefreite zu einer aufgebockten Solomaschine und rief: „Kommen Sie zur Postenkette!“

Anton hastete zurück zu seinem Wagen und raunte Jule zu: „Schwein gehabt!“

Am Ausgang des Areals wartete der Obergefreite, der dann in wahnwitzigem Tempo vor ihnen herpreschte. An der Stelle, an der sie angehalten worden waren, lieferte er sie mit kurzer Meldung ab, und Anton durfte passieren.

In Jules Wohngegend setzte Anton ihn ab und gab ihm die Klebezettel. Sie verabredeten ein Telefonkennwort für den Fall, daß die Flugblätter gedruckt worden sein sollten.

IM LAGER

Das Zentrum der Lagerselbstverwaltung ist die Schreibstube. In ihr laufen gleichzeitig die Fäden der politischen Arbeit zusammen. Zur Schreibstube gehören die drei Lagerältesten, der Leiter des Arbeitsdienstes, der Lagerschreiber und die Läufer.

Der erste Lagerälteste ist Jonny Bodensick, ein Kommunist aus Hamburg. Er ist ein Mann von vielleicht vierzig Jahren, mittelgroß, mit schütterem blondem Haar und etwas verkniffenen Zügen, die Mundwinkel etwas herabgezogen und mit zwei tiefen Falten, die von der Nasenwurzel bis herunter in das ein wenig weiche Kinn reichen. Bei seinem schnellen Gang mit kurzen hastigen Schritten rudert er stets mit den Armen. Er erweckt immer den Eindruck großer Geschäftigkeit, spricht viel und hat nie Zeit. Er ist ein alter Lagerhase, der durch Fuhlsbüttel, Esterwegen und andere Moorklager gegangen ist. Im Lager ist er ziemlich beliebt. Seine Beliebtheit beruht zum großen Teil darauf, daß er versucht, allen Gruppen von Häftlingen gerecht zu werden und gegenüber der SS-Lagerführung ausgleichend zu wirken, immer in der ehrlichen Absicht, dadurch Repressalien vom Lager abzuwenden.

Der zweite Lagerälteste ist ein Jungkommunist aus Leipzig, Walter Bäumler, dem man seine Jugend aber kaum ansieht. Er ist hager, drahtig, mit magerem, etwas gelblichem Gesicht, lebhaft und manchmal ein wenig unbeherrscht. Er führt den Spitznamen „Oberleutnant“, der Teufel weiß, warum, wahrscheinlich wegen seiner straffen Haltung und seines zackigen Auftretens. In seiner Freizeit übt er manchmal auf einer irgendwie illegal ins Lager gekommenen Gitarre, ohne es jedoch weiter als bis zu einigen einfachen Akkorden zu bringen. Der Hauptteil seiner musikalischen Betätigung besteht darin, das Instrument zu stimmen. Sein Verhältnis zu Jonny ist meistens gespannt. Er kritisiert seinen älteren Kameraden oft heftig, wirft ihm mit Vorliebe Schlappeheit, Mangel an Mut und politischer Festigkeit vor und schießt dabei leicht und gerne übers Ziel.

Der dritte Lagerälteste, der LA III, ist ein Grüner und soll in der Häftlingsselbstverwaltung die Interessen der nichtpolitischen Häftlingsgruppen vertreten. Er ist kein ausgesprochener Ganove und Schwerverbrecher, sondern ein einfacher, ordentlicher Mensch. Er hat nur das Stehlen zu seinem

nicht ganz ungefährlichen Beruf gemacht! In dieser roten Lagerleitung spielt er nur eine bescheidene, untergeordnete Rolle, verbringt den Tag geruhsam auf der Schreibstube oder besucht hin und wieder ein von einem grünen Kapo geleitetes Innenkommando, bei dem man etwas „abkochen“ kann. Abends ist er früh auf seinem Block und lebt im Kreise seiner Zunftgenossen das Leben der „grünen Prominenz“. Er ist zufrieden damit, hin und wieder einem seiner prominenten Kameraden mit grünem oder schwarzem Winkel eine Warnung zukommen zu lassen oder eine Gefahr von ihm abwenden zu können. Das erhält sein Prestige und sichert ihm sein gehobenes Dasein. Die Masse der grünen und schwarzen Häftlinge interessiert ihn überhaupt nicht, sie sind „Muselmänner“ und selbst schuld daran, daß es ihnen schlecht geht. Er zinkt nicht und weiß immer rechtzeitig, wann er, wenn politische Diskussionen in Gang kommen, verschwinden muß.

Der Lagerschreiber ist ein kleiner, unscheinbarer Mann mit einer Brille, Rudi Kleine, ein Berliner Kommunist. Das ganze Lager kennt ihn, obwohl er nur selten aus der Schreibstube herauskommt. Er ist ein fleißiger Arbeiter. Seine Arbeit ist gleichermaßen unentbehrlich für die Lagerführung wie nutzbringend für die Lagergemeinschaft. Er führt die innere Lagerkartei, bereitet die Zählappelle und Rapportberichte vor, stellt Transportlisten zusammen und ist die Seele des ganzen bürokratischen Drum und Dran des Lagerlebens.

Albert Büchner leitet den Arbeitsdienst, stellt täglich die Arbeitskommandos mit all den vielen ständigen Veränderungen zusammen, bugsiert kranke und schwache Häftlinge in erträglichere Arbeitsstellen und läßt gefährdete Kumpel in versteckten Kommandos verschwinden. Er ist für das ganze Lager der Prellbock gegenüber einem der gefährlichsten und bösartigsten Totschläger des Lagers, dem Arbeitsdienstführer Sorge, dem „Eisernen Gustav“. Büchner ist ein schwäbischer Dickkopf und war kommunistischer Abgeordneter. Der „Eiserne“ weiß das und beschimpft ihn deshalb oft, aber er kann ihn nicht entbehren, wenn nicht der ganze Arbeitseinsatz in einem heillosen Chaos untergehen soll. Albert Büchner erträgt die Beschimpfungen gelassen, und der „Eiserne“ weiß nie, was der kleine, untersetzte Mann mit dem unbewegten Gesicht und den scheinbar neugierig dreinblickenden Augen denkt. Albert hat viele Sorgen, nicht nur um das Lager und die Kumpel, sondern auch solche persönlicher Art. Seine Frau sitzt in Ravensbrück und ist sehr gefährdet, sein Kind haben sie in ein nationalsozialistisches Waisenhaus gesteckt.

Nach dem Abendappell arbeitet die Schreibstube noch mehrere Stunden. An diesem wie an jedem andern Abend ist dies die Zeit des größten Arbeitsanfalls. Der Lagerälteste, Jonny Bodensick, ist noch nicht vom Rap-

portführer zurück. Rudi Kleine, der Lagerschreiber, bereitet seine Rapportliste für den Appell am nächsten Morgen vor, setzt die letzten Ist-Stärken ein und läßt die Spalten für die Abgänge der Nacht, die Toten- und Krankmeldungen offen. Albert Büchner stellt die Listen der Arbeitskommandos für den nächsten Tag zusammen, wobei ihm der grüne LA III zusieht, um an Hand von Merktzetteln einige Wünsche seiner Schutzbefohlenen auf Kommandoänderung anzubringen. An einem kleinen Tischchen in der Ecke sitzt Walter Bäuml, der „Oberleutnant“, und sortiert die Vorladezetteln für die politische Abteilung, die die Blockältesten immer vor dem Morgenappell abholen.

Es ist still in dem kleinen Raum. Man hört nur das Kratzen der Federn und die Essensgeräusche von Albert, der während der Arbeit seine Margarinestulle verzehrt. Hin und wieder ertönt aus der Ecke von Walter ein kurzer Kommentar zu einer Vorladung: „Ach, sieh da, der Gustl soll zur politischen Abteilung! Was ist denn da wieder los? – Aha, der Toni hat wieder 'ne Anfrage, dem seine Gestapo will's jedes Vierteljahr einmal wissen. – Rudi, die Zettel für Block 5 nimmst du nachher gleich mit auf den Block. – Quatsch, diese ganze Anfragerei!“

Niemand hört auf ihn. Er erwartet es auch nicht. Die Arbeit geht dem Ende zu. Albert addiert schon die Kommandostärken, Rudi fingert in der Kartei herum. Der grüne Lagerälteste raucht seine Zigarette und gähnt. „Wo bleibt denn Jonny? Das dauert ja heute wieder mal lange.“

Er kann nicht eher zu seinem Block gehen, bis er weiß, was es vorne gibt und ob etwas Besonderes los ist.

Endlich kommt Jonny, wirft seine Mütze auf einen Schemel und setzt sich. Er ist mißmutig, aber das ist er eigentlich immer. Die anderen arbeiten weiter. Nur der Grüne will weg.

„Was los, Jonny? Hat ja wieder lange gedauert.“

„Nichts Besonderes“, sagt Jonny, „du kannst auf den Block gehen. Keine besonderen Vorkommnisse.“

Der andere nimmt seine Mütze. An der Tür ruft ihm Jonny noch nach: „Hör mal, treibt das nicht zu toll mit dem Kartenspielen auf dem Block. Und Schnaps habt ihr auch wieder mit reingeschleppt. Ihr treibt's noch so lange, bis ihr platzt. Dann springen wieder ein paar über die Klinge.“

Der LA III hebt die Arme und will entrüstet antworten. Jonny läßt ihn gar nicht zu Worte kommen: „Quatsch nicht duslig. Ich weiß, was los ist. Und wenn ich's nicht wüßte, dann hat's mir der Campe jetzt gesagt.“

„Was, der Rapportführer?“ fragt der LA III erschrocken.

„Na, Campe ist doch wohl der Rapportführer. Also seht euch vor. Du weißt genau, wenn ihr hochgeht, dann geht ihr allein hoch. Und nun hau ab!“

Dann sind die vier Genossen allein in dem kleinen Raum. Rudi ist fertig und blinzelt durch seine Brille zu Jonny hin. Er kennt Jonny genau und weiß, daß es etwas Besonderes gegeben hat. Er muß wissen, was los war.

„Also, nun leg schon los, Jonny. Was hat's gegeben? Du hast doch nicht umsonst zwei Stunden beim Rapportführer gegessen.“

„Gesessen ist gut. Gestanden hab ich zwei Stunden mit der Mütze in der Hand und hab mir sein Gerede anhören müssen. Du weißt doch, wie Campe ist, wenn er mal nicht blau ist und das Bedürfnis hat zu reden.“

Walter Bäumler sitzt jetzt auf dem Tisch und baumelt mit den Beinen, er ist der einzige, der raucht. Rudi schließt seine Karteikästen weg und fragt dann leichthin: „Und was hat er zu reden gehabt?“

„Na, das Übliche. Keine Disziplin im Lager! Die Blockältesten greifen nicht durch. Und so weiter. Die Sache aus dem Klinkerwerk neulich ist ihm natürlich gemeldet worden, die Sache mit dem Zigeuner. Der ‚Eiserne‘ schimpft, Albert, daß du ihm nichts gemeldet hast.“

Albert hebt den Kopf von seiner Arbeit und sagt ruhig: „Was geht mich das an? Das ist Sache des Kommandoführers. Was ist nun mit dem Zigeuner?“

„Ist heute nach dem Appell in den Bunker gegangen, kriegt fünfundzwanzig auf den Arsch.“

Rudi stöbert schon wieder in seiner Kartei. Albert ist aber jetzt aufmerksam geworden. „Das ist ja nun noch kein Grund, zwei Stunden Reden zu halten. Also komm endlich zur Sache, Jonny!“

„Natürlich war das nicht alles. Daß die Häftlinge damals nicht mitgemacht haben, ist ihnen in die Nase gestiegen. Er redet von politischem Komplott und so.“

„Quatsch“, sagt Rudi, „natürlich war es richtig, daß die Genossen nicht geschlagen haben. Wenn sie prügeln wollen, dann ohne uns.“

„Na ja, einverstanden“, sagt Jonny und fährt dann zögernd, als ob er nicht wisse, wie er seine Gedanken anbringen soll, fort: „Natürlich hängt uns nun die Sache mit Max Wolbrandt an.“

„Was heißt das, die Sache hängt uns an? Was Max gemacht hat, war völlig richtig“, sagt Albert.

„Natürlich war es richtig, hab ja nichts dagegen. Aber ich hab nun die Scherereien.“

Walter schlenkert immer energischer mit den Beinen. Er hat mit wachsender Ungeduld darauf gewartet, daß er in die Unterhaltung einsteigen kann. Jetzt ist es soweit.

„Wieso hast du Scherereien, Jonny? Wenn's Scherereien gibt, haben wir sie alle. Der Campe scheint dir ja wieder richtig eingeheizt zu haben. Und du bist wieder in die Knie gegangen. Wie gewöhnlich.“

Jonny schnellst auf seinem Schemel herum. Wie immer, wenn Walter ihm einen Vorwurf macht, springt er sofort an.

„Ach so. Das mußte natürlich kommen. Soll ich vielleicht noch die große Presse haben, wenn der Campe Andeutungen macht über politische Arbeit im Lager?“

Walter antwortet ungerührt: „Mensch, das ist doch der älteste Trick. Die wissen gar nichts, und wenn sie was wüßten, würden sie es dir nicht erzählen.“

„Na gut, das nächste Mal, wenn es so was gibt, gehst du nach vorne“, sagt Jonny. Man merkt ihm seinen Ärger an.

„Mach ich, Jonny, mach ich“, antwortet Walter und steckt sich ruhig eine Zigarette an.

„Ja, und ich kann dann die Sache wieder gradebiegen. Ich hab hinterher immer die Scherereien.“

Albert wird jetzt auch warm und sagt scharf: „Nun hör endlich auf mit deinen Scherereien, Jonny. Schließlich mußt du wissen, warum du die Binde trägst.“

„Das weiß ich“, poltert Jonny und lamentiert dann weiter: „Wer hat schließlich die Verantwortung?“

„Wir alle“, ruft Walter aus dem Hintergrund, „und in erster Linie du. Aber du weißt doch, vor wem du die Verantwortung trägst. Vor der Partei.“

„Vor der Partei, ja“, sagt Jonny, und er scheint ehrlich bedrückt, daß die anderen nicht anerkennen wollen, wie er sich bemüht, die Linie der politischen Arbeit im Lager mit seiner Neigung, bei der Lagerführung nicht anzuecken, in Einklang zu bringen. Er ist wieder einmal verbittert und sagt darum schärfer, als er eigentlich will, beinahe schon gehässig: „Aber die Partei, das sind nicht die Zugänge, die keine Verantwortung tragen und im Lager herumlaufen und Propagandareden halten.“

„Propaganda gehört zur Parteiarbeit“, sagt Albert ruhig, „aber von welchen Zugängen sprichst du? Wen meinst du?“

„Na, da auf Block 45 der Jugendzirkel . . .“

„Nu halt mal die Luft an, Jonny“, kontert Walter aus seiner Ecke. „Ob die politische Arbeit dort richtig ist, darüber kann man streiten. Aber das liegt an uns, an uns allen. Und wer noch, Jonny? Welcher Zugang stänkert da nach deiner Meinung noch im Lager rum?“

Jonny sitzt erschöpft und verbittert auf seinem Schemel, hat die Hände zwischen die Knie gepreßt und verspürt überhaupt keine Lust mehr, weiterzureden. Endlich sagt er widerwillig: „Da laufen Zugänge auf den hinteren Blocks rum und erzählen den Blockältesten, wie die sich verhalten sollen.“

„Das ist gut“, tönt es aus Walters Ecke, „das solltest du eigentlich machen.“

„Was sollte ich machen?“ fragt Jonny verbittert.

„Nun, den Blockältesten erzählen, wie sie sich verhalten sollen, um anständig durchs Lager zu kommen und die Partei nicht zu diskreditieren. Weißt du, daß gestern auf Block 44 wieder 'ne Prügelei war, und der Stubenälteste mittenrang. Und der Blockälteste ist ein Genosse, und jeder weiß das. Aber du schimpfst, wenn andere Genossen sich darum kümmern.“

„Jedenfalls bin ich für das Lager verantwortlich“, sagt Jonny wieder mißmutig. „Wenn das nach vorne kommt, daß die Blockältesten unter Druck gesetzt werden, wenn sie Ordnung halten wollen, dann geht's hier aber erst rund. Na, ich werd mir die mal kaufen.“

„Tu das, Genosse Lagerältester. Manchmal kann auch ein alter Hase von einem Zugang noch was lernen.“

Albert hat eine Weile zugehört. Er ist müde. Morgen früh muß er wieder als einer der ersten zur Stelle sein. Darum drängt er jetzt: „Was wird nun mit Max Wolbrandt? Vom Klinkerwerk muß er weg, sonst läuft er eines Tages doch noch einem Banditen in die Finger und landet im Moor. Jonny, was denkst du?“

„Natürlich muß er weg vom Kommando. Aber wohin?“

Walter Bäumler ist sofort zur Stelle.

„Ins Lager. Max wäre ein guter Blockältester.“

„Blockältester?“ fragt Jonny und man hört seiner Stimme an, wie sich ihm schon wieder die Haare sträuben. „Und auf welchem Block? Es ist keiner frei.“

„Block 44“, sagt Walter sofort. „Der Hans Klinge wird sowieso nicht fertig mit dem Block und weiß das selber. Er ist froh, wenn er eine andere Funktion bekommt.“

„Unmöglich“, seufzt Jonny, „das geht nicht. Wenn ich ihn vorne vorschlage, gibt's gleich Krach!“

„Na, wenn schon“, sagt Walter leichthin, „das haben wir ja schon gehabt. Erst gibt's Krach, aber wenn sie merken, daß wir darauf bestehen, tun sie es doch. Wichtig ist jetzt nur, den Max erst mal in Sicherheit zu bringen und ihnen vorne zu zeigen, daß wir hinter ihm stehen. Dann lassen sie vorläufig die Finger von ihm.“

Jonny sträubt sich noch. Da aber Albert und Rudi den Vorschlag unterstützen, gibt er endlich nach. Er murmelt noch etwas vor sich hin, dann steht er auf, kramt noch auf seinem Tisch herum und sagt dann: „Also klar. Schluß jetzt. Rudi, du machst dann hier dicht. Walter, du läutest wohl wieder ab.“

„Klar. Soviel ich weiß, mach ich das jeden Abend.“

Sie verlassen die Schreibstube und gehen zu ihrem Block. –

Robert Hesse sitzt wieder auf der Schulbank. Die Schule ist das KZ, die Gemeinschaft der Häftlinge, das Kollektiv der Kommunisten im Lager. Sieben Jahre hat er allein gelebt, auf sich selbst angewiesen. Er hatte sich allein zurechtzufinden mit den spärlichen Nachrichten über das Leben draußen. Zu allen politischen Ereignissen hat er sich seinen eigenen Kommentar machen müssen. Nie hat er gewußt, ob dieser ganz richtig und inwieweit er falsch war. Ein einziges Mal ist es möglich gewesen, ein offizielles Parteidokument zu ihm in die Zelle zu schmuggeln. Als er es erhielt, war es fast zwei Jahre alt und, da es durch viele Hände gegangen war, so stark zerlesen und abgegriffen, daß er an manchen Stellen mehr hineinlesen mußte, als er herauslesen konnte. Und doch lebte er davon lange Zeit.

Und nun ist er wieder in einer Gemeinschaft von Gleichgesinnten, von Menschen, die in seiner Sprache reden und in der Weise denken, in der er erzogen wurde. Er ist glücklich darüber. Zugleich ist er aufgeschreckt. Die Partei, seine Partei, deren Widerspiegelung die Gruppe kommunistischer Häftlinge im Lager sein muß, das ist hier nicht jene einheitlich kämpfende, in ihren Meinungen und Gedanken undifferenzierte Kampfgemeinschaft, an die er sieben Jahre unablässig gedacht hat. Sie entspricht in vielem nicht dem Bild, das er sich in der langen Zeit der Abgeschlossenheit ausgemalt hat, an dem er mit all seinen Gedanken und Empfindungen hängt, von dem er sich nur schwer und nur in einem schmerzhaften Prozeß trennen kann.

Die Grundlinie des Bildes freilich ist richtig. Die Partei, seine Partei, ist die einzige große organisierte politische Kraft, die den Kampf um den unterirdischen Widerstand gegen das faschistische Regime führt.

Unzählige ihrer besten Führer sind ermordet oder in die Verbannung getrieben worden. Zehntausende ihrer Funktionäre und Mitglieder sitzen in Zuchthäusern und Konzentrationslagern. Dennoch ist die Partei nicht tot. Sie kämpft in den Hitlerschen Kerkern. Sie wirkt draußen, wenn auch in tiefster Illegalität und unter vielen schmerzlichen Opfern unter den Massen des Volkes. Es ist eine Armee von Einzelkämpfern und Partisanengruppen, die Kaderarmee der sozialistischen Zukunft.

Gewiß, nicht jeder, der früher einmal der Partei angehörte, ist heute ein aktiver Mann des illegalen Widerstandes. Mancher ist schwach geworden, ist der Folter oder dem Massenwahn erlegen. Dennoch lebt die Partei, kraftvoll und von den Nazis gefürchtet. An ihrer Seite kämpfen die Besten aus den Reihen sozialdemokratischer Arbeiter und Funktionäre. Die alte Sehnsucht nach der Einheitsfront der Arbeiter ist im Kampf gegen den Faschismus unter blutigen Opfern zur Realität geworden.

Robert ist glücklich, wieder in und mit der Partei leben, in ihr wirken, ihre Luft atmen zu können. Aber er ist zugleich schmerzlich berührt, daß sie nicht dem idealen Bilde entspricht, das er sich von ihr im erzwungenen

Abstand aufgerichtet und so sorgsam bewahrt hat. Die Kommunisten leben über das ganze Lager verteilt, in allen Blocks, in allen Arbeitskommandos. Sie treffen sich zu Gesprächen, wie es der Zufall will, sprechen und handeln, wie jeder es für richtig hält und wie es ihm seine eigene Einsicht gebietet.

Jeder Schritt zu einer festeren Bindung birgt viele Gefahren in sich.

Der Gegner hat sicher zahllose Spitzel und Helfer selbst unter den Häftlingen. Entdeckung einer illegalen Organisation aber kann Tod und Vernichtung der Besten bedeuten.

Und doch kann die Partei im Lager nicht ohne Organisation sein. Ihr Fehlen macht eine einheitliche Willensbildung unmöglich, zersplittert die Kraft der Kommunisten und weckt und nährt Mißtrauen auch unter ihnen.

Robert ist besorgt und beunruhigt. Er läuft in freien Stunden, nach dem Abendappell oder an Sonntagen, auf allen Blocks herum, wochenlang, monatelang. Er diskutiert mit allen Genossen, die er von früher kennt, und er schließt neue Bekanntschaften. Einer von den Alten, Max Wolbrandt, ist jetzt Blockältester auf Block 44, ein anderer ist sein Blockältester, Christoph Kohlmeier, den sie früher schon in der Parteiarbeit „Columbus“ nannten. Diese beiden und noch einige andere Kumpel bilden die illegale Parteileitung. Nur wenige Genossen kennen die Zusammensetzung der Leitung und wissen, wie sie arbeitet.

Columbus ist ein älterer Mann, ein Hüttenarbeiter aus Dortmund, der schon wegen seiner Teilnahme am Kampf der Roten Ruhrarmee einige Jahre im Zuchthaus saß. Er ist einer der ältesten Konzentrationäre und wird von allen Häftlingen geachtet. Selbst manche SS-Leute haben Respekt vor ihm. Er ist ein breitschultriger, massiger Mann und geht etwas vornübergebeugt, hat graues Stoppelhaar und buschige Augenbrauen, unter denen zwei Augen mit einem fast kindlichen Ausdruck hervorsehen.

Aber er ist gar nicht so kindlichen Gemüts; allgemein wird behauptet, er sei ein durchtriebener Fuchs.

Columbus spielt im Leben der Partei im Lager eine wichtige Rolle. Er ist nicht der politisch führende Kopf der Untergrundarbeit. Das ist eher Max Wolbrandt, der schon früher leitende politische Funktionen in der Partei bekleidete. Columbus ist Organisator, der Mann der „kleinen“ Parteiarbeit, der Herstellung von Verbindungen und ihrer konspirativen Sicherung. Er hat eine lange und harte Schule hinter sich. Nach seinen ersten Zuchthausjahren – als Funktionär der Erwerbslosenbewegung, als Betriebsrat in einem Hüttenwerk an der Ruhr, als Zellensekretär der Partei, als Organisator der Opposition in einer reformistisch geführten Gewerkschaftsgruppe – hat er einen Schatz von Erfahrungen gesammelt. In allen Kämpfen, in die ihn die Partei schickte, stand er seinen Mann; ebenso in der offe-

nen Auseinandersetzung in Saalschlachten und Straßenkämpfen wie in der illegalen Arbeit in gegnerischen Organisationen.

Er ist der Typ des zuverlässigen, listenreichen und selbständig denkenden Parteifunktionärs. Er ist Berufsrevolutionär mit allen seinen Gefühlen, Gedanken und Sinnen. Für ihn war immer das oberste Gesetz der Auftrag der Partei. Dabei war er beinahe wortkarg, er hörte lieber zu, wenn andere redeten und gab seine eigenen Gedanken nur ungern preis. Er war mehr, als er zu sein schien, und wer ihn nicht genau kannte, kam nicht leicht dahinter, welche bedeutende Rolle er bei der Organisation der Arbeit im Untergrund spielte.

Robert Hesse hat Columbus erst im Lager kennengelernt. In seinem Suchen nach Anschluß, in seinem Streben, sich nützlich zu machen, hat er, vielleicht nur aus dem Instinkt des klassenbewußten Arbeiters, den Kontakt mit dem alten Blockältesten gesucht und gefunden. Der alte Kumpel flößt ihm Vertrauen ein, Robert hängt sich an ihn, läßt ihn nicht mehr los. Er erzählt viel und stellt viele Fragen, auf die er meist nur kurze Antworten bekommt. Erst ganz allmählich lernt er den alten Kumpel näher kennen, aber es dauert lange, bis er dahinter kommt, daß Columbus eigentlich der Mann ist, der die Fäden der Konspiration in der Hand hat, daß es das Ergebnis seiner geduldigen Arbeit ist, wenn sich jetzt ganz allmählich die Organisation der Kommunisten im Lager wieder festigt.

Unmerklich bahnt sich im Lager eine Veränderung an, die nur für einen sehr aufmerksamen Beobachter erkennbar ist. Die politischen Diskussionen werden lebhafter und umfassender, immer mehr Kommunisten beteiligen sich daran, Kumpel, die sich vorher kaum zu erkennen gegeben oder in ihrem Block verkrochen haben.

In all diesen Wochen und Monaten nimmt das Leben im Lager seinen gewohnten schrecklichen und schreckenerzeugenden Gang. Der Tag verläuft in dem eisernen Rhythmus, vom Morgenappell, dem Ausrücken der Arbeitskommandos über die zehnstündige Strafarbeit zum Einrücken und zum Abendappell. Jede Woche kommt ein Transport neuer Opfer. Häftlinge leiden und sterben, hungern und verhungern, werden geprügelt und erschlagen.

Es kommen immer mehr ausländische Häftlinge ins Lager: Franzosen und Holländer, Dänen und Norweger. Auf allen Blocks liegen schon mehr Ausländer als Deutsche. Damit erhält die politische Arbeit der Kommunisten eine noch größere Bedeutung.

In jedem Block gibt es Kommunisten, die regelmäßig zusammenkommen und ihre Meinung über politische Fragen und Ereignisse des Lagerlebens austauschen. Bald zieht sich über das ganze Lager ein Netz von kleinen Gruppen und Zirkeln, das in seinem ganzen Umfang nur wenigen bekannt ist.

Mit der wachsenden Organisiertheit kehrt auch wieder Parteidisziplin ein. Schon ist es möglich, zu bestimmten Fragen die Meinung der Genossen zu ermitteln und durchzusetzen.

Ein ganzes Jahr lang, solange der Partei das Rückgrat der Organisation fehlte, war das nicht der Fall. Das Verhalten der Lagerfunktionäre richtete sich in dieser Zeit nach ihrer Einsicht und ihrem eigenen Gewissen. Das ist bei der Schwere und Verantwortlichkeit, aber auch Gefährlichkeit der Arbeit ein zu schwaches Fundament. Jonny ist ein kluger und geschickter Taktiker, aber er ist ein Mann der Anpassung und des Ausgleichs – beinahe um jeden Preis. Er glaubt, seine Hauptaufgabe, das Lager gegen den Feind, der in der Kommandantur sitzt, abzuschirmen, nur dann lösen zu können, wenn er allein, jeweils nach der Gunst des Augenblicks, entscheiden kann. Ihn stört es daher, daß immer öfter Sprecher der Kumpel, vor allem alte Blockälteste, auftreten und Forderungen stellen, denen er zwar nicht ausweichen kann, denen er aber manchmal nur widerwillig nachkommt.

Robert sitzt mit Columbus, dem Blockältesten, zusammen, der nach dem Abläuten noch seine Schreibarbeiten erledigt. Robert macht sich abends, wenn alles zu Bett ist, immer noch etwas nützlich, damit er dann noch bei dem alten Kumpel sein kann, auch wenn es dabei meistens nicht zu einer langen Unterhaltung kommt. Columbus spricht immer langsam und fast etwas schwerfällig. An diesem Abend ist er ein wenig redseliger als sonst. Die Unterhaltung dreht sich wieder um Jonny, den Lagerältesten.

Auch Columbus ist fast niemals mit Jonny einer Meinung, aber seine Kritik an ihm ist nachsichtiger als die, die Robert von Max Wolbrandt und anderen Freunden gewohnt ist. Er urteilt bedächtig und ist bemüht, Verständnis für die Schwierigkeiten des Lagerältesten aufzubringen und ihn immer ein klein wenig zu entschuldigen. So sagt er jetzt beim Zusammenrechnen seiner Verpflegungsliste: „Du mußt das nicht so tragisch nehmen mit Jonny. Er kann nicht anders. Er hat's nicht leicht in seiner Funktion. Und ein bißchen Angst um seinen Kopf oder auch nur um seinen Arsch hat er auch. Wer hat die nicht?“

Robert sitzt auf dem Bettrand des Blockältesten. Er wartet eine Weile, um den alten Blockältesten nicht beim Rechnen zu stören, dann antwortet er: „Er hat Angst, wie jeder andere auch, aber er hat ein bißchen viel, ein bißchen zuviel für uns. Natürlich, überleben will jeder von uns, auch ich, und du auch. Aber jeder von uns lebt doch nicht für sich allein. Das weißt du doch so gut wie ich oder noch besser.“

Columbus macht seinen Rapportzettel fertig. Das ist immer seine letzte Arbeit. Er klappt sein Heft zu und sieht Robert eine Weile nachdenklich an. Dann sagt er langsam: „Du bist schon eine ganze Weile hier, Robert, und du weißt jetzt schon einiges vom Lager. Weißt du, ich tu alles, was

die Partei verlangt. Aber was verlangt die Partei jetzt von uns? Wir wissen doch so wenig von draußen.“

Das Stichwort ist gefallen. Robert greift es auf.

„Columbus, du weißt ganz gut, was wir tun müssen. Wir sollen keinen Kumpel unnötig opfern, das ist richtig, das will auch keiner von uns. Aber das ist doch nur eins. Das ist doch nicht alles. Überleben soll doch nicht nur der einzelne, überleben soll unsere Sache. Überleben werden wir nur, wenn wir kämpfen. Die Partei muß in diesem Kampf immer vorne, muß an der Spitze sein; die Partei aber, Columbus, oder doch ein Teil von ihr, das sind wir hier, wir alle. Jeder von uns ist die Partei, und jeder ist verantwortlich für die Partei.“

Robert fängt gleich an, sich zu ereifern, aber was er sagt, ist für Columbus ja nichts Neues. Er meint darum bedächtig: „Ja, ja doch, das sind alles Binsenweisheiten. Aber wie meinst du, wie soll die Partei hier kämpfen . . .?“

Robert will sofort einfallen, aber Columbus wehrt ab. „Ich sage: Wie soll die Partei hier kämpfen, wie, hier im Lager? Wir sind hier nicht draußen, in einem Betrieb, wo man die Arbeiter mobilisieren und organisieren kann für irgendwelche Forderungen, wir sind nicht in irgendeiner Organisation, wo Arbeiter drin sind, oder in einem Wohnblock, wo man Flugblätter verteilen und den Nazis das Wasser abgraben kann. Wir stecken doch hier in einem Käfig! Die vorne kennen jeden von uns, und auf der politischen Abteilung liegt jedem sein Steckbrief. Und wir beagitieren uns hier doch nur selber.“

Robert ist ein wenig verwirrt.

Er weiß nicht sofort zu antworten. Er sieht Columbus von der Seite an und bemerkt, wie der Alte blinzelt. Aha, denkt er, du alter Fuchs, du weißt das alles besser als ich. Dann sagt er eifrig: „Und wenn wir unter uns agitieren, ist das nicht auch schon was? Du weißt doch, mancher Kumpel ist unsicher und weiß nicht recht, wie's weitergehen soll. Manche verkriechen sich oder stellen sich tot. Sie weichen Diskussionen aus, auch mit anderen, die keine Kommunisten sind. Das schadet uns und unserem Ansehen! Also muß man sie lebendig machen, damit sie was tun unter den andern.“

„Unter welchen andern?“ fragt Columbus listig.

Robert läßt sich nicht mehr täuschen und fährt darum fort: „Nun, unter den anderen Häftlingen, und den politischen vor allen Dingen, den vielen Ausländern, die noch nicht bei uns sind, aber auch unter den Grünen und Schwarzen, das sind doch auch meistens Arbeiter. Und wir sind mitten unter ihnen. Wir schufteten wie sie, wir hungern wie sie, und die SS erschlägt unsere Kumpel so wie sie. Sie gehören zu uns und wir zu ihnen.“

„Na, schön und gut. Und was soll herauskommen bei unserer Arbeit?“

„Wenn nicht mehr, dann, daß sie nicht weich werden, den Mut und die Kraft nicht verlieren. Du weißt selber, Columbus, wer hier schlappmacht und den Glauben an sich und an seine Sache verliert, der wird zum Muselmann und geht bald ein. Das ist also schon was, wenn wir ihnen, unseren schwächeren Kumpeln und den andern, etwas Kraft geben. Natürlich, mit dem eigentlichen Kampf gegen die Nazis, da weiß ich auch nicht . . .“

Er bricht ab und sieht ratlos vor sich hin. Aber nun nimmt Columbus den Faden auf. Er wird lebendig und hält sogar eine längere Rede, im Flüsterton: „Natürlich können wir hier keinen offenen Widerstand organisieren. Aber wer weiß, später vielleicht mal, wenn die Situation danach ist und wenn wir dann plötzlich stark genug sind. Und inzwischen passiert ja auch immer was. Auf den Außenkommandos kommen viele mit Zivilarbeitern zusammen. Und manchmal werden auch einige entlassen. Und draußen kriegen sie, schon weil sie aus dem KZ kommen, Verbindung mit illegalen Genossen, oder sie fangen von selber an, was zu tun. Abgesehen davon, wir können doch im Lager selbst manches tun, um das Leben für alle leichter zu machen und manches Unheil abzuwehren.“

„Siehst du“, sagt Robert, „dazu brauchen wir politischen Rückhalt im Lager. Die Lagerfunktionäre müssen sich so verhalten, wie sich das für Kommunisten gehört. Das gilt auch für Jonny.“

Columbus sieht durch das Fenster. Es regnet draußen in Strömen. Bei solchem Wetter ist das Lager ziemlich sicher vor überraschendem Besuch der SS-Schläger. Sie saufen jetzt in der Kantine oder im Führerheim oder spielen zu Hause Familienleben.

„Sauwetter“, knurrt der Blockälteste, „morgen früh ist der Appellplatz wieder ein einziger Morast.“

Columbus horcht nach dem Schlafsaal, obwohl dort nur zuverlässige politische Häftlinge liegen und kein Horcher zu befürchten ist.

Dann setzt er sich wieder, seine Stirn ist gefurcht, und er sagt leise: „Ach, der Jonny. Nun ja, er hat die wichtigste Lagerfunktion, die gefährlichste und natürlich auch die wichtigste politische Funktion, denn jeder sieht in ihm den Vertreter der Partei und beurteilt nach ihm die Partei.“

Robert erinnert sich an sein Gespräch mit Max Wolbrandt. Er fragt vorsichtig, da er nicht weiß, wie der Alte auf seine Frage reagieren wird: „Sag, Columbus, weißt du, was Jonny draußen gemacht hat? Stimmt es, daß er ein Rechter war?“

Columbus überlegt eine Weile, dann antwortet er langsam: „Nun ja, er war einer, und er wird es wohl bleiben. Er kann nichts dafür.“

Robert widerspricht sofort. „Natürlich kann er dafür. Warum stützt er sich nicht auf die Partei, auf die Gemeinschaft der Kumpel? Aber es paßt ihm doch nicht, daß im Lager politisch gearbeitet wird.“

„Nein, es paßt ihm nicht. Er möchte Ruhe im Lager. Er glaubt, daß er so am besten durchkommt und meint, daß jede politische Arbeit im Lager eine Gefahr ist. Er hält jeden für gefährlich, der politisch aktiv wird.“

Columbus sieht vor sich hin. Draußen regnet es noch immer. Vom Schlafsaal her hört man regelmäßiges Schnarchen. Dann fängt der Blockälteste wieder an: „Die Sache ist schlimmer, als sie aussieht, das mit Jonny und seinen Freunden. Die wollen uns eine ganz neue Parteilinie einreden. Das ist deshalb gefährlich, weil es jeden Tag Auswirkungen auf die Arbeit im Lager hat. Natürlich haben sie nicht recht, aber wie sollen wir es ihnen beweisen?“

Robert kennt die Auseinandersetzungen im Lager, er ist ja nun schon lange genug hier. Aber er muß die Gelegenheit nutzen, einiges zu klären, womit er sich schon eine ganze Zeit beschäftigt. Er fragt deshalb etwas unsicher: „Sag, Columbus, was weißt du eigentlich über die Beschlüsse der Partei seit 1933? Im Zuchthaus habe ich ja nichts erfahren. Aber was weißt ihr davon?“

„Einiges wissen wir schon. Die Brüsseler Konferenz war bereits 1935. Was damals beschlossen wurde, davon kennst du ja auch etwas. Von der Berner Konferenz weiß ich nur, daß die Partei zum Kampf gegen den Krieg aufruft. Und das ist es gerade, was die Rechten jetzt vermanschen. Sie wollen uns einreden, daß mit dem Vertrag vom vorigen Jahr die ganze Situation sich verändert hätte, daß es jetzt eine neue Linie der Partei gäbe.“

„Der verfluchte Pakt“, entfährt es Robert, aber als er sieht, wie Columbus die Augenbrauen zusammenzieht, beeilt er sich, fortzufahren: „Ich weiß natürlich, daß er notwendig und richtig war. Aber er hat so viele durcheinander gebracht. Darum ist es jetzt so schwer. Wenn man bloß etwas in der Hand hätte, irgendein Dokument oder meinetwegen bloß einen Satz von Stalin.“

Columbus winkt müde ab. „Hier hilft kein Stalinzitat. Hier muß jeder Kommunist mit seinem eigenen Kopf denken. Oder glaubst du, daß du die Schwankenden mit einem Stalinzitat überzeugen kannst?“

„Na, bei denen, die hinter ihnen herlaufen und ihnen allzu gerne glauben möchten, weil's für den Augenblick bequem ist, bei denen könnte es doch etwas helfen.“

„Was willst du machen? Wir haben eben keinen Kommentar. Vielleicht liefert ihn die Geschichte eines Tages.“

Robert sieht den Blockältesten überrascht an. Er glaubt zwar zu wissen, worauf der andere hinaus will, aber er will Gewißheit.

„An was denkst du, Columbus? Krieg gegen die Sowjetunion? Ja, ich glaub auch, daß es so kommt. Er ist nur aufgeschoben. Das wäre das Ende für die Nazis.“

Columbus nickt und sagt betont: „Das *wird* das Ende sein. Die Nazis sind nicht nur Verbrecher, sie sind auch noch dumm obendrein.“

„Das wäre dann der Kommentar, aber er kommt etwas zu spät, wie alle Kommentare, die die Geschichte schreibt. So lange können wir nicht warten. Wenn's dazu kommt, wird's recht brenzlich hier. Da müssen wir vorher Klarheit unter uns haben.“

Columbus will zum Ende kommen: „Na, also, schaffen wir Klarheit, reden wir mit allen. Jeden Tag, so lange es geht. Reden wir mit denen, die unsicher sind und hinter den anderen herlaufen. Mit Jonny zu reden, hat ja nicht viel Sinn, er ist stur. Du hast es ja selber probiert. Es kommt immer nur Geschwätz dabei heraus. Wenn er in der Klemme ist, dann gibt er nach, aber er ändert sich nicht.“

„Also, was müssen wir nun tun?“ fragt Robert.

„Was wir jetzt tun müssen? In die Klappe gehn. Es ist höchste Zeit. Außerdem haben wir lange genug gequatscht. Also schieß in 'n Wind.“

„Gute Nacht, Columbus.“

Robert schleicht in den Schlafsaal und an sein Bett, leise, damit er keinen der Kumpel im Schlaf stört. Fünf Minuten später ist er fest eingeschlafen.

DIE PRÜFUNG

Der Zug war überfüllt. Lutz Bäumler hatte keinen Platz mehr im Abteil gefunden. Nur einen seiner beiden Koffer konnte er noch im Gepäcknetz unterbringen, auf dem anderen hatte er sich nun im Gang des D-Zug-Wagens niedergelassen, nachdem das Hinundher der Platzsuchenden sich gelegt hatte. Der Zug war überheizt; in den engen Abteilen war es noch heißer als hier auf dem Gang. Anfangs hatte er zu lesen versucht, wurde aber immer wieder von seinen rückwärts- und vorwärtslaufenden Gedanken abgelenkt. Auch erregte Debatten, ob man da oder dort noch den Anschluß erreichen würde, nahmen ihm die Konzentration. Der Zug hatte Verspätung, es hatte in der vergangenen Nacht heftig geschneit.

Lutz schlug das Buch zu und blickte in die vorbeifliegende weite Ebene. Hügeliges Land kam nahe an die Schienen und gab nur ab und zu plötzlich den Blick frei in eine größere Weite. Alles war eingehüllt in den weißen Flockenmantel, und es schien, als wenn damit auch jeder Laut da draußen zugedeckt worden war. Vor den lärmenden Gesprächen und dem Dröhnen des Zuges wäre Lutz am liebsten in diese stille weiße Landschaft geflohen.

Jemand wollte durch den Gang; Lutz stand auf. Ein Blick auf die Uhr tröstete ihn: die Hälfte der Strecke war geschafft.

In dem Augenblick ging die Abteiltür auf. Ein großer, trotz grauer Strähnen im dunklen Haar offensichtlich noch junger Mann bot Lutz seinen Platz an.

„Das hier“, er wies auf den Koffer, „ist nichts für unsere langen Beine.“

Es half nichts, daß Bäumler sich weigerte, der andere war hartnäckig. Aber nach einer halben Stunde stand Lutz wieder auf dem Gang. Den Platz überließen sie einem älteren Mann, der auf der letzten Station zugestiegen war. Bald kam Lutz mit jenem Fremden in ein Gespräch, und dabei stellte sich heraus, daß sie das gleiche Ziel hatten: beide fuhren zum selben Lehrgang.

Und wie es immer ist, wenn man die gewohnte Umgebung mit einer unbekannten wechselt, fühlt man sich zum ersten, der einem begegnet, hineingezogen, ist der Schritt ins Neue und Unbekannte leichter.

Wolfgang Brachvogel war acht Jahre älter als Lutz Bäumler, sah aber, von den grauen Strähnen abgesehen, nicht älter aus als Lutz. Sein Gesicht

hatte eine beinahe exotische Bräune. Er war Förster. Bei Stalingrad verwundet und in Gefangenschaft geraten, hatte er nach seiner Genesung im Wolga-Don-Gebiet bei der Anlage von Waldstreifen zum Schutz gegen die austrocknenden Wüstenwinde gearbeitet. Die Arbeit an der unter schwierigen Verhältnissen angelegten Pflanzung hatte seine Liebe zum Wald geweckt.

„Ich komme vom Wald nicht mehr los“, sagte er.

Beide hatten sich von der Größe der Schule keine Vorstellung gemacht und waren nun beeindruckt, als sie davor standen. Brachvogel und Bäumler traten an das Tor. Inmitten des großen Hofes sahen sie eine winterlich vereinsamte Sportanlage. Sie war von Büschen und Beeten umrahmt, auf denen Schnee lag, aber man konnte ahnen, wie schön die Anlage im Sommer sein mochte. Rechts und links davon führten breite Asphaltstraßen an zweistöckigen Gebäuden vorbei zu einem Platz, den ein querstehendes größeres Haus nach hinten begrenzte.

Brachvogel und Bäumler hatten sich vorgenommen, darauf zu achten, daß man sie auf einem Zimmer unterbrachte. Aber bei der Aufnahme gab es eine Enttäuschung.

„Genossen, wir sind hier kein Hotel, überlegt euch das. Die Schulleitung hat sich doch nicht umsonst Gedanken gemacht, wer mit wem zusammen wohnen wird. Da geht es nicht immer nach Wunsch.“

Es war das Zimmer zweiundvierzig. Lutz war als erster dort und hatte Muße, sich den Raum anzusehen, den er für ein ganzes Jahr mit zwei anderen Genossen teilen sollte.

Ja, hier wird es sich wohnen lassen, dachte er auf den ersten Blick. Zwei große Fenster mit leuchtend bunten Vorhängen; helle, moderne Möbel: Betten, Schreibtische, breite Schränke, vier Stühle um einen Tisch, auf dem eine grobgewebte Decke lag. Selbst den Blumentopf darauf hatte man nicht vergessen.

Bäumler belegte das Bett auf der linken Seite, dazu den kleineren Schrank und den am günstigsten stehenden Schreibtisch. Dann las er die Hausordnung flüchtig durch. Bis zum Abendessen hatte er noch drei Stunden Zeit.

Erst in dem Augenblick, als er seine Anzüge in den Schrank hing, kam ihm der Spind seiner Stube auf der Napola in den Sinn. War nicht auch hier ein Internat? Wie kam es, daß er bisher nicht daran gedacht hatte? Was machte den Unterschied aus? Die Vorhänge? Das Tischtuch? Die Blume auf dem Tisch oder die gepolsterten Stühle? Eher wie zu Hause, dachte er und lächelte.

Nachdenklich betrachtete er eins der beiden Bilder, die an den Wänden hingen. Ein Sämann mit schwungvoller Gebärde auf dem gepflügten Acker,

und dahinter eine Sonne, eine Riesen Sonne. Dann sah er zum zweiten hinüber: Hüttenarbeiter im Glutlicht des Eisens. Er kannte es, wußte aber noch nicht, wer es gemalt hatte.

Zum Lehrplan der Schule gehörten Theaterbesuche, Diskussionen darüber, Lektionen über Kunst und Literatur . . . Er würde bald wissen, daß diesen Sämann ein van Gogh, die Hüttenarbeiter ein Adolph Menzel geschaffen hatte.

Lutz Bäumler hatte seine Koffer ausgepackt und war in den Waschraum gegangen. Als er zurückkam, fand er das zweite Bett belegt. Am Tisch, die Schulordnung in der Hand, wandte sich bei seinem Eintritt ein kleiner, stämmiger Mann lebhaft um und kam auf ihn zu.

„Da wär ich also der zweite vom Trio!“ Sie begrüßten einander und machten sich bekannt.

Er hieß Oswald Daube, war fünfzehn Jahre älter als Lutz, hatte ein gutes rundes Apfelf Gesicht und fast weißblondes, schütteres Haar, durch das die rosige Kopfhaut schimmerte. Das erste, was Lutz an ihm auffiel, waren die unwahrscheinlich blauen Augen. Helle Wimpern gaben ihnen etwas kindlich Fröhliches. Lutz hatte seine Bücher auf den Schreibtisch gestapelt. Jetzt überlegte er, ob er sie gleich einräumen oder sich noch etwas draußen umsehen sollte. Daube sah zum Fenster hinaus, Lutz trat hinzu. Im Hof war ein ständiges Kommen und Gehen. Wie viele mögen es sein? Man würde wohl kaum allein sein, fürchtete Lutz.

Daube stellte fest: „Scheint hier ein Männerblock zu sein. Die Frauen gehen da drüben rein. Wer wird uns da die Hosen bügeln?“ Er machte eine kummervolle Miene und hob die Schultern. Lutz lachte.

Gegenüber im Block flammten zu ebener Erde die Lampen auf.

In dem Augenblick knackte es im Lautsprecher: „Herzlich willkommen, Genossen! Die Speiseräume befinden sich rechts vom Eingang. Abendessen gibt es ab achtzehn Uhr. Es wird in zwei Schichten gegessen. Die Seminare eins bis acht essen um achtzehn, die Seminare neun bis sechzehn ab neunzehn Uhr. Die Kantine findet ihr links von den Speiseräumen. Sie hat sofort geöffnet. Dort könnt ihr auch Kaffee bekommen. Noch einmal: Willkommen!“

„Dann will ich den Kaffee mal versuchen. Kommst du mit?“ fragte Bäumler. Er hoffte aber, daß der andere ihn allein gehen ließ. Daube kramte in seiner Aktentasche und hielt Lutz einen Apfel hin.

„Nee! Daube ist furt jesunde! Hier, das ist besser. Ist bestimmt dienlicher. Kaffee macht nervös.“

Lutz nahm dankend den Apfel und legte ihn auf den Nachttisch. „Heb ich mir auf . . . zum Schlafengehen. Jetzt möchte ich lieber einen Kaffee.“

„Unvernünftige Jugend; hört nicht auf Vatern!“ rief Daube ihm nach.

Nachdenklich ging Lutz den Korridor entlang. Daube war ihm nicht sympathisch; er liebte diese laute Betriebsamkeit nicht, hatte sie nie geliebt. Er kam nicht darauf, warum er augenblicklich an Lohrmann und Köster denken mußte. Daube war weder dem einen noch dem anderen ähnlich. Doch dann wußte er, warum: „Hört nicht auf Vatern!“ Das war Kösters ewige Rede: „Laßt das mal Vatern machen!“ Daß er sich von solchen Äußerlichkeiten nicht losmachte! Er nahm sich vor, seine Voreingenommenheit zu überwinden. – Dennoch wäre er lieber mit Brachvogel zusammengeblieben.

Der dritte im Trio – um mit Daube zu sprechen –, bedeutend älter als Lutz und Daube, hieß Hermann Hungerecker. Er war schon dreißig Jahre Parteimitglied. Überaus hager für seine Größe – er war magenkrank und hatte eine fahle Gesichtsfarbe –, sah man ihm nicht an, was für Energien in ihm steckten.

Bäumler, der seinen Waschplatz neben ihm hatte, erschrak, als er seinen Rücken sah. Dort saß eine Narbe an der anderen. Lutz bemühte sich, nicht hinzusehen; da begegnete er dem Blick des anderen im Spiegel. Hungerecker tippte sich auf die linke Backe und fragte Lutz: „Wo hast du denn das her?“

Die Augen! Diese Augen! Unmöglich, sie anzulügen, dachte Lutz. Er sah in den Spiegel, sah sein Erröten. Und in den Spiegel hinein antwortete er: „Als Junge. Ein Fichtenast . . . beim Sturz.“ Dann steckte er seinen Kopf unter die Leitung. Die Scham würgte ihn. Ich hab ihn nicht belogen, dachte er und wußte doch, daß er nicht die ganze Wahrheit gesagt hatte.

Vom ersten Augenblick an hatte sich Lutz Bäumler von Hungerecker angezogen gefühlt. Als alle drei nach dem Abendbrot ihre Bücher verstauten, bemerkte er, daß Hungerecker zum Lesen eine Brille trug. Er bot ihm den Platz am Fenster an. Aber Hungerecker lehnte ab.

„Mein Platz ist mir schon recht. Am Fenster zieht's leicht, das nimmt mein Rheuma übel. Es wird ohnedies früh dunkel; wir werden zum Studium sowieso die Lampen brauchen.“

Aber die Aufmerksamkeit des Jungen hatte ihn gefreut.

Nach dem Waschen hatten sich Bäumler und Hungerecker hingelegt; nur Daube, angetan mit einem nagelneuen, aber viel zu langen Bademantel schlurfte noch hin und her. Er hätte sich so gern noch unterhalten. Da kam ihm ein Gedanke: er zeigte den Genossen die Fotos von seiner Frau und den Kindern. Drei Mädchen hatte er, rund und rosig wie der Vater. „Der Junge ist unterwegs!“ sagte er so bestimmt, daß ihn Hungerecker aufzog, ob er denn nun das Rezept kenne.

Bäumler, bemüht, mit dem anderen Kontakt zu kriegen, reichte Daube das Bild von Renate mit dem Jungen auf dem Arm. Daube trug es auch

an Hungereckers Bett. Der sah sich die Fotos nachdenklich an, dann gab er sie an Daube zurück und löschte das Licht.

„Gute Nacht, Genossen!“

Daube kam um seine Unterhaltung und war verwirrt. Er fragte: „Hast du denn keine Bilder? Hast du keine Kinder?“

„Schaut in den Spiegel!“ kam es von Hungereckers Bett. Er drehte sich zur Wand.

Lutz spürte, daß sie bei ihm wohl einen wunden Punkt berührt hatten und machte Daube ein Zeichen. Laut sagte er: „Der Genosse hat recht. Es ist Zeit zum Schlafen!“ Auch er knipste seine Lampe aus.

Schließlich war auch Daubes Lampe erloschen. Nun lagen die drei Männer, die sich gestern noch nicht gekannt hatten, aber von heute an ein Jahr lang in diesem Raum in enger Gemeinschaft leben würden, in ihren Betten – jeder mit seinen Gedanken allein. Die unbeschwertesten hatte Daube. Das lag nicht daran, daß es in seinem Leben etwa immer glatt gegangen war, aber er war kein Grübler. Daube gehörte zu den glücklichen Temperamenten, die auch noch in der schwierigsten Lage einen Witz machen konnten. Wer aufhört zu lachen – hört auf zu leben! Das war seine Devise. Heitere Vögel scheinen die beiden nicht gerade zu sein, dachte er. Bei dem alten Genossen, da kann man das noch verstehen. Der muß eine Menge durchgemacht haben. Aber der Bäumler, der ist jünger als ich. Eine hübsche Frau hat er und einen Jungen, da kann er doch lachen! Und schon waren seine Gedanken bei seiner Frau und den drei „Orgelpfeifen“, seinem „ABC“: Agnes, Brigitte und Carmen. Wie sollen wir den Jungen nennen? Dieter oder Detlef? Er ging das Alphabet durch. Bei Qu und Y wird's schwierig werden, dachte er noch schmunzelnd, da war auch er schon eingeschlafen.

Lutz Bäumler dachte ans Weinberghäuschen, an Norbert Holm. Von Schweikarts Frau hatte der damals erzählt, und ich habe ihm geantwortet: Das hat sich eine Verrückte ausgedacht! Damals! ... Malchus' Ohr ... die Narben auf dem Rücken des Genossen ... es muß auch etwas mit seinen Kindern sein ... Lutz wollte mit aller Gewalt von diesen Gedanken loskommen. Renate! Ob sie schon schlief? Wenn ich hier fertig bin, ist der Junge schon beinahe zwei Jahre alt, da läuft er schon ... vielleicht schon Ostern. Er ist ja kräftig. Solche Strampelbeine! Sicher läuft er schon mit einem Jahr ...

Bäumler sah sich in Gedanken wieder in Ribbenow. Was hatte er alles vor! Das Jahr hier würde schnell vergehen, Lahning ablösen ... aber ihn zur Seite haben ... und Haus ... und Renate! Dafür wollte er lernen!

Lutz Bäumler konnte nicht ahnen, daß es um seine Delegation auf diese Schule in der Aufnahmekommission eine erregte Diskussion gegeben hatte,

die seine Napolavergangenheit betraf. So widerspruchsvoll es scheinen mag: gerade diese, wie man meinte, rückhaltlose Ehrlichkeit Bäumlers bei der Beantwortung der Fragen räumte das letzte Hindernis auf dem Wege zur Schule fort. Es hatte Stimmen gegeben, die gegen eine Aufnahme Bäumlers gewesen waren. Andere Genossen schlugen vor, daß er sich erst in Ribbenow bei der Arbeit bewähren sollte, denn die politischen Kenntnisse, das hätte doch die Prüfung ergeben, reichten dafür.

Es war der Vorsitzende der Prüfungskommission, der ihnen entschieden widersprach.

„Wenn dieser Genosse jetzt nicht zur Schule kommt“, sagte er, „dann wird sich bei ihm ein Gedanke festhaken, der seine Arbeit hemmen wird. Habt ihr nicht bemerkt, wie er gerade auf meine Frage nach dieser Napola heftig reagierte? Er würde glauben, daß wir ihn dieser Vergangenheit wegen nicht in die Schule aufnehmen. Meint ihr denn, daß sich solch ein Gedanke günstig auf seine Entwicklung auswirkt?“

So führte die Diskussion um Bäumler zur schwerwiegenden Frage des Vertrauens. Auf die Entgegnung eines alten Genossen, daß Bäumler ein schlechter Genosse wäre, wenn ihn die Ablehnung an einer guten Arbeitsleistung hindere, fragte ihn der Vorsitzende: „Würde es dich nicht behindern, wenn du glauben müßtest, daß die Partei dir nicht vertraut?“

Und noch ein wohlüberlegter Gedanke war es, der für eine Delegation dieses jungen Genossen sprach, dessen faschistische Vergangenheit ihn wie ein Makel bedrückte – seine Haltung und seine Arbeit gaben Grund für eine solche Einschätzung. Er kam von der einzigen Genossin innerhalb der Prüfungskommission.

„Wenn hier gesagt wurde, er soll doch in Ribbenow bleiben, dafür reichten seine Kenntnisse, so muß ich widersprechen. Wir müssen auf dem Lande großartige Beispiele schaffen, auch in kultureller Hinsicht. Ein technisch und politisch gebildeter Genosse wie Bäumler – auch auf der Höhe kultureller Bildung –, das sind die Funktionäre, die wir nicht erst morgen, die wir heute schon auf dem Lande brauchen.“

Von dieser Diskussion wußte Bäumler nichts. Er war froh und erwartungsvoll, und in seinen Gedanken sah er schon die Bauernstube und die Bibliothek im Indianerhaus, herrliche Anlagen davor... Alle Pläne, die er mit Renate und den Freunden gemacht hatte, bekamen jetzt konkrete Formen. Er lauschte nach den anderen Betten hin. Daube schnarchte leise. Auch Hungerecker lag still. Ob er schlief?

Hungerecker lag wach. Er hatte sich auf den Rücken gedreht. Hast du keine Kinder? Hast du keine Bilder? Hab ich, aber keine guten. Er zerbiß ein Stöhnen.

Hermann Hungerecker war nach dem Reichstagsbrand in Haft gekommen.

Sechs Jahre lang war er von Zuchthaus zu Zuchthaus gereicht worden, begleitet von monatlich fünf Zeilen Nachricht von seiner Frau. Dann war er überraschend – und bis auf das Magenleiden mit einigermaßen heiler Haut – entlassen worden. Seine Frau arbeitete in einer Marmeladenfabrik, der Junge war bei dem Bruder seiner Frau. Dieser, ehemals Arbeiter in einer kleinen Spiegelfabrik, hatte rechtzeitig sein nationalsozialistisches Herz entdeckt, um bei der Arisierung Chef des Unternehmens zu werden. Es war eine so winzige Bude im Vergleich zu anderen Objekten, daß der ehrgeizige Glaser sie zugesprochen erhielt. Dieser „Fabrikbesitzer“ hatte keine Kinder, und wie alles Zusammenscharren nur Spaß macht, wenn man weiß, wem man es hinterläßt, hatte er, wie alle Besitzenden, einen Erbenkomplex. Außerdem ertrug es seine unfruchtbare Frau nicht, daß man Mütter von Söhnen hoch zu ehren begann. Sie wollte einen Sohn. Ein Jahr nach Hungereckers Verhaftung hatte es der Nazi erwirkt, daß seine Schwester der Adoption zustimmte. „...damit die nazionalsozialistische Erziehung eines begabten Jungen gewährleistet ist.“ Das hatte sie unterschrieben. Ihr wurde gestattet, als „Tante“ den Jungen zu besuchen, wenn sie sich daran hielt, ihm seine Herkunft zu verschweigen.

Das erste, was Hungerecker bei seiner Heimkehr wahrnahm, war das Bild des „Führers“. Danach entdeckte er auf der Kommode das des Verführten: Sein Junge in der Kleidung des Jungvolks. Er hatte nicht getobt, war nur wie versteinert auf den nächsten Stuhl gefallen. Aber die Frau hatte Angst bekommen vor seinem Gesicht. Erst leise, dann immer lauter wimmernd, hatte sie ihm immer wieder begreiflich machen wollen, daß es so für den Jungen das Beste sei. Es hatte ihn gewürgt, die Hände hatten gezuckt – stumm machen, dreinschlagen! –, aber er hatte sich mit übermenschlicher Energie dazu gezwungen, ruhig zu bleiben. Jeder Genosse in Freiheit war unersetzlich für die Partei, auch wenn er im Augenblick ausgeschaltet bleiben mußte. Er hatte sich jeden Tag polizeilich zu melden, und es war klar, daß er beobachtet wurde. Er konnte die Stadt nicht verlassen, und er forderte von der Frau, den Jungen zu holen. Sehen, nur sehen wollte er ihn. Sie kämpften drei Tage miteinander. Dann hatte er sich hinreißen lassen und gedroht: Wenn du ihn nicht holst, fahre ich zu ihm.

Da war sie in ihrer Angst gegangen und hatte ihn angezeigt. In der Angst um den Jungen und das, was sie seine Zukunft nannte, hatte sie den Mann schwer belastet. Man glaubte ihr, trotz des Widersinns ihrer Behauptungen.

Nicht nur Hungerecker, auch ein Briefträger und ein Tabakhändler wurden auf ihre Phantasieaussagen hin verhaftet. Hungerecker kam ins Konzentrationslager, nachdem man vergeblich aus ihm herauszuprügeln versucht hatte, was gar nicht in ihm war.

Immer, wenn er mit seinen Gedanken soweit war, biß er die Zähne zu-

sammen, um nicht laut zu stöhnen. Eine Frage quälte ihn: Würde ich standgehalten haben, wenn ich etwas gewußt hätte? Gewiß, sie haben mich auch im Zuchthaus geschlagen, und ich habe nichts verraten. Aber so haben sie mich dort nicht zugerichtet. Eines aber wußte er: Mit seinem zerschundenen Körper hatte er die anderen in ihrer Standhaftigkeit bestärkt. Wenn sie's wüßten, würden sie nicht fragen. Deine Wunden heilen nicht schneller, wenn sie noch einem anderen geschlagen werden. Vielleicht schlagen sie dich nicht mehr, wenn du sprichst, aber dafür behältst du eine Wunde, die nie mehr heilt. So hatte er manchem Genossen zugesprochen.

Bäumler hörte, wie Hungerecker etwas einnahm, der Löffel klirrte ans Glas. Daube schnarchte.

Im Zimmer zweiundvierzig gab es die ersten menschlichen Schwierigkeiten. Der unproblematischste der drei Genossen war ohne Zweifel Oswald Daube. Und doch war gerade er es, der die meisten Spannungen unter ihnen bewirkte. Dabei war er stets hilfsbereit und hatte einen unverwüstlichen Humor. „Laßt det man Vatern machen!“ Fehlte ein Glühbirne – Daube beschaffte sie. Hieß es: Bettwäsche wechseln – Daube machte das. Waren Literatur zu verteilen, Beiträge zu kassieren, Theaterkarten zu besorgen – Daube war immer zur Hand. Aber – sein Mundwerk stand selten still. Wenn sie beim Selbststudium saßen und Daube fiel irgend etwas ein, dann redete er drauf los. Er selbst fand seinen Gedanken sofort wieder, und es machte ihm nichts aus, wenn man an ihn eine Frage richtete. Er war es von seinen drei Kindern zu Hause gewöhnt, dauernd unterbrochen zu werden. Daube hatte eine leichte Auffassungsgabe, aber er drang nur in die wenigsten Probleme tiefer ein. Es konnte geschehen, daß ihm, während er sich mit der Frage der Profitrate beschäftigte, plötzlich eine Idee für das Schulkabarett einfel, die er unbedingt und sofort mit den anderen besprechen mußte.

Bäumler waren solche Störungen unangenehm – Hungerecker peinigten sie.

Dieser ältere, erfahrene Mann hatte keine Schwierigkeiten, die Zusammenhänge zu begreifen, aber es fiel ihm schwer, Fakten zu behalten. Er ertappte sich manchmal dabei, daß er den anderen ihre Jugend neidete, daß ihn ihre Gesundheit verbitterte, ja, daß ihn Daubes Fröhlichkeit kränkte. In solchen Augenblicken brachten ihn eine gutgemeinte Rücksichtnahme Bäumlers oder eine geschäftige Hilfeleistung Daubes fast um seine Selbstbeherrschung. Aber dann schämte er sich und war bemüht, sogar auf Daubes Quirlligkeit einzugehen.

Und doch entdeckten Hungerecker und Daube eines Tages plötzlich gleiche Interessen.

Das war an einem Sonntag im Vorfrühling. Bäumler schrieb einen Brief, und Daube las die Zeitung, während Hungerecker am Fenster lehnte und dem Treiben im Hof zusah. Dort waren Genossen dabei, den am Vortag angefahrenen Sand über die Volleyballplätze zu verteilen.

Daube legte die Zeitung zusammen, streckte sich wohligh aus und sagte: „Jetzt geht's wieder los.“

Die beiden anderen drehten sich neugierig zu ihm, und Hungerecker fragte: „Was geht los?“

Sie erwarteten eine überraschende Nachricht, so gewichtig hatte er gesprochen. Da sagte Daube: „Das Fußballspielen. Heut nachmittag ist das erste Spiel. Ich gehe hin, klar. Wer kommt mit?“

Zu Bäumlers größtem Erstaunen wurde Hungerecker plötzlich lebhaft. Zwischen ihm und Daube entspann sich bald eine heftige Debatte über Liga- und Oberligaspiele und über Aufstiegs- und Abstiegsmöglichkeiten von Fußballmannschaften. Beide waren bestens unterrichtet. Sie beschlossen nicht nur, das Eröffnungsspiel zu besuchen; sie wollten auch unter den Genossen der Schule eine Fußballmannschaft gründen.

Bäumler ließ sie allein gehen; er war mit Brachvogel verabredet. Ihr Ziel war der Wald.

Brachvogel war Gruppenkommandeur bei der Kampfgruppenausbildung der Genossen. In wenigen Tagen würde seine Gruppe eine Nachtübung durchführen, und nun war er dabei, ein bestimmtes Ziel dafür auszumachen. Er kannte sich in dem nahegelegenen Wald gut aus, weil er seine freie Zeit meistens dort verbrachte. Sie mieden die Ausflugslokale und angelegten Wege. Quer durchs Holz ging es zu einer Lichtung, die Brachvogel für seine Nachtübung ausgesucht hatte. Bäumler lernte Spuren lesen und erfuhr viel Neues über Hegearbeiten, als sie an einer Schonung vorbeikamen. Brachvogel war stehengeblieben und bröckelte ein Stück loser Rinde von einer Fichte. Er erklärte Bäumler, wo sich die Schädlinge festhielten und welche Gefahr der immer häufiger auftretende Befall für den Bestand der Wälder sei.

Als dabei ein Eichkater an ihnen vorbei den Stamm hochsauste, zuckte Lutz Bäumler zusammen. Das Tier trug noch sein ruppiges Winterfell. Aus den Zweigen hoch über ihnen blitzte es die beiden an. Brachvogel lachte über Bäumlers erschrockenes Gesicht.

„Du wärst mir ein schöner Jäger! Schreckhaft darfst du nicht sein im Wald. Kennst du ihn erst richtig, dann kannst du jedes Geräusch deuten, dann weißt du, wie er atmet.“

Er konnte nicht wissen, was in Lutz Bäumler vorging, ahnte nicht, was ihn so schreckhaft machte.

Lutz merkte, daß er wohl etwas erklären mußte. Er sagte: „Ich weiß nicht,

geht es dir auch manchmal so, daß du glaubst, eine Situation schon einmal erlebt zu haben? Du bist zum Beispiel in einer fremden Stadt, und plötzlich ist da ein Winkel, den du kennst, stehst du vor einem Haus . . .“

„Aber das ist doch ganz erklärlich“, unterbrach ihn Brachvogel. „Es gibt doch so viele bauliche Ähnlichkeiten.“

Doch Bäumler beharrte auf seinem Vergleich. „Bleiben wir bei dem Haus. Du stehst und mußt zurückspringen, weil aus dem Tor ein Radfahrer kommt. Und eben das hast du schon einmal erlebt: dieses Tor mit diesem Radfahrer! Oder du stehst mit jemandem irgendwo. Es gibt eine Pause im Gespräch, und in die Pause tropft ein Wasserhahn, oder es schreit ein Kind. Plötzlich weißt du die Antwort, die der andere geben wird, denn du hast sie schon einmal gehört, wie du eben den fallenden Wassertropfen und das schreiende Kind gehört hast. Ich kann mir das nicht erklären.“

Bäumler sah den Freund dabei nicht an, und so entgingen ihm Brachvogels besorgte Augen. Aber als er in Gedanken versunken eine Zigarette aus der Tasche holte, nahm sie ihm Brachvogel aus der Hand.

„Wir sind im Wald! Und außerdem solltest du überhaupt nicht rauchen bei deinem Nervenzustand.“

Brachvogel sah in das verdutzte Gesicht Bäumlers und versuchte, den Freund mit einem Scherz abzulenken. Aber es gelang nicht; Bäumler blieb ernst.

„Das Rauchen hab ich mir erst hier richtig angewöhnt. Du hast recht, ich sollte es lassen. Das andere vergiß. Zu anderen habe ich noch nie darüber gesprochen.“

„Na, sei nicht gleich beleidigt.“ Brachvogel bückte sich und schob das Mooskissen auseinander. „Hier müßten eigentlich Pilze stehen.“ Er zerrieb Erde zwischen den Fingern und hielt sie an die Nase, um ihren Geruch zu prüfen.

Sie waren an einem breiten Weg angelangt, der weithin sichtbar in gerader Richtung durch den Wald führte. Auf der anderen Seite stand eine Brombeerhecke.

„Das ist ja das reinste Dornröschengestrüpp, kaum durchzukommen“, sagte Brachvogel. Er hatte versucht, einen Durchgang zu finden. Nun folgten sie weiter dem Weg. „Ich gehe gern auf Tannennadeln. Auf Sand kannst du überall gehen, auf Nadeln nur im Wald.“

Sehnsüchtig dachte Lutz an den Fliens, während er mit Brachvogel auf eine Schonung zuing. Dort fanden sie Baumstümpfe, auf denen sie ausruhen konnten.

Da nahm Brachvogel das Gespräch noch einmal auf: „Ich denke immer noch an deine Erlebniswiederholung. Eines ist sicher: Das Leben wiederholt sich nie! Aber dieser Eindruck kann so entstehen: Wir nehmen im

Leben viel mehr auf, als wir bewußt registrieren, weil ein anderes, gleichzeitiges Geschehen in uns eindringt. Erlebst du nun eine ähnliche Situation – nehmen wir an, so einen Schreck wie beim Zurückspringen vor dem Fahrrad –, dann schmilzt das schon einmal Erlebte mit dem neuen zusammen und gaukelt dir eine genaue Wiederholung vor. Der Schreck kommt von außen und innen zugleich. So denke ich mir das. Sicher gibt es wissenschaftlichere Erklärungen dafür, aber auf jeden Fall ist nichts Übersinnliches im Spiele. Es ist auch möglich, daß bei irgendwelchen Störungen die Reihenfolge von Empfindung und Wahrnehmung umgekehrt verläuft – aber das wäre dann Sache der Medizin.“

Bäumler stand unruhig auf. Er hat ja recht... der Eichkater... der Schreck ist in mir, dachte er. Die Uniformen sind längst vermodert, aber in mir sitzt immer noch die Angst. Dieser tiefe Frieden des Waldes störte ihn; er konnte ihm den eigenen Frieden nicht geben.

Als sie gegen Abend in die Gaststätte „Zum Fernfahrer“ kamen, trafen sie dort Hungerecker und Daube bei einem, wie es schien, weitaus komplizierteren Gespräch an.

Hungerecker war gerade dabei, mit Hilfe einer Streichholzschachtel und ihres Inhalts Daube klarzumachen, wie wohl das zweite, aber nicht das dritte Tor hätte vermieden werden können.

Daube dagegen führte die Niederlage der einen Mannschaft auf die zu schwache Stürmerreihe zurück. Erst als Brachvogel mit seiner ganzen Ahnungslosigkeit vom Fußball einen Schuß nach dem anderen „dazwischenfunkte“, löste sich der Streit in lautes Gelächter auf.

Bald ging es sehr fröhlich zu an ihrem Tisch. Nur Bäumler mußte sich zwingen, heiter zu erscheinen. Ein harmloser Eichkater hatte genügt, um die totgeglaubte Vergangenheit in ihm zu neuem Leben zu erwecken. Er fühlte sich ausgeschlossen aus diesem Kreis, und je herzlicher sie lachten, um so beängstigender wurde seine Stimmung.

Brachvogel hatte eine lustige Jagdgeschichte erzählt. Nun gab Hungerecker manches Bravourstück aus der Zeit vor 1933 zum besten, als findige Genossen die Obrigkeit hinters Licht geführt hatten. Und immer wieder war Brachvogel bemüht, diesen stillen Bäumler in ihr Gespräch einzubeziehen. Es gelang ihm nicht. Der junge Genosse konnte mit seinen Erlebnissen nicht mithalten, und außerdem hatte er Kopfschmerzen.

Daube aber hatte nun darauf gewartet, zu Wort zu kommen. „Jetzt will ich euch mal erzählen, wie ich zu meinem EK I gekommen bin!“ sagte er.

Hungerecker wurde plötzlich ernst und winkte ab. „Verdirb uns nicht die Stimmung.“

„Versteh ich nicht“, sagte Daube gekränkt. „Seh ich aus wie 'n Siegfried?“

„Bißchen zu klein und zu fett, aber sonst beinahe“, antwortete Brachvogel mit breitem Mund. Er spielte auf die blonden Haare von Daube an.

„Ach du!“ erwiderte Daube. Dann fing er an: „Paßt auf! Mein Vater hatte eine kleine Kneipe in der Nähe von Berlin ...“

„Aha!“ nickte Hungerecker.

„Wieso ‚aha‘? Anlaufstelle, verstehst du? Die ging vierunddreißig hoch, und ich kam zu Verwandten. Dort lernte ich Konditor. So, und nun kannst du wieder ‚aha‘ sagen.“

Hungerecker sagte nichts, er sah Daube sogar an, als wollte er sagen: Erzähle nur, ich bin schon ganz gespannt.

Und Daube erzählte weiter: „Als sie dann nach mir griffen und mich an die Ostfront steckten, da gab's für mich bloß eins: Nischt wie rüber! Det hatte ich von mein' Vata. Aber gedacht und gemacht, det ist zweierlei. Da lagen wir in einem Bauernhof. Und plötzlich geht doch da die Hölle los. Det war ein Gummere, und unsere fangen an zu türmen. Ick denke, nu endlich, endlich klappt's. Ossi, denke ich, du bleibst! In dem Schuppen, wo wir lagen, stand eine alte Lokomobile, und ick hatte mir da was überlegt. Kaum war ich allein, da fingen meine Hände von allein an zu tanzen: Schrauben gelöst, raus mit die Feuerbuchse, raus mit die Röhren. In dem Stahlmantel, da kannst du den ganzen Zauber drin überstehen, dachte ich. Aber ich komme nicht ganz rein; war eine Nummer zu klein das Ding. Ich probiere einmal, zweimal, aber immer bleibt was draußen. Dabei flogen die guten Sachen nur so um mich rum. In meiner Angst habe ich dann die Beine zuerst eingesteckt und bin mit dem Hintern so weit runtergerutscht, daß ich mit dem Kopf und dem Oberkörper reinkam. So waren alle edleren Teile geschützt. Der Hintern freilich blieb draußen, den hat's dann auch tatsächlich erwischt. Das brannte wie Feuer, aber ich blieb in meinem Futteral, bis mir mein Hinterteil kalt wurde. Hat 'ne ganze Weile gedauert, bis alles ruhig war. Dann kroch ich lahm, dreckig und zerschunden raus und dachte nur noch: Wo bleiben denn die Sowjets? Ich brauche einen Sani! Es war nur eine Fleischwunde, aber ich hatte mächtig viel Blut verloren und war ganz taumelig. Ich krieche an den zerschossenen Mauerrand, und was soll ich euch sagen? Vor mir steht in voller, unversehrter Größe – ein deutscher SS-Offizier. Verfluchte Scheiße, denke ich, baue Männchen mit eisernem Gesicht und mache eine stramme Meldung: vonwegen letzter Überlebender und Stellung gehalten und so. Auf dem Weg nach hinten habe ich dann erfahren, daß der hinter uns liegende SS-Verband den Rückzug meiner Truppe abgeschnitten hatte und vorgeprescht war. Er hatte das Dorf wieder genommen. Kurze Gastrolle auf dem Rückmarsch. Zunächst war ich also hinten im Lazarett, und mein Hintern war noch nicht ausgeheilt, da hatte ich auch schon mein EK I. Sie hatten es damals eilig damit,

wegen moralischer Aufrüstung. Na ja, nach meiner Entlassung kam ich sofort wieder nach vorn. Und da ist es mir dann besser geglückt, Plenny zu werden.“

Daube hatte mit seiner Heldentat den Vogel abgeschossen. Hungerecker gestand gern, daß er schon lange nicht mehr so gelacht habe. Er spendierte eine Runde Wodka und trank sogar einen mit.

Auch Lutz hatte mitlachen müssen. Dann aber drängte er zum Aufbruch.

Es wurde trotz des Hochsommertages so dunkel, daß sie Licht machen mußten. Die Atmosphäre war nicht nur draußen gewittergeladen. Sie standen mitten in den Zwischenprüfungen, und jeder ging zum letzten Male seine Aufzeichnungen durch, schlug hier was nach, suchte auch einmal beim anderen eine Antwort, wurde angeknurr, weil er dessen Gedanken störte. Kurz: es herrschte nervöse Hochspannung. Die Seminare hatten verschiedene Prüfungszeiten, und unten auf den Volleyballplätzen reagierten sich diejenigen ihre Hochspannung ab, die es hinter sich hatten. Das ging nicht gerade leise zu.

Bäumler stand auf und schloß das Fenster. „Wenn es nur erst losgehen würde! So ein richtiger Gewitterguß verschaffte uns Ruhe zum Arbeiten.“

„Mein Jotte nee! Du mußt ja nicht allet Einsen baun. Fragt dich nachher doch keener danach. Hauptsache: bestanden!“ Daube sagte das und zerbiß krachend einen sauren Bonbon. Er hatte davon immer eine Dose am Schreibtisch stehen, lutschte sie aber nicht; das war ihm zu langweilig.

„Mußt du denn die verfluchten Dinger immer gleich zerbeißen? Mir läuft jedesmal ein Schauer über den Rücken und das Wasser im Munde zusammen“, sagte Bäumler ärgerlich.

Statt einer Antwort reichte ihm Daube die Dose. Lutz winkte ab und wollte hinausgehen. Aus Rücksicht auf Hungerecker rauchte er nur im Aufenthaltsraum. Hungerecker wußte das, und es war ihm peinlich. Noch ehe Lutz die Tür schließen konnte, rief er ihn an.

„Lutz! Rauch schon deinen verdammten Glimmstengel hier. Ich geh davon nicht kaputt, aber deine Hinundherrennerei bringt mich auf die Palme.“

„Entschuldige!“ Lutz kehrte um, steckte die Zigarette aber wieder weg.

Jetzt wurde es draußen dunkel wie in der Nacht, und mit einem dumpfen Grollen kam der Regenguß. Im Nu war der Hof wie leergefegt. Die Ballspieler gaben Ruhe. Aber nun folgte Schlag auf Schlag, und grelle Blitze jagten über den verhangenen Himmel. An Arbeit war nicht zu denken. Der Regen schlug mit Wucht an die Scheiben. Die geschlossenen Fenster hielten die Schwüle im Raum.

Hungerecker zog seine Schuhe aus und warf sich aufs Bett. „Jetzt ist mir alles egal!“

Er sah sehr schlecht aus, und Lutz sagte, um ihn zu beruhigen: „Wenn du willst, Hermann, setzen wir uns nach dem Abendbrot ins Kabinett und hören uns gegenseitig die Fragen ab. Es ist intensiver, wenn man die Fragen laut beantwortet. Willst du?“

„Ob ich will! Ich will bestehen, verstehst du? Aber ich weiß, du tust es nur meinetwegen. Du hast das gar nicht nötig. Und zu wissen, der andere braucht einen nicht, das kränkt. Mußt du verstehen.“

„Kein Grund zur Kränkung. Zugegeben, es fällt mir leichter. Aber brauchen, brauchen tu ich dich, Hermann. Du ahnst nicht, wie sehr. Ich rechne mit deiner Hilfe nach der Prüfung. Weißt du, ich hab eine Sache, da komme ich alleine nicht klar.“

Hungerecker sah ihn an. Ihm war aufgefallen, daß den Jüngeren etwas bedrückte. „Sprich dich doch aus“, sagte er.

„Nach der Prüfung, Hermann, jetzt braucht jeder seine Nerven!“

Sie hatten leise gesprochen, aber Daube drehte sich ihnen zu, und mehr beleidigt als gestört brummte er: „Und daß mir euer Palaver, euer Gutschel auf die Nerven geht, daran denkt ihr nicht.“ Er schlug sein Buch zu, dann sagte er versöhnlicher: „Erst einen anstecken mit dem Prüfungsfimmel und dann . . .“ Er wurde durch einen heftigen Donnerschlag unterbrochen. „Jetzt hat's eingeschlagen! Prüfung fällt aus, wegen Jewitter!“

Lutz war ans Fenster getreten. Er sah auf den Hof, sah, wie sich das Wasser am Abfluß staute. Irgendein Gegenstand war auf die Roste gespült worden und verhinderte den Ablauf. Man muß das entfernen, sonst überschwemmt der ganze Hof, dachte Lutz. Er setzte seine Mütze auf, zog seinen Regenmantel an und lief hinaus.

Daube sah ihn im Hof hantieren. „So ein verrückter Kerl. Anstatt zu warten, bis es aufgehört hat!“ Auch Hungerecker trat ans Fenster. Er antwortete: „Lutz hat recht, je eher man so eine Stauung beseitigt, desto leichter geht es, desto weniger Schaden gibt es. Das Wasser könnte sonst in die tieferen Räume laufen und dort alles verderben!“

Bäumlers Aktivität entsprang seiner inneren Unruhe, war eine Flucht vor seinen Gedanken. Ob es der Landsonntag, ein freiwilliger Dienst oder der Bau einer neuen Schießanlage war, immer war er dabei. Seine Bitte um Hilfe an Hungerecker war ganz impulsiv gegen seinen Willen gekommen. Und kaum war sie ausgesprochen, hatte er es auch schon bereut. Es wurde ihm erst hinterher klar, daß er sich damit festgelegt hatte. Und ausgerechnet Hungerecker gegenüber! Vor ihm schämte er sich am meisten.

Nach dem IV. Parteitag hatten sie das neue Statut diskutiert. Beim Studium verweilte Bäumlern lange bei einer Stelle. Dort hieß es: „Das Parteimitglied ist verpflichtet, aufrichtig und ehrlich gegenüber der Partei zu sein und nicht zuzulassen, daß die Wahrheit verheimlicht oder entstellt wird.

Unaufrichtigkeit eines Parteimitgliedes gegenüber der Partei ist ein ernstes Vergehen.“

Er rang sich damals zu dem festen Entschluß durch, sein Vergehen zu bekennen, aber er fühlte sich Renate gegenüber zuerst schuldig. Es betraf auch sie, ihr gegenüber mußte er sich zuerst bekennen. So verschob er es bis nach den Ferien.

Eine andere Stelle des Statuts versetzte ihn in neue Unruhe und nahm ihm den Mut. „In den Fällen, in denen ein Parteimitglied ein gerichtlich zu verfolgendes Vergehen begangen hat, wo die Partei- oder Staatsinteressen geschädigt wurden und die Schuld des Parteimitgliedes eindeutig festgestellt wurde, wird es aus der Partei ausgeschlossen. Den Ermittlungsorganen ist bei Bekanntwerden solcher Vergehen Mitteilung zu machen.“

Das erstmal dachte er daran, daß er Urkundenfälschung begangen hatte! „... wird es aus der Partei ausgeschlossen! ... wird es aus der Partei ausgeschlossen.“

Da erst begriff er den tieferen Grund seiner Angst. Jede andere Strafe hätte er in diesem Augenblick auf sich genommen, jede! In der Zeit, seit er auf der Parteischule war, hatte sich seine Bindung an die Reihen der Genossen als so stark erwiesen, daß er bei dem Gedanken, ausgeschlossen zu werden, sich beinahe körperlich verstoßen vorkam. Nein, das wollte er nicht. Seit dieser Stunde jagte er den Gedanken verzweifelt von sich. Aber jeder Blick auf Hungereckers zerschlagenen Rücken, jede Stunde im Hörsaal oder im kameradschaftlichen Gespräch im Klubraum, jedes gemeinsame Lied brachte ihm schmerzlich zum Bewußtsein, riß an seinen Nerven: Du hast dich wie ein Dieb in ihre Reihen eingeschlichen. Wie einen Dieb wird man dich behandeln.

Immer wieder suchte er den Beschluß, wonach die von sowjetischen Militärgerichten in Deutschland Verurteilten vorfristig entlassen worden waren. Damals hatte er die Nachricht gelesen, aber damals hatte sie noch keine Reaktion bei ihm hinterlassen. Jetzt, wo er sich wie ein Ertrinkender vorkam, griff er danach. Lohrmann war ihm eingefallen. Sie hatten ihn damals als einzigen gegriffen und verurteilt.

Er hat seine Strafe abgebußt, dachte Bäumler voller Bitterkeit; er ist frei, kann neu anfangen, kann leben! Und ich? Alles steht mir noch bevor!

Nun war auch Bäumlers Seminar zur Prüfung an der Reihe. Lutz war erfolgreich gewesen; er hatte in allen Fächern mit guten und sehr guten Noten bestanden. Aber jetzt war er wie ausgepumpt. Er schleppte sich mühsam aus dem Prüfungszimmer direkt in die Kantine. Hier feierten die ersten „Bestandenen“ bereits. Brachvogel saß mit zwei Genossinnen seines Seminars und Daube an einem Tisch. Daube war schon wieder mitten in

der Praxis. Er bemühte sich, die beiden Frauen für die Mitwirkung im Schulkabarett zu gewinnen, hatte aber eine ungünstige Stunde dafür gewählt. Die eine, glücklich darüber, ihre Prüfung hinter sich zu haben, legte es mit ausgelassener Fröhlichkeit darauf an, Brachvogel zu verwirren. Er gefiel ihr. Die andere konnte nicht damit fertig werden, daß sie in der Philosophieprüfung trotz hilfreicher Hinweise versagt hatte. Genügend, das sage schon das Wort, wäre eben genügend, mehr brauche man nicht, meinte Daube. Aber die Genossin wollte sich damit nicht zufriedengeben. Schließlich ließ sie sich doch von der allgemeinen Heiterkeit anstecken. Es war die Zwischenprüfung, und bis zum Abschluß würde sie bestimmt aufholen.

Als Bäumler den Raum betrat, sprang Daube auf und holte noch einen Stuhl heran.

„Bestanden?“ fragte die schlechte Philosophin, wurde aber von Brachvogel belehrt: „Was für eine Frage! Meinen Glückwunsch, Lutz!“ Er wandte sich Bäumler zu; doch Lutz winkte müde ab, ging am Tisch vorbei, ohne hinzusehen, und ließ sich an der Theke einen Kognak geben.

„Ihm ist die Kehle trocken, das wird sich gleich geben“, meinte Daube.

Aber Bäumler blieb an der Theke stehen und stierte vor sich hin. Die Prüfung war für ihn der letzte Aufschub gewesen. Er hatte sich daran geklammert. Dabei war jeden Morgen im Waschraum Hungereckers zerschundener Rücken eine ständige Mahnung gewesen an das, was ihm noch bevorstand. Einmal hatte er geträumt, er schlage auf Hungerecker ein, doch dann war es plötzlich wieder Nagel gewesen, den er zusammenschlug. Er war in einem verzweifelten Zustand, und jedes gute Wort Hungereckers traf ihn schlimmer als körperliche Züchtigung. Er hatte Stunden, in denen er glaubte, Renate würde ihm verzeihen – aber Hungerecker? Es war bei Bäumler zur fixen Idee geworden: Ich muß mich vor Hungerecker rechtfertigen, doch ich werde ihm mit meinem Geständnis eine neue Narbe zufügen.

Brachvogel, den die abwesende Miene Bäumlers beunruhigte, stand auf und trat zu ihm.

In dem Augenblick kam Hungerecker herein. Froh, alles hinter sich zu haben, eilte er auf Bäumler zu. „Bestanden! Auch dir herzlichen Glückwunsch!“

Die Hand, die er Bäumler hingestreckt hatte, fiel herab. Wie sah der Junge aus?

Mit einem angewiderten Gesicht preßte Bäumler durch die Zähne: „Bestanden! Be-stan-den!“ Er sah aus, als ob er jeden Augenblick lang hinschlagen würde.

Hungerecker wandte sich heftig an Brachvogel und Daube, der auch

hinzugekommen war und völlig verständnislos auf Bäumler starrte. „Wie konntet ihr nur zulassen, daß er sich besäuft!“

Beide aber versicherten, daß Bäumler nur ein Glas getrunken hätte.

„Komm, Lutz, setz dich“, sagte Hungerecker und wollte ihn zum Tisch geleiten. Mit einer heftigen Bewegung riß Lutz sich los. „Faß mich nicht an! Du nicht!“

Befremdet und bestürzt wich Hungerecker zurück. Was war mit dem Jungen los?

Daube und Brachvogel nahmen Lutz in die Mitte und setzten ihn auf einen Sessel.

Bäumler, einen festen Halt spürend, sah Hungerecker von unten her an. Leise, aber deutlich sagte er: „Einer wie du kann mich nur anspucken, hörst du? Anspucken oder schlagen; noch besser schlagen!“

Es hatte sich ein Kreis von Genossen um den Tisch gebildet. Einer fragte: „Was hat er denn? Er hat doch so gut bestanden!“

Lutz Bäumler nahm das auf. Für einen Augenblick wurde sein Blick klarer. Er sah in die Runde. „Bestanden! Ich habe nicht bestanden. Nicht bestanden!“ Seine Augen wurden wieder stier, und plötzlich, alles vom Tisch fegend, warf er den Kopf auf die Arme. Ihn schüttelte das Fieber. Die Zähne schlugen aufeinander. Er hatte seine Glieder nicht mehr in der Gewalt.

Die Genossen brachten ihn ins Krankenrevier. Hungerecker blieb bei ihm, bis der Arzt kam.

Brachvogel und Daube warteten im Hof auf das Ergebnis der Untersuchung. Daube sagte ärgerlich: „Das hat er nun von seinen Einsen! Fertig! Total fertig!“ Doch Brachvogel erwiderte: „Das allein ist es nicht. Ihm muß etwas anderes zusetzen. Vielleicht betrügt ihn seine Frau, oder er liebt eine andere? Weiß der Kuckuck, was den umgeschmissen hat. Die Prüfung jedenfalls nicht, das ist klar.“

Beide sahen Hungerecker kommen und eilten ihm entgegen.

„Er schläft jetzt. Das wäre erst einmal das wichtigste. Morgen wird er genau untersucht, aber der Arzt meint schon jetzt, daß es nichts organisches ist.“

Daube ging wieder in die Kantine. Brachvogel erzählte Hungerecker, während sie im Hof auf und ab gingen, von dem merkwürdigen Gespräch im Wald. „Nervenfieber!“ Das war seine Diagnose.

„Ich werde bei ihm bleiben“, sagte Hungerecker. „Er hat mir etwas sagen wollen, schon lange. Ich sollte ihm bei irgend etwas helfen. Warum habe ich nur nicht darauf bestanden, daß er spricht!? Ich hätte ihn dazu bringen müssen. Ich fühlte doch, daß da etwas nicht stimmt. Jeder denkt nur an sich, auch ich!“

GENOSSE WOLLNI HILFT AUF DEM LANDE

Der Roman, an dem ich zur Zeit noch arbeite, erzählt vor dem Hintergrund eines Dorfes, das sich zum Sozialismus hin entwickelt, die Geschichte der Freundschaft zwischen Wollni und Grimmberger, die in den Jahren des Krieges begann. Wollni, vom KZ weg in die Uniform gesteckt, und Grimmberger, Gutsknecht, treffen sich an der Ukrainischen Front. Sie laufen gemeinsam über zur Roten Armee, kämpfen zeitweilig als Partisanen gegen die Faschisten und kehren am Ende des Krieges nach Deutschland zurück. Wollni baut Verwaltungen und Stahlwerke auf. Grimmberger wird Neubauer. Sie treffen sich hin und wieder in den Jahren. Ihr Weg führt endgültig zusammen, als Wollni im Spätsommer 1959 als Kader aufs Land geht. Wollni glaubt, in Grimmberger eine Stütze zu haben. Aber es ist alles ganz anders. Die Freundschaft kann nicht fortbestehen, wenn sie beide nicht – wie damals – an einem Strang ziehen. In Grimmbergers Leben kommt die große, den revolutionären Umschwung herbeiführende Unruhe. Er und viele andere gehen den schweren, mühevollen Weg in den Frühling des Jahres 1960, auf dessen Mitte das vollgenossenschaftliche Dorf entsteht, der aber noch lange nicht zu Ende gegangen ist.

B. S.

Das Dorf wurde Wollni von Tag zu Tag vertrauter. Er arbeitete schwer und gönnte sich keine Ruhe. Die längste Zeit hielt er sich draußen bei den Feldbaubrigaden auf und leitete selbst die ordnungsgemäße Herbstbestellung.

Den Schindel hatte die Erkältung tatsächlich hingestreckt, seit nahezu zwölf Jahren lag dieser ungeduldige Mensch zum erstenmal wieder im Krankenbett, heiße Umschläge auf der wundgehusteten Brust, und dampfte wie ein gebrühter Hahn. Er wäre am liebsten ausgebrochen. Aber Anka ließ ihn nicht aus den Augen, filterte ihm heiße Milch mit Honig ein und zwang ihn kurze Zeit darauf, Zwiebeltee zu trinken. Schindel rollte mit den Augen. Sein Magen hob sich, und mit letzter Kraft krächzte er: „Gib mir endlich einen Schnaps, ein Wasserglas voll – und ich reiß dir auf der Stelle Bäume aus der Erde!“

Wollni besuchte ihn hin und wieder in aller Eile, beriet sich mit ihm und drückte den aufbegehrenden Kranken in die Kissen zurück. „Schlaf dich gesund, und fertig. Wir beginnen nächstens mit der Kartoffelrodung. Da mußt

du wieder auf den Beinen sein, mein Lieber. Hab also Geduld. Es geht auch mal ohne dich!“

Anka warf Wollni anfangs argwöhnische Blicke zu, gewöhnte sich aber bald an das hagere, abgezehrte, von der Sonne gebräunte Gesicht mit den warmen, dunklen Augen.

Er meint's schon gut, sagte sie sich. Die Stiefel sind in der kurzen Zeit runtergetreten bis auf die Brandsohle, und kein Fett haben sie. Hat niemanden, der ihn richtig umsort. Sobald ich meine Last los bin, werd ich's in die Hand nehmen. Wer weiß, ob der Mensch überhaupt noch ein sauberes Taschentuch besitzt. Sie kellte schnell einen Teller mit Kohlsuppe voll und sagte: „Da, soviel Zeit ist immer!“

„Aber ich hab doch schon gegessen!“ Wollnis Augen lächelten die Frau an.

„Nun reden Sie nicht. Das bißchen paßt immer rein. Davon platzt keiner!“

Am Ende mußte er noch eingemachten Kürbis essen. In der Nähe dieser Frau befahl ihn eine wohlige Müdigkeit. Die weißen gestärkten Küchengardinen, die blitzenden Töpfe, die Eimer auf der Wasserbank und das Gsumm der herbstmatten Fliegen weckten in ihm einen unerklärlichen Neid auf Schindel. Er blickt verlegen zu Anka hin, die ihn ohne jede Scheu aufmerksam beobachtete. Er stand schnell auf, nickte ihr dankbar zu und hastete weiter.

Die Traktoristen glichen Aschemännern. Der Staub, den Traktoren, Pflüge und Eggen aufwirbelten, drang durch die Windschutzscheiben, fraß sich durch Kleider und Schuhwerk und dörrte Lippen und Gaumen aus.

„Durst hat man wie 'ne Zicke“, knurrte Conrad Springer heiser. „Aber denkst du, hier wird mal ein Kasten Brause hergeschafft? Die Spucke wird dir zu Kitt. Aber der Buchhalter gluckt auf dem Geld. Redest du mit ihm, wirst du das Gefühl nicht los, daß dieser Esel mit dem Hintern lauscht!“

In der eigenwilligen Falte über der Nasenwurzel hatte sich eine gelbliche Staubschicht angesammelt und glitzerte. Conrads kurzes schwarzkrauses Haar war wie verblichen. Der Schweiß hatte hellere Spuren in das Gesicht gewaschen. Conrad stülpte die Lippen von den Zähnen weg, weil sie vor Trockenheit spannten.

In einer Pause fragte ihn Wollni, was er von einem Maschineneinsatz auf Grimbergers Feldern halte.

Conrad schickte ihm einen langen, schrägen Blick zu. „Wenn du mich fragst, ich sage dir: dazu ist es zu spät – jetzt!“

„Wieso?“

„Weil der Alte sich nicht demütigen läßt von uns. Wir haben einmal nein gesagt und nun . . . Bis in die Steinzeit . . . Worauf du Gift nehmen kannst!“

„Meinst also: unser Nein war falsch?“

„Ach, was bohrst du mir Löcher in den Bauch mit deinen Fragen? Der Teufel weiß, welches Mittel bei dem anschlägt. – Gar keins, wahrscheinlich!“ Allein die Erinnerung an Grimmberger preßte Conrad das Blut in die Schläfen. Er hatte Helga seit Tagen nicht mehr zu Gesicht bekommen, obwohl er allabendlich aus der Holunderhecke wie ein Finkenhahn balzte. Ohne Wollni anzublicken, fuhr er mürrisch fort: „Hast ihn doch selbst aufgegeben, oder stimmt's etwa nicht? Nistest dich erst ein bei ihm, und dann – über Nacht – fliegst du aus!“

Wollni hatte einen eigroßen, von Erde und Regen blankgescheuerten Stein in der Hand, warf ihn hoch, fing ihn auf. Seine Augen folgten unruhig diesem Spiel. Da verfehlte die Hand den Stein. Er fiel mit einem dumpfen Laut in die aufgepflügte Erde. „Meinst also: das war auch falsch?“

„Mußt du selbst wissen. Bloß – wenn du mich schon fragst, ich sage: ich hätt's nicht so ohne weiteres getan!“

„Er hat Helga geschlagen!“

„Geschlagen?“ Conrads Stimme klang schrill.

„Deinetwegen, und . . .!“ Wollni faßte Conrad an den Oberarm, preßte ihn. „Kümmere dich darum, verstehst du!“ Und mit kränkendem Spott fügte er hinzu: „Ich hör einen in der Holunderhecke. Ich denke: es paart sich doch kein Vogel um diese Jahreszeit. Wer trillert da bloß . . . Also, überleg dir das genau, Freundchen! Ich glaube, du kannst dir noch die Lunge aus dem Halse pfeifen!“ Er ließ Springers Arm los und wandte sich ab.

Conrads Gesicht war brennend heiß. Er spürte beinahe schmerzhaft den Schweiß aus der Stirn dringen. Er hockte sich hinter das Lenkrad seines Traktors. Die Saatsfurche war nicht wie sonst. Sie glich seinen Gedanken, die ruhelos waren, hin und her huschten und kein Ziel fanden. Als er die Maschine der Ablösung übergab, war er froh, daß die Dämmerung das unebene Saatbett einhüllte.

Aus den geöffneten Türen des Rinderstalls blinzelte schläfriges Licht. Das dunkle Geräusch der gleichmäßig kauenden Tiere drang in den Hof. Zuweilen klirrten leise die Halsketten. Ein Reisigbesen kratzte eintönig schrill über den Stallgang. Ein Pferd wieherte verhalten, wehmütig. Jemand hantierte mit leeren Milchkannen. Hundegebell klang vom Dorf her, wurde vom aufkommenden Wind fortgerissen, kam wieder. Der Himmel hatte blauschwarze Wolkenbäusche, die über das verblassende Abendrot hinkrochen. Von den Holunderbüschen war das Laub gefallen. Die schwarzen Trauben hingen einsam und traurig im kahlen Gezweig.

Wollni kam langsam von der Straße her auf den Genossenschaftshof. Er sann über Springers Vorwurf nach. Vielleicht war's wirklich falsch, so ohne weiteres umzuziehen, sagte er sich. Beim ersten richtigen Krach wirfst du

die Flinte ins Korn. Dabei wußtest du am ersten Abend schon, daß es nicht leicht sein wird. Trotzdem gehst du weg. Warst früher hartnäckiger, mein Lieber, tatsächlich! Aber du hast dir alles einfacher vorgestellt. Das ist es. Hattest dir dein Schema gemacht: Knecht, Soldat, Überläufer, Partisan, Neubauer, Meisterbauer – und schließlich: führender Kopf der Genossenschaft. Nun, da es nicht stimmt, dein Schema, da das Leben nicht reinpassen will in deine sorgsam gezimmerten Kästen, wirst du kopflos und machst Fehler. Schöne Geschichten sind das. Und die Jungen müssen dich mit der Nase draufstoßen. Wollni verzog ärgerlich das Gesicht und kratzte sich den Hinterkopf. Seine Mütze rutschte bis auf die Brauen. So trat er in den Rinderstall.

Auf dem Mistgang, nah vor Wollni her, fegte Lydia Kramer mit einem Reisigbesen. Das Kopftuch war ihr in den Nacken geglitten. Wollni rückte mit dem Daumen die Mütze aus der Stirn und räusperte sich verhalten. Aber Lydia bemerkte ihn nicht, fegte weiter, führte den Besen mit schnellen, kurzen Bewegungen, das Gesicht ein wenig geneigt, auf dem tiefschwarzen Haar den matten Lichtschein einer verschmutzten Stallampe.

Als Wollni in den Bereich der Stallampe trat, fiel sein Schatten auf den Mistgang. Lydia Kramer schrie leise auf, fuhr herum und sagte böse: „Was schleichst du heran wie ein Kobold. Mir bleibt das Herz stehn vor Schreck!“

Wollni lachte lautlos in sich hinein. Seine Augen, spottverkniffen, blickten an ihr herab. „Es schlägt aber schon wieder, wie ich höre!“ Er hielt den Kopf etwas schief, als lausche er.

„Mach dich nicht noch lustig über mich“, entgegnete sie ärgerlich und blickte ihn nicht an. Es war ihr sichtlich unangenehm, daß er sie überrascht hatte und in solcher Verwirrung vorfand. – Man denkt an ihn, die ganze Zeit, denkt, bis einem glühheiß wird. Mit einemmal, als hätte man ihn herbeigedacht, steht er da. Man ist fast zu Tode erschrocken, und er grinst, der unverschämte Kerl. – Sie warf ihm einen schnellen, verwirrenden Blick zu. „Geh weiter, du . . . Sonst schieb ich dich mit dem Besen beiseite!“

„Sei vorsichtig! Ich rate dir, sei vorsichtig!“ Wollni lachte dunkel auf.

„Verschwinde, du, es ist besser!“ Ihre Augen blitzten. Sie atmete erregt. Ihre breiten, vollen Lippen waren leicht geöffnet. „Ich nehme dich untern Besen!“

Und schon hat er ihre Handgelenke umspannt, spürt die Kraft ihres starkgewachsenen Körpers, der sich aufbäumt, plötzlich ihm zudrängt, weich, gefügig, ohne jeden Widerstand, dann wieder fortstrebt und sich mit einem jähen Ruck aus seinen Händen befreit. Sie lacht leise auf. Aber dieses Lachen bleibt in ihrer Kehle stecken, klingt wie eine ferne, verborgene Quelle und betäubt ihn wie ein Schlag.

Sie blickte Wollni herausfordernd an. Ihm war es, als würde hinter ihren

Augen ein geheimnisvolles Feuer glühen, das die großen schwarzen Pupillen von innen heraus aufleuchten ließ. Er grub die Finger in die Handballen, um die Unruhe seiner Hände zu verbergen und war froh, als er vom anderen Ende des Ganges Zinns gleichgültige Stimme vernahm. Er wandte sich schnell um und sagte: „Dich such ich, warte mall!“

Wollni ging den Gang hinunter. Er spürte ihre dunkelglühenden Blicke in seinem Rücken, und er lief mit noch größerem Kraftaufwand als sonst. Ein Teufelsweib! Er schüttelte unmerklich den Kopf. Nicht zu glauben! Eine Frau, stark wie ein Mann, und dabei alles, wie's sein muß, rund, fest, alles, wie's sein muß. Wollni schluckte erregt. Er fühlte mit jedem neuen Schlag seines Herzens, daß er ihr nicht entgehen würde, daß sich da etwas in ihm vorbereitete, unabwendbar und hartnäckiger als alle Bedenken.

Wollni hatte tatsächlich Valentin Zinn gesucht. Das nächtliche Gespräch mit dem schnaubbärtigen Lappe war ihm nicht aus dem Kopf gegangen. Nur die dringlichen Tagesarbeiten, die ihm durch Schindels plötzliche Erkrankung zugefallen waren, hatten seine Absicht hinausgezögert.

Neben dem Lagerraum, wo das Silofutter atemberaubenden, säuerlichen Geruch ausströmte, stand in einem Holzverschlag eine bejahrte Trakehnerstute. Als Wollni herantrat, bewegte sie unruhig die Ohren und warf den Kopf, leise schnaubend, hoch und zurück. Sie tänzelte nervös zur Seite und wandte Wollni ihren klugen, schmalen, fuchsroten Kopf mit dem gezackten Stirnfleck zu. Wollni sah, daß ein Auge erblindet war, und wie zu sich selbst sagte er: „Ein Jammer, daß solch ein Tier alt werden muß!“

Valentin Zinn, neben Wollni, kleiner, untersetzter als dieser, auch jetzt um den jugenhaft vollen Mund jenen Zug stummer Verbitterung, fragte überrascht: „Du verstehst was von Pferden?“

„Bin Schmied. Hab auf dem Dorf gelernt, bei einem Krauter!“ Wollni tastete vom Schwanz her über den Rücken des Pferdes und flüsterte beruhigende Worte. Das Tier wurde still unter seinen geübten Händen und steckte, vertraulich schnaubend, den Kopf in die Krippe, aus der angefeuchteter Häcksel aufflog.

„Man sieht nichts mehr davon“, sagte Zinn forschend und starrte ungeniert auf Wollnis Hände.

„Wovon?“

„Vom Schmied!“

„Wieso?“

„Die Hände: Sind anders als beim Schmied!“

„Aha, du kennst dich aus! Das letzte Pferd hab ich beschlagen... warte mall – genau vor sechzehn Jahren. Ein weißer Hengst. Ein Tier, nicht zu beschreiben!“ Wollni blickte auf und lächelte versonnen.

„Ein weißer Hengst?“ Zinns Zungenspitze huschte aufgeregt über die Oberlippe.

„Ganz und gar weiß, mein Lieber. Nur im Bauchhaar war ein blauer Schimmer, aber kaum zu bemerken!“ Wollni schwang sich auf die Futterkiste, ließ vergnügt die Beine baumeln und zündete sich bedächtig eine Zigarette an. „Komm, Rauch mit!“ Der vertraute Geruch von Pferdeschweiß, das leise Sirren des ruhelos peitschenden Schwanzes, die dumpfen Geräusche der bedächtig mahlenden Kiefer erfüllten Wollni mit Ruhe und Zufriedenheit. Er blickte einladend zu Zinn hin und verbarg das Streichholz in der hohlen Hand, um es länger bei Flamme zu halten. „Nun, greif schon zu!“

Zinn fingerte sich eine Zigarette aus der Schachtel. Wollni beobachtete verwundert die zittrige Hand und entdeckte an Daumen und Zeigefinger taubeneigroße Melkerschwielen.

„Ein weißer Hengst“, murmelte Zinn. „Ein weißer Hengst!“ Plötzlich warf er den Kopf hoch wie ein Pferd, trat nah an Wollni heran und begann mit erregter Stimme zu erzählen: „Mein Gott, du machst mich verrückt! Du hast den Finger auf meine Wunde gelegt, Genosse! Für ein Pferd laß ich mich totschiessen. Ob du's glaubst oder nicht. Aber es muß eins sein, verstehst du? – Ach, was gibt es für Pferde!“ Zinn starrte mißmutig auf die Trakehnerstute, die auch beim Fressen zu lauschen schien. „Ich geb ihr das Gnadenbrot. Sie hat keinen Blick mehr, und wenn du sie reiten willst, stöhnt sie, läßt den Kopf hängen und beklagt sich über deine Unvernunft. Aber ich geb ihr das Gnadenbrot, weil sie ein Pferd war – ein Gaul, wie vom Herrgott geschaffen, verstehst du das?“

Wollni nickte ernst vor sich hin und kratzte sich seine Handfläche, die plötzlich zu jucken begann.

Zinn schüttelte den Kopf. „Ein weißer Hengst! Nein, so was! Ich kann's noch kaum fassen . . . Ich hatte einen, dreizehn Tage, genau dreizehn . . . Ein weißer Hengst, aufs Haar so, wie du ihn beschreibst. Wir lagen in der Ukraine. Ich war zwanzig damals, aber schon ein Pferdenarr wie heute. Ich ziehe auf Wache, und da hör ich zum erstenmal von ihm. Binde mir keinen Bären auf, fahr ich den Kumpel an, der das Märchen vom weißen Hengst aufischt. Doch der Kerl ist nicht davon abzubringen. – Ich hab ihn gesehen, mit meinen eigenen Augen. Ein Mädchen reitet ihn, das Haar wie Kupfer, aber sonst als Mann verkleidet. – Er fuchelt mit seinen schwarzen Händen vor meiner Nase und schwört, daß er den Hengst mit dem Mädchen gesehen hätte. Mich packt es wie ein Fieber!“ Wollni hockte gekrümmt auf der Futterkiste. Seine Beine hingen schlaff herab. Auf seinen eingefallenen Wangen zeigten sich mit einemmal rote Flecke, und auch sein starker Nacken überzog sich jäh mit dunkler Röte. Aber Zinn, der den Kopf gegen einen Holzpfosten gelehnt hatte, an dem Riemenzeug und eine blankgebissene,

eiserne Trense hingen, hielt die Augen halbgeschlossen und sah nicht die Veränderung in Wollnis Gesicht. Mit rauher, von Erregung zusammengepreßter Stimme fuhr er hastig fort: „Tage später kommt er mir zu Gesicht, fliegt hin wie ein Traum. Das Flintenweib klebt förmlich an ihm, und rothaarig ist sie wie eine Hexe. Aber eh ich mich von der Stelle rühre, hat sie der Wald verschluckt. Ich denke, ich werde verrückt, Genosse! Lieber Gott, laß mich den Hengst fangen. Ich werde dir ewig dankbar sein . . . Und noch mehr von diesem Unsinn kommt mir über die Lippen!“ Wollni hob quälend langsam den Blick, der sich dann schwer auf Zinns Gesicht legte, das, von fernen Erinnerungen überwältigt, krankhaft zu glühen begann. Zinn erzählte hemmungslos, wägte die Worte nicht, und Wollni, gleichsam überrumpelt von diesem unerwarteten Bericht, fühlte, daß ihm hier ein Mensch, hingerissen von einer geheimnisvollen Herzensregung, Wesenszüge offenbarte, die kein Blick, kein Lächeln, keine Geste verraten können. Wollni fieberte dem Ende der Erzählung entgegen. Er wehrte sich verzweifelt gegen den Haß, der in seinem Herzen aufquoll, in die Augen schoß, daß er die Lider wie in einem Rausch fest zusammenpressen mußte. Er wollte diesen Menschen begreifen, befahl sich im stillen selbst: versteh ihn, verurteile ihn nicht, sondern versteh ihn. Aber ein Zittern kam in seine Fäuste, und sein Blick blieb an Zinns unruhig vibrierendem Kehlkopf hängen. Wollni atmete schwer. Er konnte sich nicht bezähmen. „Ich bin erhört worden, Genosse“, redete Zinn weiter. „Wir kriegen Befehl, die Partisanennester auszuräuchern. Das Schicksal will es, daß mir der weiße Hengst vor die Kimme kommt. Ich ziele, wie nie in meinem Leben. Die Rothaarige bleibt in den Steigbügeln hängen. Auf meinen Pfiff steht der Hengst. Ich mußte die Tote losschneiden, hatte sich festgebunden, das . . .“

Weiter kam Zinn nicht. Und Wollni wußte später nicht, wie es hatte geschehen können. Er schnellte von der Futterkiste, totenblaß im Gesicht, verkrallte sich in Zinns Schultern, riß ihn zu Boden und röchelte: „Hund, du verfluchter Hund!“ Seine Augen füllten sich mit Tränen. Er schlug den Kopf des entsetzten Zinn zwei-, dreimal auf den Stallgang.

Erst die heranstürzende Lydia Kramer brachte ihn zur Besinnung. Wollni erhob sich schwankend und taumelte wortlos den Stallgang hinunter. Über sein bleiches, stoppliges Gesicht rannen Tränen.

So hartnäckig Lydia Kramer auch nachforschte, sie erfuhr nicht, was zwischen Zinn und Wollni vorgefallen war. Zinn, der sich im Stallgang hinhockte, den erschöpft atmenden Rücken an den Holzpfeosten gelehnt, das Kinn auf der Brust, blickte nicht auf, starrte finster vor sich hin und knurrte nur einmal: „Verschwinde und laß mir meine Ruhe!“ Lydia Kramer zuckte ratlos die Schultern und ging, ungewöhnlich nachdenklich, von Zinn fort.

Als sie durch Kugler erfuhr, daß Geiser krank sei und abermals nach ihr verlangt habe, machte sie sich in ihrem Zimmer sorgfältig zurecht. Aber die Nachdenklichkeit blieb in ihrem Gesicht, und ihre Gedanken kehrten wieder zu Wollni zurück. Der Vorfall im Stutenverschlag war ihr unerklärlich.

Und wie sie sich wusch und kämmte, Kleid und Strümpfe zurechtzupfte, war es ihr, als gehe sie jetzt zu Wollni, der sie mit einer immer heftiger nagenden Unruhe erfüllte.

Doch sie ging zu Geiser. Er lag angekleidet auf dem Feldbett, hatte einen Schal um den Hals und empfing Lydia Kramer mit einem müden Lächeln, unter dem sich die steingrauen Lippen kaum merklich bewegten.

„Setz dich . . . Komm ein bißchen näher. Ich beiße nicht . . . So, siehst du!“ Geiser drehte sich schwerfällig auf die Seite, Lydia zu, die vor seinem Bett auf einem Stuhl Platz genommen hatte. Er deutete den Raum mit einer unbestimmten Handbewegung aus. „So haust der größte Bauer des Dorfes. Das Haus drüben ist groß, aber kalt ohne Frau.“

Lydia Kramer senkte unwillkürlich den Kopf unter seinen lastenden Blicken und dachte: Aha, daher weht der Wind. Ihr Gesicht überhuschte eine jäh steigende Blutwelle. Sie hob den Kopf und wich seinen Blicken nicht mehr aus. Sie fand, daß er gealtert war. Die zusammengewachsenen Brauen über den schweren grauen Augen hatten ihr gebieterisches Zucken verloren, schienen angegraut und hingen herab. Wangen und Kinn, frisch rasiert, schimmerten bläulich; aber unter den Augen, bis zu den tiefen Nasenfalten hin, war die Haut voller Runzeln und wie angewelkt. Mit einem verstohlenen Seitenblick nahm sie die Unrast seiner Hände wahr. Sie schlug schnell die Beine übereinander und lehnte ihre Wange leicht an die Schulter. Ihre Haltung strömte nun etwas Erwartungsvolles aus und ermunterte den verlegenen Geiser zum Sprechen.

„Mir gleitet alles aus den Händen“, sagte er mit verblüffender Offenheit. „Ich liege hier und sinne über das Leben nach. Ich weiß von dir nichts und will auch gar nichts wissen. Ich möchte nur, daß du bei mir bleibst. Der Hof braucht eine Frau. Ohne Frau ist solch ein Hof wie ein Sack mit Löchern. Du schaufelst Weizen rein, von der besten Sorte, aber immer rieselt er dir fort . . . Komm doch näher. Mir fällt das Sprechen schwer.“

Lydia rührte sich nicht von der Stelle. Seine Worte verwunderten sie. Niemals hätte sie diesem Manne zugetraut, daß er mehr als zwei, drei Sätze hintereinander sprechen könnte, irgendwelche Befehle mit lauter, grober Stimme. Lydia wehrte sich gegen das Mitleid, das sich leise in ihrem Herzen zu regen begann. „Ich höre schon gut“, sagte sie verwirrt, schob die Unterlippe vor und blies sich unbewußt einen kühlen Atemstoß über das heiße Gesicht.

Geiser drehte sich wieder auf den Rücken und starrte zur Decke, wo eine

dicke, schwarze Spinne träge über die Lichtvierecke kroch, die die vergitterte Kammerlampe warf. Er kniff angewidert die Augen zu und setzte seine Rede fort, die er verhalten und stockend, immer wieder von erregenden Gedankenpausen unterbrochen, wie ein Selbstgespräch führte. „Ich liege hier und habe den Duft von Weihnachtsstollen in der Nase. Ich werde ihn einfach nicht los. Wir hatten immer zwei Mägde auf dem Hof. Sie hießen immer Anna und Lene. Sie sangen: O du fröhliche, o du selige, und sie kneteten den Teig in einer Molle, die groß genug war, um ein Vierzentnerschwein darin abzubrühen. Ich hing den Mägden an den Schürzen, naschte, und wenn sie nach mir schlugen, weil ich mich sonst überfressen hätte, schrie ich und wurde blitzblau. Dann stürzte meine Mutter in die Küche. Sie fackelte nicht lange. Schließlich mußte mein Vater den Streit schlichten. Aber er tat es nur, wenn die Mägde jung genug waren und den Rock nicht allzufest hielten. Meine Mutter wußte das. Aber sie nahm es hin. Zwischen einem Stier und einem Mann ist kein großer Unterschied, sagte sie. Will er nicht vorzeitig steif werden, muß er springen. Sie hatte gleichgültiges Blut. Aber ihre Mitgift war reichlich gewesen . . . Wenn ich mich ausgebrüllt hatte, sang ich mit den Mägden: Heut ist ein Kindlein uns geboren. Ich sang sehr gut. Das hat der Pastor immer gesagt!“ Und unerwartet begann er zu singen: „Meinen Vater kenn ich nicht, meine Mutter liebt mich nicht. Und sterben mag ich nicht, bin noch zu jung . . .“ Er hatte tatsächlich eine volle Baßstimme.

Als Geiser mit ungewiß funkelnden Augen aufblickte, streifte sein süßlicher Schnapsatem flüchtig Lydias Gesicht. Sie zuckte zusammen. Er ist ja betrunken, dachte sie, sah ihn durchdringend an und sagte sich: So schlimm kann es auch wieder nicht sein, aber getrunken hat er. Sie rückte unwillkürlich ein Stück von ihm fort.

Es war merkwürdig, daß sie nicht den Mut fand, aufzustehen und fortzugehen von diesem Mann, der sich so seltsam benahm, so ganz anders, als sie sich ihn vorgestellt hatte. Sie kam zu keinem Entschluß. Sie blieb einfach sitzen. Sie war wie gelähmt in dieser Kammer, deren weißgekalkte Wände Kühle ausströmten, deren spärliches Licht bedrückend war. Und sie hörte ihn immer erzählen. Ihre eigenen Gedanken glitten ihr fort, obwohl sie sich Mühe gab, sie zu halten, zu ordnen, aber sie glitten ihr fort.

„Fürchte Gott und scheue niemand“, murmelte Geiser. „Ich hab den ganzen Tag gelesen, erst in einem kleinen braunen, dann in einem großen Buch. Das große ist die Bibel, das kleine nennt sich: Der freie Bauer antwortet. Beide sind für den Hintern gut. Sie helfen dem Menschen nicht aus seiner Bedrängnis. Aber das Leben ist klüger als alle Bücher zusammen. Es hat sich mit Hilfe geschickter Teufel so verschlungen, daß keiner die Knoten lösen kann. Sie wollen's mit ihrem Sozialismus schaffen, aber sie schaffen's

nicht! Im Dorf herrschen andere Gesetze. Da gibt es Feindschaften über die Gräber hinaus. So muß es sein! Der Mensch fletscht die Zähne vor dem Menschen!“

Lydia Kramer machte es Mühe, den ungeordneten Gedanken des Geiser zu folgen. Sie hatte in ihrem fünfunddreißigjährigen Leben immer gegen den Wind angehen müssen und trotzdem in ihrem Innern Wünsche bewahrt und Hoffnungen, die sie schwerlich auszudrücken vermochte, die aber wie ein ermunterndes Zunicken waren im trägen Fluß der Tage. Sie fühlte unbewußt, daß sich Geisers Gedanken auch gegen ihre Hoffnungen richteten. Sie schützte sich vor diesen Gedanken, indem sie sich sagte: Zum Glück hast du keine Macht mehr über die Menschen. Sie hören nicht auf dich. Das ist vorbei.

Unerwartet fragte sie: „Was soll ich überhaupt?“

Geiser hatte sie aus schmalen Augen betrachtet: ihren Hals, die Brust, den mädchenhaften schlanken Leib, den einen Fuß, der ziemlich nah vor seinen Augen unruhig auf und ab wippte. Er warf seinen schwergewachsenen Körper herum. Das Feldbett knarrte beängstigend. Er bezähmte das Verlangen, nach diesem Fuß zu greifen, die Frau mit einer schnellen, geschickten Bewegung zu überraschen, und sagte fast sanftmütig: „Hier sitzen, in meiner Nähe – und nicht mehr fortgehen.“

Sie hebt die gesenkten Lider. Ihre Augen blenden vor Spott, und sie sagt: „Die Tote ist kaum unter der Erde, und schon muß die Neue ran. Bist nicht sehr beständig!“

„Es geht so nicht. Ich kann's mir nicht verhalten. Und mit den Toten ist kein kramen, leider!“

„Fängst deine Werbung plump an, Geiser. Kennst die Frauen schlecht, wie's scheint!“

Er stemmt sich auf den Ellenbogen. „Warum machen wir uns was vor?“ Er sieht hinter ihrem blauschwarzen Haar, durch das Fenster, den trübgelben Dunst der Mondnacht. „Du kannst es dir auch nicht durch die Rippen schwitzen. Ich nehme dich, und wenn du nackt kommst. Ich habe genug!“

Sie möchte ihm ins Gesicht schlagen. Aber sie blickt ihn unverwandt an aus diesen tiefdunklen Augen, die zu glühen scheinen, blickt aufmerksam, nimmt alles wahr.

„Wir brauchen uns wirklich nichts vorzumachen!“ Er richtet sich auf, schwingt die Beine vom Bett. „Nun komm schon. Wir sind alt genug!“ Die Kehle ist ihm wie zugeschnürt. „Warst doch bei Kugler nicht so zimperlich!“

Die Beleidigung brennt in ihrem Gesicht wie ein Schlag. Sie richtet sich auf, sagt leise, ein wenig Verwunderung in der Stimme: „Ein Schwein bist du!“

Er streicht sich ein paar schwarze fettige Haarsträhnen aus der Stirn und

preßt sekundenlang den Kopf mit beiden Händen. Diese Zeit nutzt sie, springt auf, bringt den Stuhl zwischen ihn und sich. Er stolpert. Sie durch-eilt leichtfüßig die Kammer, den Hof. Sie atmet schnell. Der Wind weht vom Dorf her und kühlt ihr Gesicht.

Die Kammertür war offen geblieben. Geiser lehnte mit dem Rücken am Pfosten. Er schlug den Hinterkopf gegen das Holz, bis ihn der Schmerz zur Besinnung brachte. Er schleuderte die Tür zu. Er stieß gegen den Stuhl, daß der an der Wand zerkrachte. Er warf sich aufs Bett und stöhnte wütend auf.

Lydia Kramer bog in den Sommerweg ein. Sie lief nun ohne Hast. Wie konntest du nur zu ihm gehen, sagte sie sich. Wenn dich hier einer sieht, ist das Dorf voll von Gerede. Dem Wollni kommt's zu Ohren, und er glaubt . . . Ach, wieviel glauben die Menschen, und wieviel wissen sie wirklich.

Lydia Kramer kam mit zweiundzwanzig Jahren nach Schwarzwalde, vom Wind angeweht wie ein einsames, frühzeitig abgerissenes Baumblatt. Sie kam aus einer kleinen mitteldeutschen Stadt, an deren Rand die Elbe floß, behäbig, als hätte sie keine Eile, zum Meer zu gelangen, zu zerfließen, nichts zu sein als Welle unter Wellen und salzig dazu. Sie hatte geglaubt, einen Mann zu lieben, mit achtzehn schon. Sie traf ihn an den Ufern dieser Elbe. Er stieg aus dem Wasser, großgewachsen, blond, und hatte Locken auf der Brust, erregend viele. Sein Blick streifte gleichmütig über die Menschen hin, und bei ihr blieb er hängen. Noch war nichts Besonderes in diesem Blick. Er setzte sich zu ihr, auf die Decke. Er fragte nicht. Er blinzelte in die Sonne und sagte grinsend: „Na, du Zigeunerin, wer hat dich denn verloren?“ Auch heute, wenn sie sich Mühe gibt, hört sie das immer noch: „Wer hat dich denn verloren?“ Diese Liebe war wie ein Verlorensein, acht Tage lang. Sie weiß davon nur noch, daß der Himmel tagsüber stets hoch und weit war und völlig wolkenlos, daß alles grelle Farben hatte: die kleinste Blume, die Blutbuche auf den Auen, der Hochspannungsmast mit seinen weißen Porzellanglocken und dem flachen Schatten, der wie in die Wiesen eingebügelt war. Und die Elbe hatte klares Wasser wie nie zuvor und später nicht wieder. Nachts wich sie eigentümlicherweise seinen Liebkosungen aus, erzählte ununterbrochen, um ihn fernzuhalten. Er war ihr nur vertraut, wenn sie ihn betrachten konnte. Bei jedem Kuß forschte sie mit weit offenen Augen in seinem Gesicht. Sie glaubte, man müsse die Liebe sehen, in den Augen, um den Mund herum, überall müsse man die Liebe sehen, auch in den Händen, die sich behutsam zum Streicheln formten. Er ging und kam nicht wieder, zur Trauung nicht und nicht zur Kindtaufe, auch nicht zur Beerdigung des Kindes, das keine Kraft zum Leben gehabt hatte. Sie

wartete lange über den Krieg hinaus. Sie wartete auch noch in Schwarzwalde, in der schrägen Stube über Kuglers Schankraum, wohin sie ein Stellenangebot gelockt hatte, fort von der Elbe, die sie nicht mehr sehen konnte, ohne traurig zu sein.

Aber die Erinnerungen verblaßten. Manchmal erschrak sie, wenn sie fühlte, daß sie des Wartens müde war. Sie lag dann und wollte sich zwingen, seine Augen zu sehen. Doch sie sah sie nicht. Sie hatte sie wohl zu kurze Zeit gesehen. Sie wußte nicht einmal ihre Farbe. Geblieben war ihr von ihm seine Stimme, der eine Satz: „Wer hat dich denn verloren?“

Kugler trat ihr nie zu nahe. Sie begriff an seinen stumpfen, farblosen Blicken, daß er kein richtiger Mann war. Seine roten, vom Spülwasser aufgedunsenen Hände flößten ihr Ekel ein. Obwohl es sie beruhigte, daß er sie übersah, hätte sie ihn besser zu nehmen gewußt, wenn manchmal in seinen Augen ein Blick gewesen wäre, den Männer haben, einen, der bis unter die Haut geht, ob er das Herz zum Klingen bringt oder nicht, ganz gleich, aber so einen Blick wenigstens.

Als ein zweiter Mann sie fortriß, einer mit Frau und Kindern in der Stadt, was sie wußte, begann sie sich vor sich selbst zu fürchten, denn sie begriff in Augenblicken, daß die Jahre in ihr gewirkt hatten und sie gereift war. Sie stieß den Mann von sich. Sie war dann immer auf der Hut.

Und nun dieser Wollni. Wenn sie die Augen schließt, sieht sie ihn, seinen Blick, die Stirn, das Haar, die Mütze darauf, nie richtig fest, weil das Haar zu leben und zu schwellen scheint. Wenn sie geht, irgendwo, fallen ihre Schultern ein wenig herab, lauscht sie und hofft, daß er sie anrufen möge. Die Nacht ist ihr lang seitdem, und die Bettdecke schwer und glühheiß. Und sie ist gar nicht auf der Hut. Sie denkt an ihn und preßt ihr flammendes Gesicht ins Kissen. Ihr Herz ist töricht. Dabei zupft sie sich hin und wieder schon graue Fäden aus dem Haar. Aber ihr Herz schlägt dunkel und schnell.

Lydia Kramer trat zu später Stunde mit brennendem Gesicht in die Shankstube ein. Hinter der Theke hockte Kugler. Er war eingenickt. Aber als er die Tür knarren hörte, öffnete er die Augen und forschte mit stumpfen Blicken neugierig an Lydia Kramer herum, ein unverschämtes Grinsen um den Mund. Lydia wandte ihm schroff den Rücken zu. Sie beugte sich über einen Tisch, auf den Valentin Zinn, der einzige Gast, mit dem Oberkörper gesunken war, eine Wange in die offene Hand gedrückt. Sie hob seinen Kopf an, blickte in das wächserne Gesicht, in die Augen, die wie erloschen waren. Der Kopf rutschte ihr aus der Hand und fiel schwer auf die Tischplatte zurück. Sie rüttelte Zinn an der Schulter und sagte besorgt: „Valentin! – Was säufst du dich voll, mitten in der Woche! – Nun hör doch, du dummer Mensch!“

Er röchelte durch die Nase wie ein rotzkrankes Pferd und brachte kein Wort heraus.

Lydias hilflose Augen wanderten zu Kugler. Sie sah sein Grinsen und fuhr wütend auf ihn los. „Was grinst du Esel! An deinem Schädel sollte man die Flaschen zertrümmern, die er leergesoffen hat! Los, faß mit an! Wir bringen ihn nach Hause!“

„Vor die Tür genügt auch!“

„Ich werd dir helfen – vor die Tür!“

Kugler rappelte sich widerwillig hinter der Theke auf. Er fürchtete ihren Zorn. Es war nicht das erstemal, daß sie einen, der ihr zu nahe kam, geworfen hatte wie einen Schlachthammel. „Der Mensch hat Kummer und ertränkt ihn. Wär's nicht so, ging das Geschäft schlecht!“

„Den Bierhahn sollte man dir abdrehen. Machst die Menschen nur unglücklich mit deinem Gesöff!“

„Wer weiß, wer die Menschen unglücklich macht – wer weiß!“

„Rede nicht und faß an!“

Sie schlepten Zinn aus der Schankstube, die Stufen hinunter. Er hing leblos zwischen ihren Armen. Seine Stiefelspitzen holperten über die Dorfstraße hin. Kugler wollte öfter als einmal aufgeben und Zinn in einen Torweg setzen, damit er sich ausschlafe. Aber Lydia Kramer ließ es nicht zu und zwang den atemlos keuchenden Gastwirt immer wieder weiter.

Zinns Frau, ein einstmals schönes, nun aber abgehärmtes Weib, das schon fünfmal geboren hatte, empfing sie mit Tränen und bitteren Vorwürfen. „Jetzt fängt es wieder an. Ach, du lieber Gott im Himmel! Du verfluchter Saufsack. Woran hab ich das bloß verdient, woran?“ Sie zerrte ihn in den Flur, ließ ihn auf den Dielen liegen und schlug die Tür zu.

„Das neue Leben hält Einzug in jedem Dorf!“ sagte Kugler auf dem Heimweg.

„Du – sei ganz still!“

„Bitte, ich lese es in den Zeitungen, fast jeden Tag. Sie lügen nicht, oder lügen sie etwa doch?“

„Du und der Geiser. In einen Sack mit euch, und dann . . .“

„War er schlecht zu dir, der Geiser? Das wundert mich!“ Kugler lachte glucksend in sich hinein.

Sie gab ihm keine Antwort. Sie lauschte auf den einsamen Klang ihrer Schritte, die hin und wieder schon durch gefallenenes Lindenlaub raschelten. Der Mond schwamm zwischen angegrauten Wolken und verströmte sein trübgelbes Licht. Auf einem entfernten Hof quälte sich ein voreiliger Hahn, schien auf Antwort zu warten und versuchte es noch einmal. Dann gab er's auf. Auch die Hunde waren müde. Das Dorf schlief unter dem verblichenen Mantel der Nacht.

Lydia Kramer schloß kein Auge. Um vier Uhr stand sie auf. Gesund wie sie war, hatte die schlaflose Nacht ihrem Gesicht nichts anhaben können. Kurz vor fünf Uhr war sie im Rinderstall. Sie fand Zinn nirgends und machte sich allein an die Arbeit. Als nach geraumer Zeit Schritte auf dem Stallgang hallten, lauschte sie. Sie hörte am Klang der Schritte, daß Wollni kam. Sie preßte verwirrt die Stirn an den weich nachgebenden Kuhleib, unter dem sie saß, und ihre Hände glitten kraftlos vom Euter ab.

Wollni, bleich, übernächtigt, mit schwarzen Rändern um den Augen, eine nervös wippende Zigarette zwischen den Lippen, aber die Mütze weit in den Nacken gerückt, entdeckte Lydia, spuckte die Zigarette hastig aus und trat mit dem Fuß darauf. „Aha, du bist schon hier. Ich dachte . . .“

Lydia nickte und versuchte unverdrossen weiterzumelken. Aber die Hände gehorchten ihr nicht.

„Und Zinn?“

„Voll wie eine Strandhaubitze!“ Sie lächelte verlegen, als wollte sie sagen: Es tut mir leid, dir auf nüchternen Magen diese Pille zu geben, aber es ist nun mal so. Hat sich vollaufen lassen, zum erstenmal, seit er im Stall ist.

Wollni forschte in ihrem Gesicht. Sein Fuß, der immer noch auf der Zigarette stand, drehte sich knirschend hin und her. Als er wortlos weiterging, die Augen schmal, die Zähne in die Unterlippe gegraben, war von der Zigarette ein gelblicher Fleck geblieben, sonst nichts.

Er holte sich aus dem Futterraum Schemel und Eimer, hörte die Trakehnerstute leise aufwiehern und dachte: Es war falsch. Du hättest das nicht tun dürfen, wirklich nicht. So hättest du's auf keinen Fall tun dürfen. Er schüttelte über sich selbst den Kopf.

Lydia und Wollni melkten gemeinsam nahezu zwei Stunden, er auf der rechten, sie auf der linken Seite. Sie melkten fast immer auf gleicher Höhe; aber sie wechselten kein Wort. Nur manchmal schaute einer verstohlen zum anderen hinüber, und zuweilen trafen sich dann auch ihre Blicke, sekundenlang, ruhten ineinander und wichen sich nicht aus. Wollnis Finger wurden nach kurzer Zeit steif von der ungewohnten Arbeit, verkrampften sich. Er mußte immer häufiger aussetzen, massierte die Hände, knirschte mit den Zähnen, und kalter Schweiß drang ihm aus der Stirn. Aber er melkte hartnäckig weiter und holte Lydia stets wieder ein.

Als sich beide, Lydia und er, in einer Schüssel wuschen, streifte ihr Haar sein Gesicht, das sich bei der Arbeit gerötet hatte und wie verjüngt war.

„Ob man nicht doch den Lappe wieder holt – was meinst du?“ fragte er.

„Fürs Vieh wär's schon besser, versteht mehr, der Graubart. Das Vieh hat gelitten!“

Im stillen war er stolz auf ihre Antwort, denn sie bestätigte ihm, daß er sich in Lappe nicht getäuscht hatte. „Und Zinn? Wie wird er's aufnehmen?“

„Ich weiß nicht!“

„Ob er's versteht?“

„Bei Zinn weißt du vorher nie, was er versteht und was nicht!“ Sie hielt ihm das Ende eines Handtuchs hin. Er griff danach und blickte sie grübelnd an. Und da, unerwartet, streicht sie ihm das Haar aus der Stirn, rückt seine Mütze zurecht, ohne Scheu, ganz selbstverständlich, als wäre es immer so gewesen.

„Nun geh“, sagte sie. „Sie werden dich schon überall suchen, und denken werden sie, wenn sie dich so sehen . . .“ Sie lacht hell auf, so hell, wie sie als Mädchen gelacht hat, wirft sich das Kopftuch über, drückt die Schultern zurück, geht leichtfüßig an ihm vorbei, ganz nah an ihm vorbei, und lacht dunkler nun, verhaltener und trifft ihn mit einem letzten, blitzenden Blick.

Und Wollni denkt merkwürdigerweise: Jetzt mußt du den Kleinmann beim Wort nehmen und das Fenster auflassen, abends, weil's spät werden kann. Als ob er's geahnt hat, der krummbeinige Satan. Es ist nicht zu glauben. So eine Geschichte!

Wollni trat in den Hof. Das Morgenlicht stach schmerzhaft in seine Augen. Er blickte hinauf zu den Leitungsdrähten, die sich über den Hof spannten und feucht glänzten. Scharen bleichbrüstiger Schwalben sammelten sich dort oben, nickten eifrig mit ihren leuchtend blauen Köpfen und zwitscherten schrill ihren Abschied in den Morgen, der von einer weh tuenden Helle war. Wollni ging auf das Gutshaus zu. Das Kopfsteinpflaster blinkte feucht. Der Dunghaufen dampfte seinen bitteren Modergeruch in die klare Luft. Aus den wilden Weinranken, die sich zäh an die Hauswände klammerten, flammte der Herbst.

Bevor Wollni die Terrasse erreichte, kam Schindel durch das Tor gestürzt. Die Sommersprossen auf seinem Gesicht hatten sich während seiner Krankheit zu großen rostbraunen Flatschen vereinigt. Die Lippen waren noch vom Fieber verbrannt. Aber seine grünlichen Augen sprühten Zorn, und das Haar glühte wie flüssiges Kupfer.

„Was hast du denn nun wieder angestellt?“ rief er schon von weitem und rang erschöpft nach Atem. „Kaum ist man ein paar Tage ans Bett gefesselt – und schon liegt ihr euch in den Haaren und prügelt euch!“ Er stand keuchend vor Wollni, fühlte sich immer noch schwach auf den Beinen, und der Schweiß brach ihm aus. „Zieht unsereiner beim Klassenfeind die Dauenschrauben an, heißt es sofort: Genosse, so nicht . . . Und du?“

Wollni verzog ärgerlich das Gesicht und zischte: „Nimm dich zusammen und überleg dir vorher, was du redest!“ Er blickte flüchtig zum Büro hin, sah den Buchhalter hinter der Gardine verschwinden und fuhr dann leiser fort: „Es ist wahr! Weißt einen Dreck und brüllst herum hier. Gibst ein Schauspiel für die anderen. So ist es leider mit dir!“

„Komm mir nicht von der Seite. Vor dir hat's hier keine Prügeleien gegeben. Das steht nun mal fest. Haben alles auf vernünftige Weise geregelt. Und du gehst einem Genossen an die Kehle – für nichts und wieder nichts!“

„Jawohl, auf vernünftige Weise . . . Den Dreck habt ihr zugescharrt wie die Katzen!“ Wollnis Stimme klang kalt, war ungewöhnlich gereizt. Er warf Schindel einen knappen, verächtlich funkelnden Blick zu, ging an ihm vorbei, ließ ihn einfach stehen. Im Gehen griff er sich mit der gespreizten Hand an die Mütze und schob sie wütend vor und zurück.

Schindel strich mit der Handkante heftig über die Kehle hin und starrte Wollni nach, der verkrampft und zum Platzen eigensinnig – wie es Schindel schien – durchs Tor hinkte.

Schindel hatten die Tage unterm dampfenden Federbett noch ungeduldiger gemacht. Er hob die Hand und ließ den Zeigefinger gefährlich lange hin und her schwirren. „So nicht“, murmelte er. „So nicht, Freundchen. Sollst mir eine Hilfe sein im Kampf, eine proletarische Stütze gewissermaßen, und machst nur Ärger! Warte die Zeit ab!“

ERSTE VERSUCHE

Harry Falkenbayn

JUPP

Jahrelang fahren wir schon mit demselben Schichtbus: der alte Brömme, Günter und ich. Zwischen dem gutmütig-poltrigen Brömme und Günter, der sich wie mancher Jugendliche ab und zu darin gefällt, in Opposition zu allem Neuen zu stehen, geht es dabei oft etwas hitzig zu, was allerdings unserem guten Verhältnis nicht schadet. Vor knapp einem Jahr gesellte sich dann Jupp zu unserem Trio. Brömme hatte anfangs nichts im Sinn mit ihm. Jupp war zweifellos kein Arbeiter seiner Herkunft nach, und der Alte hatte von Kind auf eine Abneigung gegen alle diese „Besseren“. Er hat dieses Mißtrauen auch heute noch nicht ganz überwunden. Als er dann allerdings in Jupp einen starken Verbündeten bei den ständigen Rededuellen mit Günter fand, wurde er langsam zugänglicher. Jupp warf nur hier und da mal ein Wort in die Diskussion, wodurch er freilich Günter und seine oft recht zweifelhaften Thesen stets in arge Bedrängnis brachte. Was wir sonst von Jupp wußten, war wenig. Er war vor einem Jahr von drüben gekommen, arbeitete jetzt als Angestellter mit uns in Leuna – und damit war unsere Wissenschaft auch schon erschöpft. Doch an dem forschenden Blick, mit dem Brömme ihn ab und zu musterte, erkannte ich, daß der sich ebenso sehr für ihn interessierte wie ich. Seltsam, obwohl Jupp auf einem Bein lahmte, ging von ihm ein Gefühl der Kraft und der Zuversicht aus, dem selbst der störrische Günter sich nur schwer entziehen konnte. Da Jupp aber allen Fragen nach seiner Vergangenheit geschickt auswich, blieb uns nichts übrig, als zu warten, bis er von selbst darüber sprach.

Das geschah dann auch eines Tages ganz unvermutet und überraschend bei einem der Wortgefechte zwischen Brömme und Günter. Brömme hatte seinem Ärger über das Wiederaufleben des Neofaschismus in Westdeutschland Luft gemacht, was Günter zu der Bemerkung veranlaßte, daß man „denen da drüben“ alles Mögliche anhänge, bloß weil sie eine andere politische Richtung verfolgten. Brömme schnappte förmlich nach Luft, doch noch ehe er lospoltern konnte, mischte sich Jupp in seiner ruhigen, bestimmten Art ein.

„Ich habe zwar nicht die zweifelhafte Ehre gehabt, einen von den Großen persönlich kennenzulernen. Der, den ich meine, war nur ein Kleiner, aber sein Beispiel ist nicht weniger typisch.“

Er blickte Günter voll ins Gesicht und fuhr dann langsam fort: „Ich weiß nicht, ob es dich interessieren wird, aber vielleicht ist es ganz angebracht, daß ich dir mal was aus meinem Leben erzähle, von einer Zeit, Günter, von der du wahrscheinlich keine rechten Vorstellungen hast.“ Er schwieg für ein paar Sekunden und sah nachdenklich aus dem Fenster, während wir anderen näher rückten. Dann begann er, langsam und ruhig erst, später eindringlicher, heftiger.

„Es war 1944. Ich will nicht behaupten, daß ich den Nazis damals feindlich gegenüberstand. Aber wie das so war, ich hatte mich über die allgemeine Lage vielleicht etwas zu offen und pessimistisch geäußert. Und dann? Nun ja, der allgemeine Weg damals: Anzeige, Polizeigefängnis, KZ. Und dort lernte ich ihn kennen, gleich am ersten Tage. Als wir unsere dünne Suppe empfangen, blieb er vor mir stehen, mich mit seinen dunklen schwärmerischen Mädchenaugen neugierig musternd und sich dabei ab und zu ein imaginäres Stäubchen von seiner eng anliegenden Uniform schnippend.

„Künstler?“

„Jawohl, Musiker, Herr, Herr ...“

„Scharführer“, unterwies er mich, und ein wohlwollendes Lächeln umspielte sein blasses Gesicht. „Ich geige auch ein wenig. Nicht viel. Aber selten lasse ich mir ein gutes Konzert entgehen. Bloß nicht viel los hier. Spielst du Geige?“

„Jawohl, Herr Scharführer, drei Jahre Erster Geiger gewesen.“

„Tadellos, da kannst du mir ja vielleicht mal was vorspielen.“

Das war meine erste Begegnung mit Bubi, wie der Scharführer allgemein von seinen Kumpanen genannt wurde. Warum er bei den Häftlingen den Namen Teufel trug, konnte ich in diesen ersten Stunden nicht begreifen. Am Abend dieses Tages wußte ich es. Todmüde von der ungewohnten harten Außenarbeit war ich in mein Bett gefallen, als mich eine brutale Stimme aus dem Schlaf riß.

„Ob hier der verrückte Musikheini untergebracht ist, habe ich gefragt, verfluchte Saubande.“

Noch halb im Schlaf stammelte ich: „Ja, hier.“

„Was heißt: Ja, hier. Das heißt: Jawohl, Herr Scharführer.“ Und mit überschnappender Stimme: „Vielleicht bist du Kanaille bald hier!“

Jetzt erst erkannte ich ihn wieder. Die fahle Blässe seines sonst so hübschen Gesichtes war von hektisch roten Flecken überzogen. Die schwarzen Locken hingen ihm wirr ins Gesicht, seine Augen blickten hart und glanzlos. Der Teufel! Jetzt begriff ich. Er hatte seine Geige mitgebracht.

„Spiel!“

Zögernd griff ich danach, glücklich, nach den langen Wochen der Haft wieder ein Instrument in den Händen zu halten. Ich probierte ein paar

Akkorde. Die Geige hatte einen guten Klang. Dann spielte ich. Zuerst Mozart, dann Chopin. Seltsam, wie Musik einen alles vergessen machen kann. Mein Blick fiel auf den Scharführer. Er stand an die Tür gelehnt, die Augen geschlossen, und über das von übermäßigem Alkoholgenuß gerötete Gesicht legte sich ein fast kindlich-friedlicher Schimmer. Doch nur für Minuten. Dann war er wieder der Teufel.

„Rhythmus, Kerl, Musik, Tempo, Lebensfreude.“

Einer von den Schwarzen in der Tür sprach ein paar Worte zu ihm, worauf der Scharführer in ein wieherndes Gelächter ausbrach und schrie: „Jawoll, und ihr tanzt dazu.“

Ich spielte weiter. Nicht mehr Mozart und Chopin, sondern banale Schlager, abgewetzte Gassenhauer. Die Tränen stiegen mir in die Augen, es würgte im Hals, daß ich glaubte, ersticken zu müssen. Ich sah meine Gefährten umherhopsen, kahlschädlig, lebenden Skeletten gleichend, sah ihre gehetzten, gequälten Blicke und hörte zwischendurch eine heisere Stimme: „Tempo, Rhythmus, Lebensfreude.“ Dann wurde es mir schwarz vor Augen. Als ich wieder zu mir kam, erzählte mir mein Nachbar, daß ich beim Sturz Bubis Geige zerbrochen hätte. Seitdem lahme ich ein wenig, und mit dem Geigespielen ist es auch vorüber.“

Bei diesen Worten hielt er seine linke Hand vor, und zum ersten Male merkte ich, daß die Finger steif und verkrüppelt waren.

„Ja, das war Bubi. Im Ausdenken neuer Schikanen war er nicht zu übertreffen. Ein Jahr, ein knappes Jahr nur war ich seinen teuflischen Launen ausgeliefert. Aber in diesem Jahr lernte ich, was hassen heißt. Doch auch seine Zeit sollte kommen.“

Eines Tages war der Tommy da. So plötzlich, daß nicht einmal das ganze Bewachungspersonal rechtzeitig fliehen konnte. Noch am Abend desselben Tages traten sie den Marsch in die Gefangenschaft an. Ihr Weg führte quer durch unser Lager. Nie werde ich dieses Bild vergessen. Sie, die uns einst bis zur Weißglut geschunden hatten, wagten jetzt nicht den Blick vom Boden zu heben. Zusammengedrängt wie eine Herde verängstigter Tiere, suchten sie dem drohenden Raunen der erregten Massen zu entgehen, sichtlich froh, daß die Tommys, wohl nichts Gutes ahnend, ihnen eine starke Begleiteskorte mitgegeben hatten. Das Murren schwoll an. Schimpfworte wurden laut, erregte Ausrufe in allen möglichen Sprachen. Aber man brauchte die Sprache nicht zu verstehen, um zu begreifen, was die Worte bedeuteten. Und immer wieder hörte man das eine: „Scheitan, Teufel.“

Ja, er war auch dabei. Man konnte ihn einfach nicht übersehen. Diese aufreizende Arroganz, mit der er das ringsum Geschehende völlig ignorierte, ließ die erhitzten Gemüter zum Sieden anschwellen. Und ehe wir es noch recht begreifen konnten, war es passiert. Einer von uns, unverkennbar ein

Jude, hatte den Wall der Tommys durchbrochen und sprang mit einem heiseren Schrei auf den Teufel zu. Aber ein roher Fußtritt des Scharführers in die Magengegend schleuderte ihn zurück. Doch da waren schon drei, vier Tommys über den Teufel her und rissen ihn von seinem unglücklichen Opfer zurück. Eine Flut der gehässigsten Schimpfworte ausstoßend, versuchte er sich frei zu machen und in sinnloser Wut auf den Angreifer zu stürzen.“

Jupp legte eine kurze Pause ein und fuhr dann mit seltsam ruhiger Stimme fort: „Ich weiß, was ihr jetzt erwartet. Einen unmittelbar losbrechenden Sturm, eine Revolte, eine Woge der Empörung, die alles sofort mit sich wegriß. Nein, nichts dergleichen geschah. Für Sekunden, die uns Minuten oder gar Stunden schienen, lag ein lähmendes Schweigen über der Menge, ein stummes Entsetzen, daß dies noch einmal möglich war, ein Entsetzen, in dem jedes Wort des tobenden Scharführers uns wie ein schmerzender Peitschenschlag traf. Ja, schimpft uns elend, feig. Aber urteilt nicht, bevor ihr bedenkt, daß sie versuchten, uns in jahrelanger Tyrannei den letzten Rest von Menschenwürde aus dem Leib zu treten. Was sollten wir denn sein? Nichts, ein Dreck, und bei jeder Gelegenheit hatte man uns das fühlen lassen. Wir waren gewohnt, wie Tiere behandelt zu werden. Nun schien noch einmal beängstigende Gegenwart, was uns bereits vergangen dünkte.“

Als dann der Entrüstungssturm losbrach, war es zu spät. Weiß Gott, woher die zahlreichen Tommys auf einmal kamen. Eine Wand von MPs blitzte uns entgegen. Aber vielleicht hätte auch dieser Wall vor der erregten tausendköpfigen Menge nichts genutzt, wenn nicht ein britischer Offizier den Fall auf seine Weise geklärt hätte. Er maß den Scharführer mit einem Blick abgründiger Abscheu und sagte dann langsam in gebrochenem Deutsch: ‚Mein Großvater war noch Deutscher, ich schäme mich.‘ Jeder andere wäre ob dieser kurzen Worte vor Scham wie ein geprügelter Hund davongeschlichen. Aber Bubi war nicht jeder andere. ‚Schämen?‘ Mit einem frechen, zynischen Lächeln schaute er dem Offizier voll ins Gesicht. ‚Schämen, wegen der dreckigen Judensau? Danken sollten Sie uns, daß wir einiges getan haben, um die Welt von dieser Pestbeule zu befreien. Aber vielleicht suchen Sie uns noch mal, daß wir die jetzt unterbrochene Arbeit . . .‘ Weiter kam er nicht. Zwei-, dreimal hieb die Reitpeitsche des britischen Offiziers in das Gesicht des Teufels. Ein Wink des Offiziers, und zwei Tommys bemächtigten sich des Scharführers, der mit zusammengebrochenen Zähnen und blutunterlaufenen Augen an ein reißendes Raubtier erinnerte. Aber er wagte keinen Widerstand mehr, als er aus der Meute seiner Gefährten herausgeholt wurde und die Tommys ihn mit Kolbenschlägen vor sich her stießen. Keiner von uns glaubte, diesen Mann jemals wiederzusehen.“

Jupp lehnte sich zurück. Seine angespannte Haltung hatte bei den letzten Worten einer ruhigen Nachdenklichkeit Platz gemacht.

Minutenlang war es still in unserer Ecke, bis Günter, der seine Spannung nicht verbergen konnte, mit der Frage herausplatzte: „Ihr glaubtet es. Aber dann . . .?“

„Der Rest ist schnell erzählt. Ich habe ihn wiedergetroffen. Drüben, vor zwei Jahren. Zwar nicht als Minister oder Politiker, sondern als ganz schlichten Privatmann. Er war der Berufsschullehrer meines Sohnes. Harmlos, nicht? Aber glaube mir, Günter, wo man solchen Leuten die Erziehung unserer Jugend anvertraut, da braucht man auch den ‚Großen‘ nichts ‚anzuhängen‘, wie du vorhin sagtest. Ja, Günter“, ergänzte er nach einer kurzen Pause mit Nachdruck, „man muß schon die Farbe abkratzen, wenn man sehen will, ob das Eisen rostig ist!“

Kurt Batt

Ein eigenständiges Erzählertalent

Herbert Nachbar: „Die Hochzeit von Länneken“, Roman
Aufbau-Verlag, Berlin 1960

Die Entwicklung Herbert Nachbars ist seit dem Erscheinen seines Erstlings „Der Mond hat einen Hof“ von der Öffentlichkeit mit großem Interesse verfolgt worden. Die heftige Reaktion der Kritik nach seinem Ausflug auf „Die gestohlene Insel“ war nicht zuletzt von der besorgten Frage bestimmt, ob sich die Prognosen und Hoffnungen erfüllen würden, die sich an die Verleihung des Heinrich-Mann-Preises von 1957 geknüpft hatten. Mögen die Paukenschläge der Rezensenten auch manchen verdrossen haben, zumal man bei uns sonst zartere Töne zu hören gewohnt ist, so bestätigt Nachbar selbst durch den nunmehr vorgelegten Roman die Richtigkeit jener Einwände.

Der Schriftsteller Nachbar hat seine Heimat wiedergefunden, Heimat im buchstäblichen und übertragenen Sinne. Und das war wichtig, nicht nur für die Leser, die auf einen Gegenwartsroman von ihm warteten, sondern auch für den Schriftsteller Nachbar, dessen ergiebigste Stoffquelle die Welt ist, die er von Kindheit auf kennt und liebt. Er mag manchen Versuchungen ausgesetzt gewesen sein, an die Thematik seines ersten Buches unmittelbar anzuknüpfen. Jedenfalls war er gut beraten, Stoff und Thema seines ersten Romans nicht einfach chronologisch fortzuführen. Er sparte den Abschnitt von der imperialistischen Vorkriegsperiode, während der sein erster Roman spielte, bis zum Jahre 1960 aus und griff mit der „Hochzeit von Länneken“ ein hochaktuelles Problem auf: das innergenossenschaftliche Leben, die Konflikte beim

Übergang vom Typ I zum Typ II in einer Fischereiproduktionsgenossenschaft.

Nachbar hätte diesen Roman über Länneken nicht schreiben können, hätte er nicht auf Ummanz gelebt. Denn die Phantasie des Schriftstellers, der einen Gegenwartsroman schreibt – und darum handelt es sich hier im präzisen Wortsinn –, bedarf zunächst des Gerüsts von nachprüfbaren Detailkenntnissen. Das ist nicht vergleichbar mit dem Quellenstudium eines Schriftstellers, der historische Romane schreibt und ein wissenschaftlich interpretiertes, mehr oder minder gesichertes Ergebnis über den Geschichtsablauf vorfindet. Beim Gegenwartsroman vermag nur der Schriftsteller zu bestehen, der das Einzelschicksal als historischen Prozeß, das Konkret-Ungewöhnliche als gesetzmäßig erlebt.

Nachbar hat in seinem neuen Roman den Sinn des epischen Geschehens von der Perspektive her begriffen: Die Hochzeit, die am Ende die Kinder zweier verfeindeter Fischerfamilien feiern, ist mehr als ein schönes Symbol für die Beendigung jahrzehntelanger Zwietracht zwischen den reichsten Familien des Dorfes, sie ist zugleich der sinnbildliche Beginn für eine neue Arbeitsmoral, für eine höhere Stufe genossenschaftlicher Arbeit. Im Brennpunkt eines privaten Geschehens begegnen sich Individuum und Gesellschaft! Das ist fein erdacht, aber um so kräftiger ist zu unterstreichen, daß Nachbar keine zweckoptimistischen Patentlösungen zur Hand hat. Selbst das Ehrenfest seiner Tochter verläßt der „König“, der reichste

Fischer des Dorfes, als die Forderung der Genossenschaft an ihn herangetragen wird.

Ein erstaunlich unsentimentales Buch! Hier werden zwei junge Menschen geschildert, die denken und rechnen können, die klug sind, aber anders als ihre Väter, die in die eigene Tasche rechneten, die nur schlau waren. Meines Wissens ist die „Hochzeit von Länneken“ das erste bei uns erschienene Buch, in dem die Nachkriegsgeneration mit den Vätern, die auf Herkommen und Besitz pochen, ins Gericht geht. Henning und Babs wären gescheitert wie die klassischen Liebespaare der Weltliteratur, hätten sie nicht unter den neuen gesellschaftlichen Bedingungen ihren Willen durchgesetzt. Denn darauf kommt es Nachbar an: nachzuweisen, daß das Glück der Jungen gegen überlebte Vorstellungen der Alten erkämpft werden muß. Und dies ist ein Problem, wie den „König“ und seinen ihm so sehr verwandten Widersacher, den „Admiral“, Besitzstolz und Verachtung der Kleinen in eine fast tragische Stellung zur Gesellschaft, zu ihren eigenen Kindern hineinmanövrieren, aber sie nicht zur Tragödie führen, eben weil die neue Gesellschaft, in der sie leben und die sie hassen, sie vor der Tragödie bewahrt. (Erst hier gelingt es Nachbar, eine angemessene Lösung zu finden. Wenn er in der kleinen Erzählung „Der Tod des Admirals“ die Titelfigur durch Selbstmord enden läßt, so braucht er am Ende die Erörterungen des Sohnes, um zu beweisen, warum dies trotz des schrecklichen Ausgangs keine Tragödie ist. Das ist zumindest keine ästhetisch befriedigende Lösung.)

Nachbar ist durchaus konsequent, wenn er an solchen Personen die Grenzen der Überzeugungskraft zeigt und sich gleichzeitig für befugt hält, Dogmen außer Kraft zu setzen, die jahrhundertlang im offiziellen Sprachgebrauch für unantastbar galten, wie jenes „Du sollst Vater und Mutter ehren“. In die Entscheidung gestellt zwischen derlei Geboten und dem eigenen wie der Mitmenschen Glück,

zögern die jungen Menschen keinen Augenblick, nicht aus egoistischen Motiven, sondern aus der Erkenntnis der gesellschaftlichen Entwicklung. Das Ethos wird zum Gegenstand der Auseinandersetzung. Gerechtigkeit ist, wenn die Kleinen klein bleiben – so wollen es die Alten. Gerechtigkeit ist, wenn allen die gleichen Möglichkeiten gegeben werden – sagt Henning. Diese Auseinandersetzung durchschneidet die bislang streng patriarchalisch geknüpften Familienbände und führt den „Admiral“ bis an den Rand der Selbstzerstörung. – Hier werden nicht einem Stoff neue Seiten abgewonnen, sondern die neue Seite ist der Stoff – der bewältigte Stoff, wie hinzugefügt werden muß. Gerade deshalb kann uns der Schriftsteller zu überraschenden Einsichten führen.

Diese Einsichten sind bei Nachbar mit einer außerordentlichen Formkraft verbunden. Schon welch glückliche Konstellation der Hauptfiguren! Da sind die beiden Männer, die sich ihr Leben lang bekämpften, nicht weil sie unterschiedlichen Charakters und Temperaments sind, sondern weil sie sich so sehr ähneln und mit den gleichen Ambitionen auftraten, die sie nur im rücksichtslosen Kleinkrieg gegeneinander verwirklichen konnten. Ihnen zur Seite stehen Frauen, von denen die eine halb umnachtet ist, während die andere aus Furcht vor dem Patriarchen kaum zu atmen wagt, beide umklammert von einer mystischen Religiosität, die ihnen Ersatz für das vertane Leben bieten soll. Mit diesen Eltern werden die Kinder Henning und Babs konfrontiert. Auch sie ähneln sich; aber ihre sittliche Verwandtschaft, die auf der Verantwortung für das Ganze beruht, führt sie notwendigerweise zusammen. Und ihre keusche Liebe, ihr Zueinanderfinden bildet das Kernstück der Fabel. Es ist eine schlichte, auf alle äußeren Effekte, Biegungen und Sprünge verzichtende Fabel, wie sie sich nur ein Schriftsteller leisten kann, der Charaktere von geistig-sinnlicher Lebendigkeit zu schaffen vermag. Die Geschlossenheit des

Werkes wird auch durch die Randfiguren nicht durchbrochen. Gestalten wie Millionen-Brümmen, der seine in Seemannsgarn eingesponnene Lebenslüge von der großen Erbschaft nach der Lännekener Hochzeit nicht mehr brauchen wird, geben dem Roman nicht nur Lokalfarbe, sondern machen auch den großen Verwandlungsprozeß sichtbar.

Nur das Kapitel XI, das die Reaktionen in der Familie Wussow auf die Auseinandersetzungen im Dorf schildert, entfernt sich von der Fabel, spreizt sich zudem in der Mitte des Romans. Offenbar ist Nachbar hier einer falsch verstandenen These vom Totalbild des Romans unterlegen; und er hielt es für nötig, der Schilderung der einstmaligen dörflichen Unterschicht mehr Raum zu geben, als es seine Fabel ihm gestattete. Notwendigerweise geht hier der Roman über seine Grenzen hinaus, es kollidieren ideologische Absicht und Komposition. Sicherlich nur ein Schönheitsfehler, der aber immerhin insofern auch zu inhaltlichen Konsequenzen führt, als Nachbar die dort auftretenden Personen nur reliefhaft herauszuarbeiten vermag.

Aber dieser Einwand besagt wenig gegenüber den vielen Gestalten, die in ihrer elementaren Vitalität dem Leser unvergeßlich bleiben. Nachbar konnte solche Figuren schaffen, weil er nicht nur die Probleme dieser Menschen, sondern auch ihre Emotionen, ihre Intimsphäre, ihren Beruf, dieses Leben in einer wunderbar herben Landschaft kennt. Und weil er ihre Sprache kennt! Denn das macht nicht zuletzt den Reiz des Buches aus: dieses ausgezeichnet getroffene plattdeutsch tingierte Hochdeutsch, vor allem in den Dialogen, aber auch in der Autore Erzählung. (Beiläufig: es gibt dabei einige Mißgriffe, wie zum Beispiel das vielleicht ein dutzendmal auftauchende Wort „Knilch.“) Die Natur, deren Schilderung man heutzutage häufig als eine letztlich überflüssige Zugabe an den Schöngeist ansieht, wird zum Bestandteil des epischen Geschehens, weil sie mit den Augen der in ihr lebenden

und mit ihr ringenden Menschen betrachtet wird. Der Autor wählt solche Vergleiche, wie sie die Fischer seit Jahrhunderten verwenden mögen. Da tanzt während des Sturms in den Bäumen der Bär, und in der blauen Stunde beginnt es in den Sträuchern zu spuken. Aber der Autor bietet, und auch das muß auf der Haben-Seite verbucht werden, keine Spökenkieergeschichten an.

Nachbar verläßt die Pfade des herkömmlichen Erzählens, verzichtet sowohl auf eine charakterliche Kontrastierung gesellschaftlich gleich situierter Figuren als auch auf eine Differenzierung der Sprachporträts. Er hat feinere Mittel zur Hand, feinere Mittel auch, als er sie 1956 im Roman „Der Mond hat einen Hof“ besaß. Er macht nicht Charakterunterschiede zum Vehikel der Auseinandersetzungen, sondern er zeigt, daß die persönliche Entscheidung, die das Resultat eines Entwicklungsweges ist, zum Zündstoff für gesellschaftliche Konflikte wird. Dieses Buch kennt keine grellbunten (im Grunde stets unrealistischen) Bilderbuchfiguren. Der „Admiral“ ist nicht weniger mutig, fleißig, einsatzfreudig als sein Sohn; aber erst wenn sich diese Eigenschaften im gesellschaftlichen Bereich objektivieren, werden sie werthaltig, sind bei dem einen böse, bei dem anderen gut. Hier werden die vieldiskutierten positiven und negativen Helden gegenständlich: Nachbar hat mit diesem Werk das Beispiel eines Genossenschaftsromans geschaffen, an dem man die künftigen Arbeiten messen wird.

Die dörfliche Welt, die in der „Hochzeit von Länneken“ geschildert wird, hat viele Facetten. In ihr setzen sich die Erkenntnisse des sozialistischen Zeitalters durch, aber in ihr leben auch noch Geiz und Engstirnigkeit, Melancholie und Einsamkeit, sie muß noch trügerische Hoffnungen verflüssener Jahrzehnte, Glaubenssätze der letzten Jahrhunderte und gar den Aberglauben aus urfrüher Zeit mit-schleppen. Nachbar nimmt die Kompliziertheit dieses Lebens nicht hin, er wertet, fällt Entscheidungen, er spürt den

sozialen Ursachen und den seelischen Folgen nach. Vor allem aber nimmt er die Schönheit dieses Lebens wahr und überträgt sie durch seine hohe Gestaltungskunst auf den Leser. Besingt er den Mut der Männer im Sturm, so klingen Töne des alten Epos an; erzählt er von der Liebe zwischen Henning und Babs, so greift er zu den Farben des Märchens. Er gebietet über eine erstaunliche Fülle von Erzählelementen. Und daraus entsteht am Ende ein bemerkenswert vielschichtiges und buntes episches Geflecht, in das hinein Krauses und Glattes, Leuchtendes und Dunkles gewoben wurde.

Wie schwer es auch fallen mag, Nach-

bars eigenständiges Talent in die deutsche Erzähltradition einzuordnen, so glaube ich nicht fehlzugehen mit der Vermutung, daß er am tiefsten von Wilhelm Raabe beeinflusst ist. Die Hintergründigkeit des Erzählens und der bisweilen krude Humor, die Liebe auch zu skurrilen Randgestalten, das reflektierende Verweilen und der breite, gemächliche epische Fluß, all das weist den Erzähler Nachbar als einen Nachfahren des großen Braunschweigers aus, dessen gewichtiges, wenn auch häufig mißverstandenes Erbe weiterzuführen schon ein Verdienst für sich ist. Und es bedeutet, hohe Anforderungen an sich zu stellen, wenn man ein solches Vorbild wählt.

Werner Liersch

Halbzeit

Martin Walser: „Halbzeit“, Roman. Subrkamp Verlag, Frankfurt (Main) 1960

„Halbzeit“ ist ein Titel, der einen nachdenklichen Autor verrät. In der Halbzeit richtet sich der Blick zugleich zurück und nach vorn, eine Bilanz wird notwendig. Man erinnert sich, Erich Kuby signalisierte eine solche Peripetie, als er 1959 einen Aufsatz in den „Frankfurter Heften“ überschrieb: „Es ist Halbzeit in Westdeutschland“. Die Summe, die er aus der bisherigen Entwicklung zog, forderte zum Nachdenken auf.

„Niemand kann voraussagen, wie lange es dauern wird, bis die Früchte der Saat aufgehen werden, die heute von Bonn mit Unterstützung oder Zustimmung oder wenigstens Duldung der halben Welt ausgesät wird. Es spricht viel dafür, daß die zweite ‚Halbzeit‘ länger dauern wird als die erste, und wir hoffen sogar darauf, denn wir sehen sie mit einer Katastrophe enden – nicht nur einer Katastrophe für Deutschland, sondern auch einer von Deutschland der Welt wieder einmal zubereiteten und angetanen Katastrophe. Es

kommt alles darauf an, ob die Welt dem deutschen Wahnsinn diesmal ein Ende machen wird, bevor er sein nicht wiedergutzumachendes Unheil anrichtet ...“

Daß übrigens der schon wieder gefährdete Furor teutonicus zwar nicht schlechthin ein deutsches Schicksal ist, wohl aber eine faschistische Vergangenheit hat, dazu leistete ja der Publizist Erich Kuby klärende Beiträge, und in der Tat kommt es in der zweiten Phase der westdeutschen Entwicklung bei Strafe der genannten Folgen darauf an, dem Revanchismus das Steuer aus der Hand zu nehmen. In dieser Peripetie zu leben, haben in den vergangenen Monaten eine ganze Reihe von westdeutschen Schriftstellern begriffen, und auch Martin Walsers Roman ist aus dieser Situation entstanden.

Walser hat seinem Werk einen Umfang gegeben, der an den großen Gesellschaftsroman erinnert: Auf 892 Seiten wird erzählt. Gleichwohl läßt sich die Fabel in einigen knappen Sätzen zusammenziehen.

Anselm Kristlein, Hauptfigur und Erzähler des Romans, kehrt nach überstandener Operation aus dem Krankenhaus in die Familie zurück. Der fast Vierzigjährige hat sich, nachdem ein Studium gescheitert war, als Vertreter durchs Leben geschlagen. Jetzt muß er gesundheitlich und finanziell wieder Tritt fassen. Kristlein knüpft alte Beziehungen neu, und nach mehrmonatigem, unfruchtbarem Bemühen ist er wieder im Geschäft. Ein Werbeunternehmen verschafft diesem Veteranen der Überredungskunst einen wohl-dotierten Job; eine Studienreise nach Amerika schließt sich an. Aus dem schwätzenden Reisenden ist der planende Werbepsychologe geworden. Anselm Kristlein ist auf dem oberen Teil der Sprossenleiter des Erfolgs.

Walsers Geschichte ist damit nicht erschöpft; sie gewinnt Volumen durch den Kreis des Lebens und der Menschen, durch den er führt. Da ist einmal die kleinbürgerliche Familie der Kristleins, da ist zum anderen Anselms Freundeskreis, eine Gruppe mittlerer und kleiner Geschäftemacher mit intellektuellen Ambitionen und schließlich die „große Welt“ der Industrie und des Verdienens, die durch den Frantze-Konserven-Konzern repräsentiert wird, in dem nicht wenige Faschisten ein gutbezahltes Unterkommen gefunden haben, wie etwa der ehemalige SD-Mann Dr. Fuchs.

Das ist schon eine Gruppierung, an der eine Anatomie der bundesdeutschen Gesellschaft möglich wäre. Doch über weite Strecken seines Romans vertut Walser diese Möglichkeit, und es kommt zu einem Mißverhältnis zwischen Aufwand und Sektionsbefund. Zwar hat der Autor mit dem Frantzekreis den Raum abgesteckt, in dem die erste Halbzeit der westdeutschen Entwicklung ihren gefährlichen Charakter annahm, aber sein Erzähler, Anselm Kristlein, ist nicht der Mann, der mehr als Zugang zu ihm findet. Kristlein ist der Typ eines deklassierten Intellektuellen, der versucht, sich in der Konjunktur zu arrangieren, auf seiner Ebene mit den

Frantzes gleichzuziehen, irgendwie dazu zu gehören. Nicht, daß er ein skrupelloser Geschäftemacher wäre – er selbst wird oft genug geprellt –, aber Kristlein möchte nun, dicht vor den Vierzigern, endlich auch seinen Fuß in das Vorzimmer des Erfolgs setzen. Es ist nicht seine Art, dem Leben etwas abzutrotzen – er versucht es mit seiner Geschicklichkeit; Kristlein möchte das Leben so „überreden“, wie er einem Friseur eine Ölheizung aufschwätzt, die er gar nicht gebrauchen kann. Jede verkaufte Wäscheaussteuer, jeder verkaufte Ölofen ist für Kristlein ein Zipfel vom Leben, doch es bleibt ein unausgefüllter Rest, und erst im Bett bestätigt er sich immer wieder, daß er ein zweites, größeres Ich hat, das „Galileo Cleverlein“ heißt. Seine Frau Alissa, das Mädchen Sophie, die Studienrätin Gaby, die Schauspielerin Anna, Susanne – so heißen seine Erfolge. Die Matratze wird zum Feld der Ehre für den kleinen Mann. Kristlein meditiert:

„Wer kümmerte sich von den zwei Milliarden um mich? Wer, außer ein paar Frauen, bestätigte mir, daß ich auch da war? Ich konnte mich der Welt nicht aufdrängen mit Transaktionen, Kanalbauten, pädagogischen Handbüchern, Sprinterlorbeeren oder Vorsitz in holzgetäfelten Sälen, ich war weder Vollkaufmann noch General, mein Platz war im Kinopublikum, zweiter Rang, für wen war ich notwendig? Das ließ sich an einer Hand abzählen. Gut, ich war Konsument, aber sonst? Wer sorgte dafür, daß man nicht verging vor Kläglichkeit ...“

Durch seine erotischen Ambitionen erst bekommt der Kleinbürger Kristlein eine gewisse Verve und erhöht sich über Mittelmaß. Nicht jeder verkehrt schließlich mit einer Schauspielerin wie Anna, die immer und auf jeden Fall zur Steigerung ihres Lustgefühls den Hund zusehen läßt.

Walsers Erzählen hat etwas von der Methode, die aus Kristlein Cleverlein macht; es gibt kaum einen Vorgang, keine Person, die nicht von hier einen Akzent bekäme. Kristleins Freund Josef-Heinrich,

hochdekorierte ehemaliger Jagdflieger und Nazi, interessiert nicht so sehr in seiner Stellung zur bundesdeutschen Gegenwart, denn als der „große Bock“.

Sollte sich dieser Typ tatsächlich nur so an die Situation angepaßt haben, daß er heute genauso direkt auf Frauen zugeht wie früher auf Flugzeuge?

Josef-Heinrich jedenfalls tut das. In einem besonders präparierten Zimmer hält er seine neuen Erlebnisse auf Filmstreifen fest, die er später mit sachlichen Erläuterungen im Freundeskreis vorführt.

Solche und andere erotische Gags sind bei Walser nicht satirische Mittel, über die er frei verfügt und die er zur Charakterisierung einsetzt, sondern Ausdruck einer verkürzten Erzählerperspektive, aus der es ihm schwerfällt, den Blick über die Gürtellinie zu heben. Selbst Edmund, ein Bühnenbildner aus Kristleins Freundeskreis, der das kritischste Verhältnis zu Anselm, Josef-Heinrich und der Frantzkewelt hat und sich später anschickt, in die DDR überzusiedeln, geht durch die Hälfte des Romans als vergeistigter Homosexueller, bis sich herausstellt, daß er nur impotent ist. Selbst die kritischen Möglichkeiten dieses reichlich synthetischen Marxisten denunziert Walser bei seinen Lesern zugunsten einer recht abgestandenen Attraktion in seinem erotischen Panoptikum, in dem die Halbzeit in Gefahr ist, als eine Halbweltzeit zu erscheinen.

Was Walser Edmund über Kristlein sagen läßt – „der ganze Horizont, ein großer Unterrock“ –, ist eine Gefahr, der zu erliegen der doch kritisch angelegte Roman immer dann nahe ist, wenn Walser das Erzählen distanzlos Kristlein-Cleverlein überläßt. Anselm Kristlein bringt zwar aus der Frantzkewelt brillante Schilderungen einer Party, der Verleihung eines Ehrendoktors, des Mäzenatentums des Konzernchefs Leo Frantzke und des sozialen Sendungsbewußtseins seiner Frau mit, überhaupt hat er ein Organ für die Atmosphäre der bundesdeutschen Oberschicht, aber warum der

ehemalige SD-Mann Dr. Fuchs als Verkaufsdirektor wieder eine führende Rolle spielt, bleibt Kristlein verborgen. Wohl zu oft braucht Walser Kristleins Potenz für das Rankenwerk der Halbzeit auf, das im Roman reichlich wuchert. Er, der minutiös über den Assoziationsverlauf während eines Geschlechtsaktes oder einer Fahrt im Lift Rechenschaft gibt, versagt, wenn es um einen Josef-Heinrich oder Dr. Fuchs geht.

Wenn andererseits Walser Kristlein an der Projektion seines zweiten Ichs, des Cleverlein, hindert, werden auch durch Kristlein wesentliche Momente der Halbzeit erfaßt. Ja, die Naivität des Erzählers, seine Durchschnittlichkeit wird zur Basis einer Satire, die das Geschehen blitzartig erhellt. Wo Walser mit seinem Kristlein sonst nur provokant den guten Geschmack verletzt, schockiert er nun wirklich, weil die Gefahr sichtbar wird, die in der ersten Halbzeit der westdeutschen Entwicklung heraufgezogen ist. Als in einer Sitzung der Werbeberater des Frantzkekonzerns unterschiedliche Auffassungen sichtbar werden, bedient sich einer der Diskutierenden der Methode des Rufmordes, die andere Meinung wird als „kommunistisch“ abgestempelt. Kristleins simplicianisches Erstaunen darüber, was alles den Kommunisten nütze, wie raffiniert ausgetüftelt ihr System sein müsse, wird zu einer treffenden Satire auf den Nebelvorhang des Antikommunismus, hinter dem sich die Restauration vollzog (s. NDL 3/61). Walser erfaßt, daß die Aktion gegen die Kommunisten immer nur das Vorspiel ist zur Aufkündigung der politischen Rechte auch anderer demokratischer Kräfte. In solchen Szenen macht der Autor das wirklich Bedrohliche der westdeutschen Situation bewußt, und Kristlein lebt tatsächlich in der Peripetie, in der blitzschnell alles zum ungeheuer Gefährlichen umschlagen kann. Auch die Vertreterperspektive Kristleins wird ergiebig, wenn es nicht um die Halbweltzeit, sondern um die bonn-deutsche Realität geht. Kristlein wird Zeuge einer Werbeveranstaltung

der Bundeswehr für ihre Luftwaffe. Modelle von Raketen und Düsenjägern werden in einem Schulhof aufgestellt, Offiziere geben sachkundige Erläuterungen. Mit geübtem Blick zergliedert er das Geschehen vor seinen Augen, und die Maske der angeblich harmlosen Wirtschaftswundergesellschaft fällt einmal mehr: Man erkennt, die Methoden ihrer Konsumsteigerung sind unter anderen Umständen auch die Methoden ihrer Rüstungssteigerung. Kristlein beobachtet einen der Offiziere: „Der verkauft aber schon großartig, dachte ich und erinnerte mich, daß ich nur ein einziges Mal so gut verkaufen sah. Im Kaufhaus. Könnte ein Bruder sein von diesem Leutnant, der gleiche Charme, bloß hat der Bruder im Kaufhaus 'n neuen Schneebeesen verkauft.“

Das trügerisch rosige Gesicht des „Wirtschaftswunders“ wird von Walser aber nur in einzelnen Episoden des Romans abgeschminkt, weil er dieses sogenannte „Wunder“ schon für den eigentlichen Charakter der Entwicklung Westdeutschlands nimmt. Als das Bedrohliche erscheint immer wieder ein Zuviel an „Wohlstand“, aus dem Sattheit, Sterilität und solche Typen wie Josef-Heinrich und Kristlein resultieren. Nicht zuletzt deshalb hat ja auch Walser seinen Roman im Milieu des müßigen Geschwätzes, der Erfindung einer Konserve für Satte angesiedelt. Doch wenn auch Kristlein seine Eroberungen mit Überredung und Werbung macht, so wird sich die Frantzkewelt, wenn sie glaubt, die Umstände würden es erlauben, durchaus nicht mit der Reklame, der von Kristlein erfundenen „psychologischen Produktalterung“, begnügen. Sie hat sich in der ersten Halbzeit der westdeutschen Entwicklung schon wieder auf die „physische Verschrottung“ der Produkte vorbereitet, und Walser selbst läßt einen der Frantzkeleute danach rufen: „Sie sind sich offensichtlich nicht bewußt, daß unsere westliche Gesellschaft in einem Kampf gegen eine Gesellschaft steht, in der buchstäblich jede Ganglie der Produktion des Notwendigen verpflichtet

wird, während sie sich hier, als wären sie allein auf der Welt, dem Überflüssigen verschreiben. Sie mißbrauchen die Freiheit. Noch leiden sechzehn Millionen Deutsche unter der Knute der Diktatur, und sie spielen im Sand, arbeiten dem Kommunismus in die Hände.“

Walsers Trugschluß über den Charakter der Halbzeit ist wohl auch für das Fehlen eines erzählerischen Zentrums verantwortlich, von dem aus die einzelnen Episoden gewertet werden. So reiht der Autor Detail an Detail aneinander, offensichtlich im Gefühl, die Halbzeit noch immer nicht im Griff zu haben. Er summiert Symptome, er pendelt zwischen Wichtigem und Nebensächlichem, wie die auf den Aphorismus dressierte Sprache zwischen Sätzen wie „... Breslau haben die Landsleute verscherzt ...“ und „... der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann kaum noch gehen ...“ Wenn Walser aber konzentriert erzählt, besonders wenn er die Gegenwart – wie etwa in der Lebensgeschichte der Jüdin Susanne – mit der Vergangenheit verbindet und bewußt sein Vorhaben einer Bilanz verwirklicht, erreicht er jenen erzählerischen Ernst und jene künstlerische Überzeugungskraft, den der heutige Entwicklungspunkt der westdeutschen Situation erfordert.

Walser ist ein Schriftsteller, der, experimentierend und sich in Methoden bewegend, nach eigenem Ausdruck sucht. Der 1927 geborene studierte Literatur und promovierte bei Friedrich Beißner mit einer Arbeit über Kafka. Er kennt sich also in Techniken aus. Sein Band kurzer Prosa, sein Roman „Ehen in Philippsburg“, geben da manchen Aufschluß. Ist auch sein Roman „Halbzeit“ noch nicht frei von unfruchtbaren modernistischen Erzählversuchen, so ist doch jetzt ein Schriftsteller zu erkennen, der immer mehr zu sich selbst findet, das heißt, dem die kritische Auseinandersetzung mit der westdeutschen Wirklichkeit und nicht das unfruchtbare Experiment zum Hauptanliegen seines Schaffens wird.

Von der Dramatischen Ballade zur Legende

Kuba: „Die Legende vom Klaus Störtebeker“
VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1960

Die von Kuba gestaltete Dramatische Ballade „Klaus Störtebeker“ hat in den Festspielaufführungen in Ralswiek viele Zehntausende von Zuschauern begeistert. (Vgl. NDL Heft 8/1960.) Es gelang dem Dichter, einen Stoff szenisch zu gestalten, der wahrhaft volkstümlich genannt werden kann und der deshalb auch Traditionen der Volksdichtung bildete, die das plebejische Selbsthelfertum im Mittelalter künstlerisch vielfältig vorstellten. In Störtebeker fand Kuba einen überlieferten Helden, in dem die Volkskräfte des 14. Jahrhunderts repräsentiert werden, die ausgebeuteten Bauern ebenso wie die unfreien städtischen Plebejer, die Schiffsleute und die Vogelfreien. Der Autor begnügte sich aber nicht damit, die alten Sagen in ein neues literarisches Gewand zu kleiden, sondern gestaltete den Störtebeker-Stoff vom Standort eines sozialistisch-realistisch schaffenden Schriftstellers neu. Kubas Werk bildet dadurch, daß das Überlieferte kritisch angeeignet und schöpferisch weiterentwickelt wurde, ein hervorragendes Beispiel für die Anwendung der Methode des sozialistischen Realismus auf historische Stoffe. Dabei muß man sich klarmachen, daß das konkrete Geschehen der Ballade in einer Zeitepoche angesiedelt ist, in die einzudringen auch dem Fachhistoriker gar nicht leicht ist. Noch war das Bürgertum als Klasse wenig entwickelt, noch wirkten zahlreiche, erst im Laufe der folgenden Jahrhunderte aufbrechende gesellschaftliche Konflikte keimhaft und zudem verschleiert. Allzu leicht bieten sich deshalb auch unzulässige Analogien, geschichtlich falsche Aspekte an. Hinzu kommt, daß die ideologischen Auseinandersetzungen ausnahmslos in religiöse Hüllen gekleidet werden, so daß der Beobachter die kon-

kreten Klasseninteressen in oft verzerrten Spiegelungen wahrzunehmen hat. Es ist die große Leistung Kubas, daß er diese Schwierigkeiten überwand und solche bedeutenden Probleme richtig darstellte, wie etwa das der bürgerlichen Klassenemanzipation in ihren Anfängen oder das erste geschichtliche Moment der Nationbildung. Bislang hat noch kein deutscher Autor in einem Werk dermaßen deutlich das Wesen dieser Übergangsperiode künstlerisch enthüllt, wie das hier gelang. Aber auch die eigenartigen Inhalt-Form-Beziehungen erwecken unser Interesse. Es würde zu weit führen, über die Traditionen des Volksschauspiels zu sprechen, die objektiv diese dramatische Ballade vorbereiteten. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß es dem Dichter darauf ankam, das heroische Wirken seines Haupthelden, eben Störtebekers, nicht isoliert vom abgeschilderten historischen Hintergrund sichtbar werden zu lassen, sondern die realen Wechselbeziehungen zwischen dem Helden und den Volksmassen aufzudecken. Kuba beachtete die Forderung, die Karl Marx in der bekannten „Sickingen-Debatte“ erhob, als er im Hinblick auf Lassalles Drama vom fehlenden „aktiven Hintergrund“ sprach, den die Vertreter der Bauern und der revolutionären Elemente in den Städten bilden mußten. Je extensiver nun aber der „Hintergrund“ als solcher literarisch gestaltet wird, um so mehr müssen epische Tendenzen an Geltung gewinnen. Dies erzwang in unserem Falle die Form eines weitläufigen szenischen Massenspiels, das dramatische Episoden in sich schließt, eben die „Dramatische Ballade“. Anders: Da das Verhältnis zwischen geschichtlicher Persönlichkeit und Volksmassen künstlerisch ebenso als Wechselbeziehung wie als Polarität darzustellen

ist, muß der Dichter, der die Klassenbeziehungen auf der Bühne differenziert anschaulich machen will, eben auch bis zu einem gewissen Maße „episieren“, da er ja nicht nur einen einzigen Hauptkonflikt, sondern mehrere, dialektisch verbundene Konflikte vorführen muß. Es bedarf gründlicher Untersuchungen und Vergleiche, ehe gesagt werden kann, inwiefern Kuba umfassend den aktuellen Anforderungen der Gattung, die er wählte, entsprochen hat. Daß er um das Grundproblem des großen sozialistischen Theaters der Gegenwart rang, bezeugt schon von vornherein seine ästhetische Einsicht. Bechers „Winterschlacht“, Brechts Stücke, aber auch die Werke jüngerer Autoren wie etwa die Strittmatters zeigen, daß dieses künstlerische Grundproblem – eben das Herausarbeiten des charakteristischen Helden in seiner Wechselbeziehung zum „aktiven Hintergrund“ – zunächst nur durch das Einbeziehen epischer Elemente bewältigt werden kann. Allerdings ist zu fragen, inwiefern in Kubas Werk die einzelnen Handlungslinien tatsächlich zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen werden. Natürlich verlangt das epische Schauspiel zugleich ein gewisses Typisieren der Hauptgestalten, ein Reduzieren ihrer Wirkungskreise. Aber es scheint in Kubas Dichtung zuweilen doch so, als ob die dramatische Entwicklung des Charakters Störtebeckers zugunsten einer breiten Ausschmückung des „historischen Gemäldes“, zugunsten episch-szenisch orientierter Episoden zurückgesetzt, vielleicht unnötig zurückgesetzt wurde. Kubas Festspiel ist dort besonders stark, wo Störtebeker handelnd oder zumindest reflektierend *direkt* das Geschehen beeinflußt, es erhält überall dort die Züge einer mehr illustrierenden historischen Revue, wo Störtebeckers Geschick nur mittelbar mit dem Vorgeführten verbunden wird. In den Meisterwerken Brechts wird diese Kalamität zu meist maximal überwunden; Kuba, der vor der Frage „Charakterdrama oder szenisches Massenspiel“ stand, entschloß sich, den konkreten Verhältnissen ent-

sprechend, dem letzteren den Vorzug zu geben. Daraus entstand eine großartige schöpferische Leistung, die freilich nicht frei von gattungsgemäßen Widersprüchen ist.

Vielleicht reizte es den Dichter, der die konzeptionellen Schwierigkeiten seines Spieles praktisch ausgemessen hatte, statt der komplizierten nun auch der einfacheren Form Genüge zu tun oder, wenn man so sagen will, „es auf andere Art zu versuchen“. Neben dem Umstand, daß zahlreiche Zuschauer des Ralswieker Festspiels nicht nur das Szenarium, sondern vor allem „die Geschichte als solche“ kennenlernen wollen, mag das Gattungsproblem Kuba bewogen haben, den bereits geformten Stoff in ein anderes Genre zu überführen, eine Erzählung oder, wie er es nennt, eine „Legende“ zu schreiben. Das war ohne Zweifel ein interessantes Experiment mit einem bemerkenswerten Ergebnis: Ohne daß Kuba auch nur im geringsten den bereits gestalteten Stoff veränderte, ohne daß er die Grundkonzeption modifizierte, schuf er doch ein in seiner Art völlig neues Werk. Es handelt sich bei diesem eben nicht um eine „Inhaltsangabe“ des Spieles, um eine Nacherzählung. Was entstand, ist selbständig in der Struktur, selbständig als poetische Gestaltung. Diese – naturgemäß relative – Selbständigkeit gründet sich auf die erzielte Reinheit des Genres. Schlicht und straffend, aber zugleich farbig und einfallsreich erzählt der Dichter seine Geschichte vom Leben und von den Taten, von den Freuden und von den Leiden, letztlich vom Untergang Klaus Störtebeckers, der vom unfreien Knecht zum Rebellen gegen die „Ordnung“, zum Likedeeler wurde.

Daraus ergaben sich Vorteile für den Dichter: Leichter als in der „Dramatischen Ballade“ konnten die einzelnen Episoden zusammengefügt, konnten größere Zeit- und Handlungsräume umspannt werden. Deutlicher treten die Nuancen der Charakterisierung hervor, der dichterische Kommentar ordnet sich besser in

die Diktion ein. Was solcherart entstand, kann man eine gute, spannende und wertvolle Erzählung heißen. Das Außerordentliche, im besonderen Sinne Poetische, das im Szenarium des Massenspiels zu entdecken ist, kann allerdings in der „Legende“ nicht so hell hervortreten. Hier wird die Wichtigkeit der Gattungswahl, der objektive Charakter des Genres ganz evident! Die Härte, die im Vorspiel wirkt, der zarte lyrische Schmelz der Liebesszene im Stralsunder Rosengarten, die Leidenschaft, die in den Tanzszenen aufglüht – alles das und anderes klingt zwar auch in der Erzählung an, kann aber nicht mit gleicher Wirkung vorgebracht werden, wie dies in der „Dramatischen Ballade“ der Fall war. Heißt das, daß die nachschaffende Erzählung sekundär oder gar überflüssig wäre? Durchaus nicht. Wenn wir auch geneigt sind, die szenische Form als besonders interessant im Hinblick auf die weitere Entwicklung unseres Theaters hervorzuheben, wenn wir auch glauben, daß die Eigenarten Kubas in der Dramatischen Ballade eindrucksvoller erscheinen, so besitzt die Erzählung ihre, wie schon betont wurde, eigenständige, literarische Funktion. Die Funktion ist nicht vom engen Nützlichkeitsstandpunkt zu messen: Vielmehr erleben wir den bedeutsamen Vorgang, daß ein Dichter, der an die Traditionen bewußt anknüpfte, als er seinen Störtebeker-Stoff aufgriff, zugleich

auch seinem Werk zu einer weitläufigen Wirksamkeit, zu einer neuen, qualitativ höheren Traditionsbildung verhilft.

Wir können immer wieder in der Literatur der Vergangenheit, aber auch in jener der Gegenwart, den bemerkenswerten Umstand entdecken, daß ein Dichter, der ein Thema zu seiner innersten Aufgabe werden ließ, dieses Thema nach allen Richtungen hin dann schöpferisch prüfte, es mehrmals künstlerisch abhandelte und so bereicherte. Kuba liefert ein neues Beispiel für dies Bestreben, das immer auf literarisches Verantwortungsgefühl und echtes Schöpfertum schließen läßt. Man kann sicher sein, daß ihn seine Gestalten noch lange begleiten werden, daß er noch öfter sich auf diese oder jene Weise mit ihnen beschäftigen wird. Er nützt damit nicht nur den Lesern, sondern regt vor allem jene jüngeren Autoren an, die allzu schnell von ihnen entdeckte Stoffe und Themen wieder verlassen. Darüber hinaus fordert er einmal mehr zu Diskussionen über die Gattungsfrage auf.

Gerade am hochbedeutenden Störtebeker-Stoff wie an den einzelnen gattungsgerichteten Bemühungen lassen sich fesselnde theoretische Probleme entwickeln. Ihre Lösung kann mithelfen, rascher auf den Bahnen voranzukommen, auf denen sich unsere Autoren gegenwärtig bewegen.

Heinz Auerbach

Dramatik aus dem Äther

An einem Tisch sitzen drei Menschen: zwei Sowjetbürger und ein Bürger unserer Republik. Es ist ein gewöhnlicher Tisch. Ungewöhnlich ist nur das Erlebnis, das die drei verbindet. Es liegt in der Vergangenheit. Aber noch in unseren Tagen spüren wir seine Wirkung. Dieses Bild steht am Anfang des Fernsehfilms *„Immer am Weg dein Gesicht“* von Rudolf Böhm. Sehr feinfühlig und behutsam erzählt der Film die Geschichte einer Liebe zwischen einem Soldaten der faschistischen Wehrmacht und einer jungen sowjetischen Lehrerin. Der Soldat war nach einem Zusammenstoß mit der Feldgendarmerie desertiert und durch Zufall auf ein Partisanenlager gestoßen: ein Suchender zwischen den Fronten, glaubend und hoffend, daß ihm noch ein dritter Weg bliebe, der weder zu den Faschisten zurück noch zu den Bataillonen der „Fremden“ führt. Im Lager der Partisanen entsteht zwischen ihm und einer vor SS-deutschen Brutalitäten geflohenen Lehrerin jene zauerhafte Liebe, von welcher der Film berichtet. Es war eine kurze Liebe. Aber sie war nicht umsonst. Ein junger Soldat, ausgezogen zu töten und zu vernichten, kehrte zurück als ein gereifter Mann, der durch die Liebe zu einem wirklichen Menschen die Liebe zu den Menschen gefunden hatte.

Der Film läßt uns ein wichtiges Kapitel deutscher Geschichte unter dem richtigen Blickwinkel sehen. Die Akzentverteilung steht im Einklang mit der historischen Wahrheit, daß die Sache des Friedens und der Humanität allein durch die überfallene Sowjetunion vertreten wurde. Dennoch meidet der Autor jeden Schematismus. Er differenziert zwischen

den gewissenlosen Faschisten und der Masse der einfachen Soldaten. Sein Held, der junge Soldat Herbert, ist das Kind einer deutschen Arbeiterfamilie. Erbarungsloser Drill und „nationalpolitische Erziehung“ vermochten zwar manches davon zu überdecken, aber gänzlich verschütten lassen sich Kindheits- und Jugenderinnerungen, elterlicher Einfluß und erste Erkenntnisse eines Proletariarkindes nicht. In Herberts Kopf herrscht, wie bei so vielen, ein heillooses Durcheinander von ursprünglichem Gerechtigkeitsempfinden und faschistischen Blut-und-Ehre-Parolen. Deshalb vermag er auch nur in begrenztem Maße anständig und ehrlich zu sein. Er erkennt nicht die Beziehung zwischen der von ihm verabscheuten Jagd auf Zivilisten, auf Frauen und Kinder, und der Tapferkeit im Gefecht, für die ihm das EK I verliehen wurde. Von dieser Auszeichnung will er sich nicht einmal trennen, als die Partisanen ihn gefangengenommen haben. Er verschweigt sie. Später, als gerade deshalb das geliebte Mädchen statt seiner einen gefährlichen Auftrag übernehmen muß, beginnt er zu begreifen, daß die faschistische Vergangenheit mit Stumpf und Stiel aus seinem Leben getilgt werden muß, wenn er den einmal eingeschlagenen Weg zu Ende gehen will.

Die Bedeutung des Films liegt nicht so sehr in dem abenteuerlichen Geschehen, von dem er berichtet, als vielmehr in der Aussage, die hinter dem fotografisch Erfassbaren steht. Man muß sich die Menschenverachtung und Brutalität der faschistischen Ideologie vor Augen halten, um zu verstehen, welche Gegensätze hier konfrontiert werden. In einer Zeit, da es

dem deutschen Imperialismus gelungen war, einen großen Teil des Volkes zu Haß und Gewalt gegen den ersten Arbeiter- und Bauern-Staat der Geschichte aufzuhetzen, erwächst auf dem blutgetränkten Boden der überfallenen Sowjetunion die Liebe eines tapferen sowjetischen Mädchens zu einem Soldaten der faschistischen Armee. Die Liebe Sonjas und Herberts hat jedoch nichts gemein mit sentimentalem Kosmopolitismus. Es ist keine „Liebe an sich“, wie sie in so vielen Allerwelts-geschichten immer wieder strapaziert wird. Es ist die Liebe zweier Arbeiterkinder, die inmitten der unerbittlichen Klassenkämpfe ihrer Zeit einen Schlußstrich unter den Mißbrauch des einen für die Ziele des Klassegegners ziehen. Diese Liebe ist zugleich Erkenntnis und Parteinahme in den Auseinandersetzungen unserer Epoche.

Es sei nicht übersehen, daß dem Werk auch einige Schwächen anhaften, vor allem eine ungenügende Motivierung und Vorbereitung des Liebesverhältnisses zwischen Sonja und Herbert. Es überrascht, daß die junge Lehrerin nach all dem Leid, das ihr und ihrem Volk widerfuhr, einem Angehörigen des mordbrennerischen Heeres so schnell ein solches Gefühl entgegenbringt. Die über weite Strecken äußerst spannende Episode der Befreiung des gefangenen Partisanen gewinnt dadurch mehr Gewicht, als für die Grundhandlung gut ist. Sie bleibt nicht die konkrete Form, in der sich der Grundgedanke entfaltet, sondern wird selbst zum bestimmenden Element. Auch steht die streckenweise überspitzte Gefühlsbetonung in einer merkwürdigen Diskrepanz zur Härte der Zeit. Die Liebe der beiden so grundverschiedenen jungen Menschen wird zu sehr als selbstverständlich dargestellt. Dadurch verliert die Zeit vieles von ihrem Spezifikum. Die Rückblende wird teilweise zu einer durch den Abstand verklärten romantischen Erinnerung.

Ungeachtet dieser Mängel jedoch trägt der Film Wesentliches zur geistig-politischen Durchleuchtung der dargestellten

komplizierten Erscheinungen und Vorgänge bei. Er tut das auf hohem literarischem Niveau. Er ist ein eindeutiger, wertvoller Gewinn für die junge Kunst des Fernsehfilms.

Fernsehspiele kriminalistischen Inhalts haben beträchtlichen Anteil am „Spielplan“ des Deutschen Fernsehfunks. Die Stücke der „Blaulicht“-Reihe von Günter Prodöhl zählen zu den wertvollsten des Genres, literarisch wie auch hinsichtlich ihrer erzieherischen Bedeutung. Die Auszeichnung des „Blaulicht“-Kollektivs mit dem Ehrenzeichen der Deutschen Volkspolizei kann deshalb nur Zustimmung finden.

Was kennzeichnet die Blaulicht-Reihe gegenüber anderen Werken des Genres? Versuchen wir, darauf an Hand der beiden letzten Blaulicht-Folgen zu antworten: „*Splitter*“ und „*Gardez*“.

In „*Splitter*“ geht es um die Aufklärung eines Verkehrsunfalls. Der Schuldige setzte das schwerverletzte Opfer in eine vorbeikommende Taxe. Dem Fahrer nannte er eine Adresse am Stadtrand. Dort angekommen, fand der Fahrer nur noch die Leiche seines Fahrgastes im Wagen. Bei der Spurenverfolgung durch die Volkspolizei ist er der erste, auf den der Verdacht fällt. Damit ist der Knoten für eine interessante Kriminalgeschichte geschürzt. Außerdem aber wird ein menschlicher Konflikt vorgeführt, der den Zuschauer mindestens ebenso beschäftigt wie der kriminalistische Vorgang. Wer möchte schon in der Haut des Fahrers stecken, dem ein rücksichtsloser und gewissenloser Automobilist diese üble Geschichte eingebrockt hat? Das Bemühen des Unschuldigen, sich zu rehabilitieren, bestimmt folgerichtig das ganze weitere Geschehen. Überführung und Festnahme des Täters werden somit im doppelten Sinne ein Triumph des Guten.

Eine ähnliche Struktur finden wir in „*Gardez*“. Hier geht es um die Hintergründe eines merkwürdigen Fundes, der auf die Spur einer Bande raffinierter Auto-

schieber führt. Wiederum konzentriert sich die Anteilnahme des Zuschauers auf einen ganz alltäglichen Menschen, einen alten Schlosser aus einer volksceigenen Autoreparatur-Werkstatt, dessen Sohn in die Unternehmungen einer in Westberlin ansässigen Bande verwickelt ist.

Der Autor der Blaulicht-Reihe hat in allen bisherigen Folgen dieselben zentralen Figuren beibehalten: die Volkspolizeioffiziere Wernicke, Thomas und Timm, dazu den Staatsanwalt Siebert. Auch dies ist ein wichtiger Grund für die Popularität und die tiefe Wirkung der Reihe. Der Zuschauer vermag sich mit den Gestalten auf dem Bildschirm zu identifizieren. Jede von ihnen ist ihm aus seinem täglichen Erleben bekannt. Und das, was auf dem Bildschirm verhandelt wird, sind nicht irgendwelche konstruierten „Sensationsfälle“, sondern Geschehnisse aus dem Alltag, mit denen jeder von uns nur zu leicht auch praktisch in Berührung kommen kann. Einen spannenden oder reißerischen „Krimi“ zusammenschustern, ist nicht allzu schwer. Den eigentlichen kriminalistischen Vorgang zu durchleuchten und die darin widerspiegelten sozialen und persönlichen Konflikte realistisch wiederzugeben – damit erst beginnt die Literatur.

Günter Prodöhls Fernsehspiele sind eine echte und bedeutsame Bereicherung der dramatischen Fernsehliteratur.

Mit „Herrn Krönleins Häuser“ stellt sich der als Verfasser von Hörspielen bekannte Rolf Schneider als Fernsehautor vor. Die Fabel seines Erstlings: In einer bundesdeutschen Stadt findet der christlich-demokratische Bürgermeister keinen anderen Geldgeber für den üblichen Wahlrummel seiner Partei als einen Bordellbesitzer. Als Einzelheiten über das Gewerbe des Mannes bekannt werden und ein Skandal heraufzieht, stellt sich – deus ex machina – ein einschlägig belasteter Minister ein, der sich und seinen Kumpanen aus der Patsche hilft: das an-

rüchige Haus wird samt Krönlein und seinem „Personal“ der öffentlichen Benutzung entzogen und in ein Offiziers-Erholungsheim umgewandelt.

Der Stoff hätte um die Jahrhundertwende Sensation und Skandal gemacht. Heute jedoch sind Prostitution und Korruption anerkannte Bestandteile des öffentlichen Lebens in Westdeutschland. Niemandem fällt es ein, diese Doppelbödigkeit von Moral und gesellschaftlichem Leben in Zweifel zu ziehen. Bezahlen muß nur, wer dabei erwischt wird. Auch halten die Figuren, mit denen die Geschichte in Szene gesetzt ist, bei näherer Betrachtung nicht das, was sie auf den ersten Blick zu versprechen schienen. Kein wesentlicher Widerspruch der gegenwärtigen spezifischen Situation Westdeutschlands wird enthüllt, keine soziale Klasse oder Schicht wird gültig abgebildet. Bissigkeit und Schärfe, wie sie zur Satire gehören, fehlen. Dafür findet man schwankhafte Unverbindlichkeit und heitere Idylle. Angesichts solcher aktenkundig überführter millionenfacher Mörder wie Oberländer oder Globke muß ein biederlüsterner anonymen Minister, der zwei außereheliche Kinder besitzt und einen kleinen Bordellskandal vertuscht, etwas antiquiert anmuten. Schneider verzichtet auf eine unmittelbar realistische Zeichnung seiner Figuren. Er bedient sich einer „verfremdeten“ Sprache, die mit dem knappen, schmucklosen Stil unserer Zeit die geheimsten Gedanken der Gesprächspartner zum Ausdruck bringen will, was bei abendländischen Konversationen nun wirklich nicht üblich ist. Besondere Lustspiel- oder Satireeffekte ergeben sich aus dieser intellektualisierenden Persiflage jedoch nicht. Sie erschwert nur unnötig die Zugänglichkeit.

Gerhard Stübe unternimmt es in seinem Hörspiel „London – Brook Street“, einige Episoden aus dem Leben Georg Friedrich Händels zu einem dramatisch gestalteten Lebensbild des großen Musikers abzurunden. In mehr als zwanzig

Szenen vermittelt er einen bunten Querschnitt durch Handels Leben von 1720 bis zu seinem Tode im Jahre 1759. Angefangen bei dem Zusammenstoß mit Signora Cuzzoni bis zur Begegnung mit Friedemann Bach findet man darin vieles von dem, was an gängigen Episoden über Händel bekannt ist. Wichtige Lebensstadien des Komponisten sind geschickt in durchweg lebendig wirkende Einzelszenen aufgelöst. Auf den ersten Blick erscheint das Hörspiel wegen der Vielfalt der Motive etwas verwirrend, aber ansprechend und eingängig. Allerdings kann der Abstand zum konventionellen „Künstler-Lebensbild“ noch nicht befriedigen. So interessant diese oder jene Episode aus Handels Leben sein mag, noch interessanter wäre es für uns gewesen, den Musiker Händel im Zusammenhang des praktischen und geistigen Lebens seiner Zeit kennenzulernen. Natürlich verlangen wir keine unsinnigen Kurzschlüsse von der Entwicklung des Bergbaus oder der Weberei im England der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf Handels Musik. Eine Skizzierung der Hauptlinien dieser Entwicklung jedoch und die Herausarbeitung oder wenigstens Andeutung der widerstreitenden geistigen Strömungen jener Zeit, der Scholastik und des Deismus, wären wohl nötig gewesen. Ob Händel sich des Zusammenhangs seiner Kunst mit der Fundierung der Klassenpositionen des englischen Bürgertums bewußt war oder nicht, entscheidend bleibt, daß er den Empfindungen und Gedanken dieser aufsteigenden Klasse begeisternden Ausdruck verlieh und damit Partei ergriff für die fortschrittlichen Kräfte seiner Zeit.

Der Autor empfand den Mangel, den das Hörspiel in dieser Hinsicht aufweist, offensichtlich selbst. Die von ihm eingefügten Szenen am Anfang und am Schluß des Werkes vermögen aber keine wirkliche Abhilfe zu schaffen, und ebenso wenig tun das einige kurze Dialogstellen, die über eine Andeutung der wirklichen Problematik nicht hinauskommen. Es ist

also zwar zu begrüßen, daß durch das Hörspiel breite Kreise an das Leben und Wirken Handels herangeführt werden, jedoch sei nicht vergessen, daß auch das in die Vergangenheit schauende Kunstwerk ein Element der künstlerischen Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit sein muß.

„Erich währt am längsten“ ist ein neues Hörspiel von W. K. Schweickert. Der Autor führt uns in eine LPG. Erich, der Viehzuchtbrigadier, möchte einen Qualifizierungslehrgang besuchen. Der Vorsitzende der LPG ist hiervon keineswegs entzückt, weil Erichs Arbeitskraft eine Zeitlang ausfiele. Er überredet seine Vorstandsmitglieder dazu, Erich gegen den Melker einer anderen LPG „einzutauschen“. Dazu muß Erich auf die Nachbar-LPG „verschoben“ und der neue Brigadier, den man zu gewinnen wünscht, mit einer rührenden Geschichte, aus der die Notlage der LPG spricht, bei seinem sozialistischen Bewußtsein gepackt werden. Die Sache läßt sich zunächst auch gut an. Aber dann kommt es zu einem Kurzschuß: Erich und der „Neue“ treffen zusammen und erfahren von der zweiseitigen Schwindelei. Sie drehen jetzt den Spieß um und lassen die Genossenschaft erst einmal ganz ohne Melkerbrigadier sitzen. In höchster Not wird endlich dem zerknirschten Vorsitzenden ein neuer Melker offeriert, der sich bei der Ankunft im festlich geschmückten Dorf als der altbewährte Erich entpuppt.

Stillvergnügte Heiterkeit und treffsichere Pointierung bilden die Hauptvorzüge des Hörspiels. Wachstumsprobleme unserer sozialistischen Landwirtschaft werden, unbeschwert von jeglichem Anspruch auf philosophische Tiefgründigkeit, in publikumswirksamer Form abgehandelt. Schon daß der Autor sich den Sorgen und Nöten der LPG, dieses jüngsten Kindes unserer sozialistischen Gesellschaft zuwendet, verdient Anerkennung. Hilft er doch damit nicht nur unseren Genossenschaftsbauern, sondern auch den

Menschen in der Stadt, die nicht jede Entwicklungserscheinung unserer Landwirtschaft gleich richtig einzuschätzen vermögen.

„Sag mal, Gustav, sind wir eigentlich Schweinehunde oder nicht?“ Dieser zentrale Satz des Werkes weist darauf hin, daß in den Helden der Geschichte die alte und die neue Moral in Widerstreit geraten sind. Die alte Moral, das sind die Maximen einer Zeit, in der sich der kleine Bauer nur dadurch über Wasser halten konnte, daß er andere übers Ohr haute, so wie diese anderen versuchten, ihn übers Ohr zu hauen. Die neue Moral, das sind die Maximen einer Zeit, in der unseren Genossenschaftsbauern von allen Seiten uneigennützig Hilfe gewährt, in der ihre Arbeit anerkannt und gefördert wird. Aber deshalb ist der alte Adam noch nicht tot. Wenn ein Brigadier zum Lehrgang will, seiner LPG also zu-

nächst mehr Unkosten und Erschwernisse bringt als Gewinn, dann wehrt sich das alte Bauernbewußtsein und sucht einen „billigeren“ Ausweg. Aber zugleich regt sich auch schon das gute, das neue Gewissen, und es mahnt: „Ist der Mensch immer noch ein Posten in einer Bilanz, oder ist er eine Persönlichkeit, deren Menschenwürde nach Anerkennung verlangt? Sind wir nicht Schweinehunde, wenn wir ihn wegen eines augenblicklichen Vorteils belügen und betrügen? Schaden wir damit nicht uns allen, indem wir Kräfte zur Passivität verurteilen, die uns gewaltig vorwärts helfen könnten?“

Die Frage ist ebenso bedeutsam wie ihre Beantwortung, daran ändert auch die etwas oberflächliche Zeichnung mancher Figuren in Schweickerts Hörspiel nichts. Das Werk hilft eine spürbare Lücke der Gegenwartsliteratur mit handfester Gebrauchskunst füllen.

Sie wußten, was sie tun

Zu Wieland Herzfeldes Sechzigstem, am 11. April

Er war grade zwanzig und eben, wenn man ihm glauben darf, mit Schimpf und Schande als Roter-Kreuz-Sanitäter herausgeflogen, als er in Berlin, wohin er rein zufällig verschlagen worden war, mit einigen Gleichgearteten eine Zeitschrift herausbrachte, der man den eigentlich gar nicht aufreizenden Namen „Neue Jugend“ gab. Möglich, daß der ideelle Zweck dieser etwas provozierenden Tatsache die Bekanntmachung des Œuvres eines gewissen George Grosz war, der damals in dem Kreis der Davringhausen, Erbach, Franz Jung, Mäxchen Herrmann, Ludwig Meidner, Helmuth Herzfelde mit diesem Wieland Herzfelde zusammengetroffen war. Die Hauptsache: sie hatten den Krieg bis obenhin satt. Ein paar versuchten zwar noch, Kunst zu machen, das hieß damals, mit den Mitteln des Expressionismus gegen den Wahnwitz zu protestieren;

am weitesten gingen damals schon Helmuth, der sich als Protest gegen die Haßgesänge den Namen John Heartfield zugelegt hatte, und dieser George Grosz, der zwar dem Spieß bis in die letzten Winkel seiner schäbigen Seele sah, aus dem man aber kaum klug werden konnte. Den Wieland, den fröhlichen Waisenkneben, holten sie dann freilich bald wieder zu den Preußen, wo sie vergebens versuchten, einen „anständigen“ Menschen oder das, was sie darunter verstanden, aus ihm zu machen; er hat das selbst sehr hübsch in seinem „Immergrün“ erzählt.

Während der Wieland dort im Osten und Westen seine merkwürdigen Abenteuer erlebte und die Zeitschrift verboten war, gründeten die Zurückgebliebenen in Berlin-Halensee, beziehungsweise Süden (wo Grosz hauste) den Malik-Verlag. Der Malik war ein Bruder des

Prinzen Jusuf, hinter dem sich die schwarzhaarige Else Lasker-Schüler versteckte, die gute Freundin und Helferin aller dichtenden, malenden und sonstigen Zeitgenossen des Café Größenwahns, aus dem sie bald im Protest auszogen, um in das Romanische Café überzusiedeln; sie ritten auf ihren Stühlen den Kurfürstendamm entlang und an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, die damals noch in aller Scheußlichkeit dastand, vorbei in ihr neues Quartier.

Der Malik-Verlag, also die Heartfields, Grosz, Franz Jung und so weiter, gaben einstweilen die „Neue Jugend“ als „Reklame-Beratung“ und „Prospekt zur Kleinen Grosz-Mappe“ in größtem Zeitungsformat und in Schwarz, Rot und Grün auf dickem Papier gedruckt heraus. Es war sozusagen der Beginn des Berliner Dadaismus, der eine besondere Färbung hatte und, obwohl Hülsenbeck, der jetzt unter dem Namen eines Vollblutamerikaners in New York als Psychoanalytiker praktiziert, da machte, durchaus nichts mit dem Züricher DADA des „Cabarets Voltaire“ zu tun hatte. Gleichzeitig gaben sie dann wirklich die „Kleine Grosz-Mappe“ heraus, wo dieser tolle Zeichner den Spießbürgern zeigte, wie sie wirklich aussehen.

So ging das eine ganze Weile. Es gab viel Klamauk, auf den die Spießer herfielen, wie etwa eine DADA-Matinee, auf der George Grosz und Walter Mehring ein Wettrennen zwischen einer Schreibmaschine und einer Nähmaschine veranstalteten und Valeska Gert (leicht besoffen) einen (damals neuen) Foxtrott stampfte, wofür sie als Belohnung ein Bund Spargel überreicht bekam. Und vorne saß Alfred Kerr mit Bart und tierischem Ernst und suchte dem Ganzen hinter den Sinn zu kommen, denn er war ja immer vorneweg. Aber dann erschienen – es war, wie man merkt, schon längst nach dem Kriege – in diesem Verlag so schöne Zeitschriften wie „Jeder Mann sein eigener Fußball“ oder „Die Pleite“ oder „Der Gegner“, und da merkte man schon, wohin die Reise ging.

Die Herzfelde-Heartfields waren nämlich bereits am Tage nach ihrem Gründungskongreß der KPD beigetreten, und sie sind der Partei der Arbeiterklasse seitdem – bis 1933 in Berlin, dann in der Emigration und endlich wieder zu neuer Arbeit in der alten Heimat – treu geblieben.

Der Malik-Verlag aber war längst zu einem wichtigen Sprachrohr der revolutionären Literatur geworden, das in der Notzeit der Noske, Zörgiebel und Hindenburg die Publikation vieler Dinge ermöglichte, die die Parteiverlage nicht bringen konnten, weil sie ihre besonderen Aufgaben hatten und weil solch ein „Privatverlag“ sich natürlich manches „leisten“ konnte, was einfach in den Rahmen eines politischen Kampfverlages nicht hineinpaßte. Auf seine Weise hat der Malik-Verlag diesem Zwischenreich der Weimarer Republik ganz hübsch eingeheizt und niemals daraus ein Hohl gemacht, wohin er gehörte. Er hat die große Tolstoi-Ausgabe herausgegeben und vieles von Gorki, wie er überhaupt einer der ersten war, die die junge Literatur der Sowjetunion bei uns popularisierten. Daneben aber erschienen solche gepfefferten Sachen wie die Memoiren des Harry Domela, des falschen Hohenzollernprinzen, die zeigten, was in dieser Republik damals möglich war, und Ernst Ottwalts „Denn sie wissen, was sie tun“, die schonungslose Entlarvung der Richter dieses Staates, das Buch „Der Kaiser ging, die Generäle blieben“ eines Mitläufers, der dann als Renegat gestorben ist, – der Titel aber gab einer ganzen Epoche die Signatur.

Die vom Malik-Verlag haben mit ihren Büchern Anklage erhoben gegen alles Unrecht, alle Verbrechen, die in dieser Zeit im Auftrag der herrschenden Klasse verübt wurden: sie prangerten die Mörder im Edenhotel, die Karl und Rosa niedermetzelten, an, wie die Henker von Boston, die Sacco und Vanzetti auf den elektrischen Stuhl brachten.

Auch nicht annähernd kann hier gezeigt werden, was alles an bester demokratischer Tradition und an Waffen für den

Klassenkampf im Malik-Verlag erschienen ist. Aber es ist zu notieren, daß die Brüder Heartfield-Herzfelde, wie sie heute firmieren, heuer 65 und 70 Jahre „alt“ werden. Sie haben sich beide dem Theater verschrieben; wo immer sie wirken, ist

ihre Handschrift unverkennbar. Man wünscht sich eigentlich, etwas mehr von ihnen zu hören, denn was sie zu sagen haben, ist heute so frisch wie am ersten Tag. Gruß und Glückwunsch beiden!

I. M. Lange

Gertrud Meyer-Hepner

Ernst Beutler zum Gedenken

Ende des vergangenen Jahres verschied in Frankfurt am Main Professor Dr. Ernst Beutler, Direktor des Freien Deutschen Hochstifts und des Frankfurter Goethe-Museums durch fünfunddreißig Jahre.

Die deutsche Literaturwissenschaft verliert in ihm einen der bedeutendsten Goetheexperten. Nicht nur sein schriftstellerisches Werk ist Zeugnis einer seltenen Verbindung von wissenschaftlicher Akribie und lebensvoller Darstellung, auch die von ihm geleiteten Sammlungen sind Beweise seiner geistigen Regsamkeit und seiner Tatkraft. Ihm ist es zu verdanken, daß eine große Anzahl kostbarer Handschriften sowie eine wertvolle Bibliothek in Goethes Geburtshaus vereinigt wurde und erhalten blieb. Auch der Wiederaufbau des Goethehauses in Frankfurt am Main, das im Jahre 1944 von Bomben zerstört worden war, ist vor allem Ernst Beutlers Verdienst, und es ist nicht seine Schuld, daß dieses schöne Patrizierhaus aus dem 18. Jahrhundert inmitten des Geschäftsviertels, das an Stelle der zerstörten Frankfurter Altstadt errichtet worden ist, wie ein Fremdkörper wirkt.

Das literarhistorische Werk Beutlers steht fast ausschließlich im Zeichen Goethes. Außer einer von ihm (im Artemis-Verlag, Zürich) herausgegebenen „Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche“ Goethes in 24 Dünndruckbänden besitzen wir auch eine große Zahl Veröffentlichungen aus Beutlers Feder, die eine neue Sicht der Menschen um Goethe vermittelt, wie sie sich ihm, dem unermüdlich Forschenden, aus dem Studium des

Goethe- und Textorschen Nachlasses darstellte. So wie er dazu beigetragen hat, die Gestalt Lili Schönemanns vom zeitgenössischen und postumen Klatsch zu befreien, so zeigt er in seinem letzten Buch, „Briefe aus dem Elternhaus“, das wenige Wochen vor seinem Tode erschienen ist, Goethes Vater mit neuen, bisher unbekannten Zügen, als eine Persönlichkeit, die unseren größten Dichter „des Lebens ernstes Führen“ lehrte. In seinen „Essays um Goethe“, die 1937 in fünfter Auflage herausgekommen sind, würdigt Beutler nicht nur Ahnen und Nachkommen des Dichters, sondern auch weniger bekannte Personen aus Goethes Lebenskreis, so zum Beispiel Peter im Baumgarten, den Diener Stadelmann und andere.

Neben seiner schriftstellerischen Arbeit war Beutler bis in seine letzte Lebenszeit bemüht, die Aufgabe des Hochstifts im Sinne ihres Gründers Otto Volger zu erfüllen. Dieser aktive Achtundvierziger, der noch im Jahre 1859 dem Hochstift bei der Gründungsfeier (zu Schillers hundertstem Geburtstag) die damals verpönten Farben schwarz-rot-gold gab, hat das Frankfurter Goethehaus dem deutschen Volke durch persönliche Opfer erhalten. Es war Beutler, der Volger 1934 durch eine Bronzetafel im Goethehaus ehrte und einen Gedenkstein auf dessen Grab setzen ließ, das jetzt vom Hochstift gepflegt wird.

Das Ziel des Hochstifts – ganz aus dem Geiste von 1848 –, „das ... deutsche Volk ... zum Bewußtsein seiner geistigen Kraft und Einheit zu führen“, hat Beutler

nicht aus den Augen verloren. Die Verbindung der beiden deutschen Goethe-stätten war ihm Herzensangelegenheit. Auf einer Tagung der Goethe-Gesellschaft in Weimar wies er einmal darauf hin, daß in Weimar die in Frankfurt entstandenen Kindergedichte Goethes aufbewahrt werden, während Leier und Stern von Goethes Sarg sich in Frankfurt befinden. Diese „Vertauschung von Anfang und Ende“ sei ihm Symbol für die gleiche Aufgabe beider Gesellschaften, „an immer neue Schichten unseres Volkes heranzukommen, immer neue Generationen von aufwachsenden deutschen Jungen und Mädchen für Goethe und die Goethe-Dichtung zu gewinnen“.

Solange es seine Gesundheit erlaubte, nahm Beutler an den Hauptversammlungen der Goethe-Gesellschaft in Weimar teil, zuletzt 1958. Zu seinem 75. Geburtstag, am 12. April 1960, erschienen Gratulanten aus Ost und West, und alle Goethe-Freunde begrüßten die Ehrung des Jubilars durch den Goethepreis der Stadt Frankfurt am Main (den Beutler vor drei- unddreißig Jahren mitgegründet hatte). Mit Stolz erzählte Beutler damals in sei-

ner Dankansprache, daß es ihm in der Nazizeit gelungen sei, die Gleichschaltung des Hochstifts zu verhindern, „auch dann noch, als im Römer in der Versammlung der Ratsherren das Hochstift als Hort und Sammelstätte der liberalen Reaktion gebrandmarkt wurde“. Als das Kuratorium Max Planck, dessen Sohn von der Nazi-partei ermordet worden war, zum Kandidaten des Goethepreises wählte, präsentierte Goebbels einen Gegenkandidaten. Das Kuratorium beharrte zwei Jahre lang auf seiner Entscheidung, und im August 1945 konnte Beutler in einem Auto mit Holzgasantrieb Max Planck, „dem großen Forscher und Menschen“, die Urkunde nach Göttingen überbringen.

Bis in seine letzte Lebenszeit arbeitete Beutler an der Erschließung der Schätze des Frankfurter Archivs, wie die „Briefe aus dem Elternhaus“ beweisen; aber das 76. Lebensjahr zu vollenden, war ihm nicht vergönnt. Die von ihm geplanten Veröffentlichungen müssen von seinen Nachfolgern erarbeitet werden, denen als Wahrer und Verbreiter des Goetheschen Erbes Ernst Beutler ein Vorbild bleiben wird.

Rolf Richter

Eisensteins „Panzerkreuzer Potemkin“ in der deutschen Literatur

Vor 35 Jahren, 1926, gelangte zusammen mit anderen sowjetischen Stummfilmen Sergej Eisensteins Meisterwerk „Panzerkreuzer Potemkin“ in Berlin zur Uraufführung. Der Film, der den Matrosenaufstand auf dem russischen Panzerkreuzer „Fürst Potemkin von Taurien“ gegen die zaristischen Schiffsoffiziere zum Vorwurf hatte, war das Tagesereignis im Deutschland der Jahre 1926/27. Dies war nicht nur eine der westeuropäischen und amerikanischen weit überlegene Filmkunst, hier tat sich vor dem deutschen Publikum eine neue Welt auf: es spürte den frischen Wind der Oktoberrevolution, den Atem des ersten Landes der Welt,

das sich von seinen Unterdrückern befreit hatte. Und so ist es nicht verwunderlich, daß die Reaktion den Film krampfhaft zu unterdrücken versuchte. Es kam zu Reichstagsdiskussionen, Verbotsprozessen, Verleumdungen aller Art, und auch der damalige Außenminister Stresemann sah sich veranlaßt, gegen die Aufführung zu protestieren. Letzten Endes jedoch wurde der Film freigekämpft und, wenn auch in stark gekürzter Fassung, für Millionen ein Erlebnis von nachhaltiger Wirkung. Das Echo, das er in Deutschland hervorrief, fand auch seinen Niederschlag in der deutschen Literatur. Nicht nur, daß viele Schriftsteller, unter ihnen die namhaf-

testen, um die öffentliche Zulassung dieses Filmkunstwerkes kämpften, mancher von ihnen wurde durch den „Panzerkreuzer Potemkin“ künstlerisch und ideologisch entscheidend beeinflusst.

Bald nach den ersten Aufführungen des „Panzerkreuzer Potemkin“ erschien 1926 im Malik-Verlag unter dem gleichen Titel ein Büchlein von Slang. Slang (Pseudonym für Fritz Hampel), einer der bedeutendsten Satiriker der Weimarer Republik, schrieb diesen Bericht, seine einzige größere Prosaarbeit, innerhalb einer Woche im Auftrage der Kommunistischen Partei Deutschlands und bot damit ein Beispiel, wie man auf Tagesereignisse literarisch und schnell reagieren kann. Diese Schilderung einer „der Geburtsstunden der neuen Zeit“ – wie es bei Slang heißt – war ein wichtiges Agitations- und Propagandamittel der deutschen Arbeiterklasse und ihrer Partei für diesen Film und für die Freundschaft mit der Sowjetunion.

Für viele, vor allem junge Schriftsteller, war der Film „Panzerkreuzer Potemkin“ eines ihrer ersten revolutionären Erlebnisse. So beschrieb Werner Ilberg unter dem Titel „Wie meine Umerziehung begann“ (in der Anthologie „Hammer und Feder“) Eindrücke vom Klassenkampf in der Weimarer Republik, die er später in literarischen Arbeiten zu gestalten gedachte: „Bestimmte Ereignisse boten sich von selbst an, etwa die Vorführung des sowjetischen Films ‚Panzerkreuzer Potemkin‘, der uns durch die Darstellung des schlichten, selbstverständlichen und zugleich machtvollen Widerstandes der Matrosen ebenso gefesselt und erschüttert hatte wie durch die nackte Brutalität der zaristischen Polizeihorden. Das war während der Krisenjahre der Weimarer Republik, und als wir das Kino verließen, waren die Straßen schwarz von Menschen: eine Hungerdemonstration der Erwerbslosen, und die ‚demokratischen Blauen‘ knüppelten damals genauso blindwütig wie ihre autokratischen Kollegen vor zwanzig Jahren. Der Film hatte eine

Fortsetzung auf der Straße gefunden. Kunst und Leben gingen ineinander über.“

Eine ähnliche Äußerung findet sich in dem Bericht „Das erste Fanal“ von Wolfgang Joho: „Ich sah gebannt, hingerissen, bis in die innersten Tiefen aufgewühlt und nicht nur einmal, sondern zwei-, drei-, viermal hintereinander, ohne genug bekommen zu können, Eisensteins ‚Panzerkreuzer Potemkin‘! Wie schwach und blaß war der Protest gewesen, wie vage und richtungslos, den die Lektüre über die Wiener Ereignisse (Aufstand der Wiener Arbeiter im Juli 1927 aus Protest gegen das bürgerliche Justizwesen. R. R.) ausgelöst hatte, verglichen mit dem wilden, trotzigsten Jubel, der in mir aufsprang, als ich, vor der Leinwand sitzend, den Matrosenaufstand von Odessa im Jahre 1905 nachträglich miterlebte, nacherlebte und mich, wie Tausende gleich mir Gebannte, jäh von einem Zuschauer in einen Mitbeteiligten, in einen Revolutionär verwandelte! Die Finger krampften sich zu Fäusten, und der Atem stockte, wenn sich langsam die Kanonenrohre auf dem Panzerkreuzer senkten. Und der Mensch, der nach dem Ende dieses revolutionären Erlebnisses den hell gewordenen Zuschauerraum verließ, war nicht mehr der gleiche wie jener, der ihn zwei Stunden vorher betreten hatte. Er war reicher, kräftiger, zuversichtlicher, bewußter geworden... Der junge Mensch... düsterte nach Taten und träumte von Kämpfen wie jenen, von denen das Filmkunstwerk berichtet hatte.“

Ein von Karl Schnog in der Arbeiter-Illustrierten, „AIZ“, veröffentlichtes Gedicht trug den Titel „Nachwort zum ‚Panzerkreuzer Potemkin‘“:

*Die Leinwand lebt. Das ist kein süßes
Schwelgen*

*Mit schönen Huren, fetten Bürgerbälgen.
Das Rad der Zeit! Mit Speiche, Griff und
Felgen! –*

*Wenn auf der Wand die Flammenzeichen
loben,*

*Dann blinkt ein Schrecken all den Satten,
Frohen.*

*Ein halbes Fragen ist's, ein ganzes Drohen:
Brüder, zu uns?*

*Bald wird das Bild aus seinem Rahmen
treten*

*Und barte Fäuste lebender Proleten
Die neue Welt aus altem Teige kneten! -
Dann sind zu Ende Sklaverei und Leiden.
Für uns blühn Wälder, Wiesen, grüne
Weiden*

*Und auch die Schwachen müssen sich
entscheiden:*

Brüder, zu uns?!

*Wer sich entgegenstemmt, der wird zer-
rissen!*

*Wir müssen bald die Freiheitsfabne bitten
Und mitten durch. Trotz allen Hinder-
nissen! -*

*Dann, über Städte, Steppen, Berge, Wellen
Wird von den Lippen siegreicher Rebellen
Der stolze Ruf rings um die Erde gellen:
Brüder, zu uns!!!*

1934 schrieb Erich Weinert die kleine Erzählung „Ein Instrument der Aufklärung“, in der er von einer Unterhaltung mit einem Bekannten über die in den zwanziger Jahren in Deutschland gezeigten sowjetischen Stummfilme, darunter den „Panzerkreuzer Potemkin“, erzählt. Dieser Bekannte, der das vollkommen Neue der sowjetischen Filme zunächst nur gefühlsmäßig spürt, es sich aber noch nicht erklären kann, bekennt nach den Unterhaltungen mit dem Autor schließlich: „... nicht die genialen Künstler und Techniker können das allein schaffen, dahinter steht eine besondere Kraft; und das ist das befreite Volk, das hier als eigentlicher Auftraggeber fungiert. Seine Filme sind ein reiner Spiegel eines gewaltigen Stücks Geschichte. Diese Filme sehen nicht mehr nach rückwärts, sie sehen voraus.“ Aus dem Bekannten wurde durch das Erlebnis des sowjetischen Films ein anderer, ein bewußt denkender Mensch und schließlich ein Verbündeter des Proletariats und ein Kämpfer für dessen

Interessen. Erich Weinert schrieb dazu: „Ich kenne mehrere solcher Fälle, bei denen der Anstoß zur Bewegung aus den Rinnalen der Resignation in den Strom des proletarischen Klassenkampfes grade von dem Erlebnis der großen Sowjetfilme ausging.“

Die bekannteste literarische Reaktion auf den Potemkin-Film ist wohl das Kapitel in Lion Feuchtwangers Roman „Erfolg“, in dem er die Wirkung des Eisensteinschen Filmkunstwerkes auf eine seiner Romanfiguren, den bayrischen Justizminister Klenk, schildert. Klenk, bei Feuchtwanger einer der führenden Vertreter der Reaktion in Bayern, läßt sich bei einem Berlinbesuch das Tagesereignis nicht entgehen, er sieht sich den „Panzerkreuzer Potemkin“ an: „Der bayrische Minister Klenk, die um ihn Sitzenden groß überragend, denkt nicht daran, sich von dieser Unruhe anstecken zu lassen. Er hat gelesen: ein Film ohne Aufbau, ohne Weiber, ohne Handlung; Spannung ersetzt durch Tendenz. Anschauen muß man sich so was, wenn man schon in Berlin ist.“ Und nach den ersten Bildern: „Der Minister Klenk grinst.“ Dann, nach einiger Zeit: „Merkwürdig, daß der Klenk von diesen simplen Menschen und Begebnissen angerührt wird.“ Klenk gerät in Erregung: „Natürlich kann man diesen Saufilm verbieten. Es ist ganz raffinierte Stimmungsmache, eine Schweinerei.“ Aber: „Dennoch ist der Klenk nicht recht für die Offiziere, ja, er ist eher für die Matrosen.“ Schließlich, nachdem er Augenzeuge des Matrosenaufstandes geworden ist: „Klenk sitzt still, es hat ihm den Atem verschlagen, er sitzt, der riesige Mann, mäuschenstill. Es hat keinen Sinn, das zu verbieten.“ Und zusammen mit allen anderen Filmbesuchern bangt auch der Reaktionär Klenk im Augenblick höchster Gefahr um die Matrosen des von den anderen Schiffen umringten Panzerschiffes „Potemkin“: „Schießt nicht!“ Benommen tritt er auf die Straße, und bevor er wieder in seine ursprüngliche Haltung zurückfindet, denkt er noch: „Wie

ist das möglich, daß ein Mann wie er wünschen kann: „Schießt nicht“? Das ist nun also da, man kann es verbieten, aber es bleibt in der Welt, es hat keinen Sinn, den Kopf davor zu verstecken.“

Dieses Kapitel ist für die Einschätzung von Feuchtwangers Werk und seiner weiteren Entwicklung von großer Bedeutung. Victor Klemperer nannte es in einem Aufsatz (siehe NDL H. 2/59) das bedeutendste der Ausweitekapiel in diesem Roman und fügte hinzu: „Nie ist der sowjetische Film ‚Panzerkreuzer Potemkin‘ ergreifender in seinem inneren Gehalt und seiner Wirkung auf die Menschen nach-erzählt worden. Im aufgewühlten Publikum sitzt Klenk, der starre Herrenmensch und Reaktionär; er wird nicht rührend gebessert oder gar bekehrt, aber wider seinen Willen zwingt ihn das Kunstwerk, für die Meuterer Partei zu nehmen, und hinterher hat sein Gesicht auf Augenblicke ‚einen nie gesehenen Zug von Hilfslosigkeit‘.“

Feuchtwanger, der das Erlebnis der sozialistischen Gesellschaft in der Sowjetunion später selbst als bestimmend für seine weitere literarische Entwicklung bezeichnet hat („An meine Sowjetleser“), schildert in dem genannten Kapitel des Romans „Erfolg“ nicht nur den Eindruck, den der Film und damit natürlich auch das historische Geschehen in Deutschland hinterlassen hat, er gibt gleichzeitig einen Hinweis auf die großen Hoffnungen, die er, Feuchtwanger, schon in den zwanziger Jahren in die Existenz der Sowjetunion gesetzt hat.

Nach dem Verbot des Films durch die Reaktion gab es eine große Zahl von Protestaktionen. Die „Dichter- und Schriftstellergruppe 1923“ protestierte gegen das Verbot des Films, und der Bühnenschriftsteller und Kritiker Julius Bab trat aus Protest gegen das Urteil aus der Filmoberprüfstelle aus, wie einem Artikel in der „Roten Fahne“ vom 16. Juli 1926 zu entnehmen ist. Im „Frankfurter Volksfreund“, der Tageszeitung der SPD, Frankfurt/Oder, erschien, ebenfalls im

Juli 1926, das folgende Gedicht eines gewissen Josef Maria Frank, betitelt „Deutscher Kintopp“:

*Gepriesen sei die alte Tante
des Denkervolkes (Musterschutz),
die Reichs-Zensura-Gouvernante
im Schmuck des schwarzweißroten Dutts!
Stolz trägt ihr Brett sie vor der Stirne:
„Potemkinfilm-? Verbot! Verbot!!!“
Dem Dichtervolk, dem Denkerbirne
gebt Henny Porten, Zuckerbrot!*

*Laßt Fridericus' Schieber wandeln,
laßt Pola Negris Brüste wehn,
laßt Mädchenbändler lieber bandeln,
nur – laßt es nicht „Potemkin“ sehn!
Zeigt ihm als Zeichen der Epoche
bei Linkes „Frühlingsluft“-Musik,
zum Beispiel die neuste Kintopp-Woche
mit Bildern aus der Republik!*

*Da ist zum Beispiel 'ne „Entbüllung“
des Siegreich-wolln-wa-Denkmal's in
Berlin!*

*Ein Film mit interessanter Füllung –
da siebt vor Hindenburg man ziehn
mit Riesenbakenkreuzstandarte,
keß sturmbemüht, im Hitlerbemd
die alte deutsche Stahlhelmgarde ...
(Es lächelt Gefßler, Marx blickt fremd.)*

*Laßt den Potemkinkreuzer sein –
da s paßt in unsern Kintopp rein!*

Auch in der Dramatik sind seit den zwanziger Jahren Matrosenaufstände und -meutereien gegen ihre reaktionären Offiziere und gegen das herrschende System wiederholt dargestellt worden. Ist in Ernst Tollers 1928 geschriebenem und 1930 herausgegebenem historischem Schauspiel „Feuer aus den Kesseln“, in dem der Matrosenaufstand auf „SMS Prinzregent Luitpold“, die Verhaftung der Matrosen um Reichpietsch und Köbis und ihre Hinrichtung gestaltet wird, ein direkter Einfluß des Eisensteinschen Films nicht ohne weiteres ersichtlich, so ist sein Nachhall in Friedrich Wolfs Schauspiel „Die Matrosen von Cattaro“ (1930) kaum zu über-

sehen. Auch Anna und Friedrich Schlotterbeck dürften beim Schreiben* ihrer 1959 erschienenen szenischen Reportage „Seiner Majestät Schiff „Prinzregent Luitpold“, in der an einigen Stellen den deutschen Matrosen die Matrosen des „Potemkin“ als Vorbild hingestellt werden, den Film Eisensteins vor Augen gehabt haben. So heißt es beispielsweise in einer Unterhaltung von Köbis und Reichpietsch: „Unsere letzte Parole ist und bleibt – Potemkin!“ Und Köbis erinnert sich in einem Selbstgespräch vor der Hinrichtung, in dem er nach den Ursachen für das Scheitern des Aufstandes auf dem „Prinzregent Luitpold“ sucht, an die Matrosen des „Potemkin“.

Abgesehen aber davon, daß viele Dichter und Schriftsteller den Film Eisensteins in ihren Werken weiterleben ließen, von literarisch wertvollen Kritiken (z. B. aus der Feder von Herbert Ihering, Leo Hirsch, Alfred Kerr und Axel Eggebrecht) ganz zu schweigen, die meisten von ihnen kämpften in den Jahren der Weimarer Republik auch um die Zulassung sowjetischer Filme in Deutschland.

Friedrich Wolf organisierte 1928 als Vorsitzender der süddeutschen Sektion des „Volksverbandes für Filmkunst“ trotz des Verbotes der württembergischen Regierung Aufführungen in schweizerischen Grenzorten, die man von deutscher Seite bequem erreichen konnte. Wolf schrieb darüber 1942: „Wir mobilisierten damals in Stuttgart unsere Kulturverbände und Theaterfreunde und schufen den ‚Volksfilmverband – Gruppe Süddeutschland‘. Ich übernahm den Vorsitz. Wir erreichten nun, daß er als Verein in ‚geschlossenen Nachtvorstellungen‘ den ‚Panzerkreuzer Potemkin‘ und andere Russenfilme zeigen konnte.“ Willi Bredel war Vorsitzender des Hamburger „Volksfilmverbandes“, der ebenfalls derartige Veranstaltungen organisierte. Bei einer dieser Aufführungen war Sergej Eisenstein zu Gast, und auf seine Anregung hin wurde vom Hamburger „Volksfilmverband“ die Zeitung „Sozialistische Filmkritik“ herausgegeben.

Auch der „Bund proletarischer Schriftsteller Deutschlands“ organisierte, wie aus der „Roten Fahne“ hervorgeht, am 2. Oktober 1929 eine Veranstaltung, an der Sergej Eisenstein teilnahm.

In dem Bericht über die Berliner Eisenstein-Konferenz 1959 findet man u. a. einen vom 3. Mai 1926 datierten Dankbrief Ernst Tollers an Sergej Eisenstein für den „Panzerkreuzer Potemkin“ und ein Pamphletgedicht Alfred Kerrs gegen die Filmzensur im allgemeinen und das Verbot des „Potemkin“ im besonderen (veröffentlicht im „Berliner Tageblatt“ am 19. Juli 1926).

Gewiß hatten auch andere sowjetische Stummfilme einen starken Einfluß. Eisensteins „Panzerkreuzer Potemkin“ aber ist auf dem Gebiet der Filmkunst wohl das sichtbarste Zeichen für das Wirken des großen sowjetischen Beispiels im Deutschland der Weimarer Zeit.

Zu Ehren Thomas Manns

Ende des vergangenen Jahres fand zu Ehren Thomas Manns in Poznan eine internationale Studentenkonzferenz statt, auf der Studenten aus den Volksdemokratien und aus Rostock, Leipzig und Berlin über ihre Arbeitsergebnisse diskutierten. Viele der Vorträge, meist von Studenten des letzten Studienjahres gehalten, befaßten sich mit dem zentralen Problem im Schaffen Thomas Manns: seiner Auffassung vom Künstler und dessen Aufgaben in der Gesellschaft, dargestellt vor allem an seinen Spätwerken. Andere behandelten Teilaspekte einzelner Werke, so zum Beispiel „Die Götterwelt in der Tetralogie ‚Josef und seine Brüder‘“ oder „Die Funktion der Musik im ‚Doktor Faustus‘“, wiederum andere untersuchten Thomas Manns Geschichtskonzeption oder sein Verhältnis zur literarischen Tradition oder berichteten über Forschungsergebnisse zur Biographie des Dichters („Thomas Mann in der Tschechoslowakei“). Eine lebhafte Diskussion entzündete sich über das Thema, wieso dem Werk Thomas Manns ein

höherer realistischer und progressiver Gehalt zuzusprechen ist als etwa dem Robert Musils, ferner über die Verpflichtung des Schriftstellers vor der Gesellschaft und über die Notwendigkeit für den Literaturwissenschaftler, bei der Würdigung eines Schriftstellers diese und ähnliche Fragen in den Mittelpunkt zu stellen. Der einzige nichtstudentische Vortrag dieser Konferenz, den Dr. Richter aus Leipzig über den Begriff des Gewöhnlichen und Ungewöhnlichen bei Thomas Mann und Kafka hielt, lieferte diesem Themenkomplex weitere wertvolle Gesichtspunkte, denn der Referent legte dar, wie bei Kafka durch die vordergründige Behandlung subjektiver Empfindungen

das Verständnis erschwert und dadurch der Realismus geschwächt wird.

Die Diskussion, die schon etwas unter der Überfülle der behandelten Probleme litt, wurde zusätzlich dadurch gehemmt, daß eine Anzahl der Beiträge und die Zwischenbemerkungen des Konferenzleiters für einen Teil der Anwesenden, nämlich für alle, die nicht Polnisch konnten, unverständlich blieb.

Die Beiträge zeigten fast ausschließlich ein hohes wissenschaftliches Niveau, so daß die Leitung des Germanistischen Instituts der Adam-Mickiewicz-Universität beschloß, sie in einem Sammelband der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

S. T.

Informationen

Aus Anlaß des 232. Geburtstages Gottfried Ephraim Lessings verlieh der Minister für Kultur, Alexander Abusch, den Lessing-Preis 1960 und 1961 an Hedda Zinner, Dr. Hans Koch, Erwin Strittmatter und Elisabeth Hauptmann.

Der sowjetische Schriftsteller Konstantin Fedin wurde vom Dekan der Philosophischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin mit der Würde eines Ehrendoktors geehrt.

Den Kunstpreis des Bezirks Karl-Marx-Stadt erhielt Rose Nyland.

Der John-Brinkman-Preis des Bezirks Rostock wurde an Fritz Meyer-Scharffenberg in Anerkennung seiner hervorragenden Arbeit auf dem Gebiet der niederdeutschen Literatur vergeben.

Das Schiller-Relief, eine Auszeichnung für Verdienste um die deutsche Schillerstiftung, ist kürzlich zum erstenmal nach dem Krieg wieder verliehen worden. Der Vorstand der Stiftung überreichte die Auszeichnung u. a. ihrem Präsidenten

August Bach, dem Ordinarius der Universität München, Prof. Dr. Hans Rheinfelder, dem Osnabrücker Schriftsteller Ludwig Bäche und Prof. Dr. Hans Mayer.

Anläßlich seines 70. Geburtstages wurde Ilja Ehrenburg vom Weltfriedensrat mit der goldenen „Ehrenmedaille des Friedens“ ausgezeichnet.

Die Gedenkmedaille des ungarischen PEN-Clubs erhielt Bruno Heilig für seine Verdienste bei der Übertragung der Werke ungarischer Dichter und Schriftsteller ins Deutsche.

Der Vorsitzende der Pionierorganisation „Ernst Thälmann“, Robert Lehmann, zeichnete Autoren, Regisseure, Sprecher und Dramaturgen der besten Kinderhörspiele des vergangenen Jahres mit Preisen aus. Der erste Preis wurde dem Kollektiv Georg W. Pijet, Ludwig Achtel und Uwe Haacke für das Hörspiel „Pferdejunge Krischan“ zugesprochen.

Anläßlich des 70. Geburtstages Johannes R. Bechers wird im Mai dieses

Jahres eine Johannes-R.-Becher-Medaille verliehen. Diese höchste Auszeichnung des Deutschen Kulturbundes soll für hervorragende Leistungen bei der Entwicklung unserer sozialistischen Nationalkultur, bei der Förderung einer volksverbundenen sozialistischen Intelligenz und für hervorragende Leistungen auf dem Gebiet der kulturellen Massenarbeit vergeben werden.

Eine Anthologie mit Arbeiten schreibender Bauern wurde unter dem Titel „Zwischen Saat und Ernte“ vom Zentralhaus für Volkskunst in Leipzig unter Mitarbeit des Literaturinstituts „Johannes R. Becher“ herausgegeben.

Der Arion Verlag in Weimar kündigte für dieses Jahr das Erscheinen eines Bestandsverzeichnisses des Goethe- und Schiller-Archivs der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur an. Das Werk vermittele – so heißt es – eine Gesamtübersicht über alle in diesem Literaturarchiv vereinigten handschriftlichen Zeugnisse der Literatur.

Die Technische Hochschule in Zürich, die den Thomas-Mann-Nachlaß betreut, erwarb für ihren kostbaren Besitz das Bodmer-Haus, einen Musensitz, in dem Kleist, Keller, Klopstock, Wieland und Goethe zu Gast waren. Die Umzugsarbeiten und die Einrichtung einer würdigen Gedenkstätte sollen im kommenden Sommer beendet sein.

Die Diskussionsredner des „Deutschen Kulturtages“ in München, unter ihnen auch Gäste aus der DDR, bezeichneten eine engere kulturelle Zusammenarbeit zwischen den beiden deutschen Staaten im Interesse der Verständigung und des Friedens für wünschenswert und notwendig. Auf den Vorwurf westdeutscher Diskussionsredner, der westdeutsche Buchhandel kümmere sich zu wenig um

die Literatur aus der DDR, antworteten verschiedene Vertreter des Buchhandels, daß ihre Initiative von westdeutschen Ministerialstellen und Gerichten behindert, ja nahezu unmöglich gemacht werde.

Der „Dreigroschenroman“ von Bertolt Brecht erschien im Verlag Penguin-Books, London, in einer Auflage von 25 000 Exemplaren in der Übersetzung von Desmond Vesey und Christopher Isherwood. Kurz vorher war von dem Londoner Menthuenverlag der erste Band einer geplanten Gesamtausgabe mit den Stücken „Der kaukasische Kreidekreis“, „Dreigroschenoper“, „Leben des Galilei“ und „Die Verurteilung des Lukullus“ herausgegeben worden.

In der Volksrepublik Polen erschien kürzlich Thomas Manns „Doktor Faustus“ in einer Auflage von 10 000 Exemplaren, die sofort nach Erscheinen vergriffen war.

Die erste deutsche Übersetzung einiger Werke des ukrainischen Dichters Taras Schewtschenko, dessen Todestag sich im vergangenen Monat zum 100. Male jährte, wurde im Landesmuseum der Stadt Tschernowzy aufgefunden. Der Druckvermerk dieses Buches stammt aus dem Jahre 1870.

Im vergangenen Monat fand in Tokio eine außerordentliche Konferenz der afroasiatischen Schriftsteller statt, auf der über die Lage in den Ländern Asiens und Afrikas und über die Hauptaufgaben der Schriftsteller dieser Länder beraten wurde.

Ein bisher unbekanntes Stück und etwa 50 unveröffentlichte Briefe George Bernard Shaws sollen im Herbst in London veröffentlicht werden. In dem Schauspiel gehe der irische Dramatiker auf die britische Palästina-Politik ein, heißt es in der Meldung.

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Franz Fühmann: Die heute vierzig sind.
(Die Reihe, 56.) Aufbau-Verlag, 100 S.
1,95 DM

Otto Gotsche: Unser kleiner Trompeter.
Mitteldeutscher Verlag, Halle, etwa 420 S.
etwa 7,- DM

Karl Grünberg: Mit der Zeitlupe durch
die Weimarer Republik. (Rote-Dietz-
Reihe, 12.) Dietz Verlag, Berlin, 239 S.
1,60 DM

Friedrich Lange: Warte, ich komme nach.
Roman. Buchverlag Der Morgen, Berlin,
176 S. 4,20 DM

August Langele: Weg ohne Umkehr. Ro-
man. Verlag Tribüne, Berlin, 160 S.
4,80 DM

K. Ph. Moritz: Salomon Maimons Le-
bensgeschichte. Gustav Kiepenheuer Ver-
lag, Weimar, 163 S. 3,80 DM

Hans Maretzki: Die Kommunarden von
Paris. Deutscher Militärverlag, Berlin,
etwa 156 S. etwa 6,80 DM

Erika Paschke: Martin. (Treffpunkt -
heute.) Mitteldeutscher Verlag, Halle,
etwa 80 S. 1,- DM

W. K. Schweickert: Tatort Lehrerzimmer.
(Kleine Roman-Reihe.) Mitteldeutscher
Verlag, Halle, 330 S. 3,50 DM

Dora Teitelboim: Ballade von Little
Rock. Aus dem Jiddischen. Nachdich-
tung von Karl-Heinz Jakobs. Dietz Ver-
lag, Berlin, etwa 64 S. etwa 4,20 DM

Christa Wolf: Moskauer Novelle. Mittel-
deutscher Verlag, Halle, etwa 128 S.
3,60 DM

An den Tag gebracht. Anthologie. Hrsg.
von H. Sachs. Mitteldeutscher Verlag,
Halle, etwa 450 S. 7,50 DM

Stimme des Vortrups. Proletarische
Laienlyrik 1914-1945. Hrsg. von Ursula
Münchow, Dietz Verlag, Berlin, etwa
120 S. etwa 4,80 DM

Literaturtheorie und Literaturkritik

Karl-Heinz Hahn: Goethe- und Schiller-
Archiv. Bestandsverzeichnis. Arion Ver-
lag, Weimar, etwa 320 S. etwa 20,- DM

Lenin über die Presse. Sammelband.
Hrsg. Fakultät für Journalistik der Karl-
Marx-Universität, Leipzig, 547 S. 7,50 DM

Paul Reimann: Von Herder bis Kisch.
Dietz Verlag, Berlin, 290 S. 6,50 DM

Weimarer Beiträge - Zeitschrift für deut-
sche Literaturgeschichte, herausgegeben
von Louis Fühnberg und Hans-Günther
Thalheim. Sonderheft 1960. Arion Verlag,
Weimar, 340 S. etwa 4,50 DM

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

*W. I. Lenins Schrift „Parteorganisation
und Parteiliteratur“ und ihre aktuelle
Bedeutung,* von Hans Koch, „Zeitschrift
für deutsche Literaturgeschichte“ (Wei-
marer Beiträge) H. 4. 60

*Der Sozialismus und die bürgerliche Kul-
tur,* von Alfred Kurella, „Einheit“ H. 1. 61

*Krieg und Frieden in der neuen deut-
schen Literatur.* Zu einer Konferenz des
Germanistischen Instituts der Humboldt-
Universität, „Sonntag“ 5. 61

Der Schriftsteller und sein Jahrhundert,
von Lasar Lasarjew, „Sowjet-Literatur“
H. 12. 60

Materialismus und Dialektik im Weltbild Goethes, von Christoph Trilse, „Der Bibliothekar“ H. 1. 61

Sozialistische Moral – marxistische Ethik – Literatur zu Fragen der sozialistischen Moral, von Siegfried Wollgast, „Der Bibliothekar“ H. 1. 61

Das Tragische und das Komische / Der Übergang vom Tragischen zum Komischen in Gestalten der russischen Literatur, von Juri Borew, „Kunst und Literatur“ H. 1. 61

Über die Skizze, von Trude Richter, „Kunst und Literatur“ H. 1. 61

Zu unseren Beiträgen

Der Beitrag von Heinz Willmann entstammt dem im Dietz Verlag, Berlin, erscheinenden Band „Deutschlands unsterblicher Sohn – Erinnerungen an Ernst Thälmann“.

„Vorabend“ ist ein Vorabdruck aus dem im Verlag Neues Leben, Berlin, erscheinenden Roman „Auf Leben und Tod“ von Karl Veken.

Der Beitrag von Elisabeth Simons folgt einem Kapitel aus ihrer Dissertationsarbeit „Zur Tätigkeit des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands – 1928 bis 1933“.

„Die ersten Stunden zu Haus“ von Werner Reinowski ist ein Auszug aus dem in Kürze im Tribüne Verlag, Berlin, erscheinenden zweiten Band „Zwei Brüder“.

E. R. Greulichs Roman „Keiner wird als Held geboren“ erscheint im Verlag Neues Leben, Berlin.

Fritz Selbmanns Buch „Die lange Nacht“ bringt der Mitteldeutsche Verlag, Halle, heraus.

„Die Prüfung“ ist ein Vorabdruck aus dem Buch von Marta Nawrath, das unter dem Titel „Das letzte Gesicht“ im Mitteldeutschen Verlag, Halle, herauskommen wird.

Ebenfalls im Mitteldeutschen Verlag erscheint das Buch von Bernhard Seeger, dem das Kapitel „Genosse Wollni hilft auf dem Lande“ entnommen ist.

Harry Falkenhayn (Jahrgang 1930), dessen Erzählung „Jupp“ wir in der Rubrik „Erste Versuche“ veröffentlichen, arbeitet als Maschinenschlosser in der Maschinenfabrik Halle.

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreislste Nr. 1 gültig.

Druck: 1/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 5259. A 199

JOACHIM HEINRICH CAMPE

Briefe aus Paris

Während der Französischen Revolution geschrieben

Herausgegeben von Helmut König

Mit 1 Frontispiz und Abbildungen, etwa 400 Seiten

Ganzleinen, etwa 8,50 DM

„Es ist ein großer, rührender, Herz und Geist erhebender Anblick, ein seit Jahrhunderten unterdrücktes und despotisch beherrschtes Volk in den festlichen Momenten zu sehen, da es sein schweres Sklavenjoch eben glücklich abgeschüttelt hat ...“, schrieb der als Pädagoge und Bearbeiter der berühmtesten deutschen Ausgabe des „Robinson“ bekannte Joachim Heinrich Campe 1789 aus Paris. Die begeisterte Anteilnahme an den weltbewegenden Ereignissen jener Zeit spiegelt sich in all seinen „Briefen aus Paris“ wider. Sie bilden das Kernstück des vorliegenden Bandes, der außerdem Briefe Campes enthält, die er während seiner Reisen nach Frankreich und England verfaßte.

Die lebendig geschriebenen Reisebriefe gehören zu den eindrucksvollsten Berichten über die Französische Revolution. Damit setzt der Verlag die Herausgabe bisher vernachlässigter literarisch-publizistischer Zeugnisse bedeutender deutscher Demokraten des 18. und 19. Jahrhunderts fort.

RÜTTEN & LOENING · BERLIN